

Kewes, Andreas; Müller, Moritz; Munsch, Chantal
**Engagement im Zwiespalt. Erfahrungen ehemaliger Engagierter in
Wohlfahrtsverbänden, Kirchengemeinden, Sportvereinen und
Umweltinitiativen**

Weinheim : Beltz Juventa 2025, 198 S.



Quellenangabe/ Reference:

Kewes, Andreas; Müller, Moritz; Munsch, Chantal: Engagement im Zwiespalt. Erfahrungen ehemaliger Engagierter in Wohlfahrtsverbänden, Kirchengemeinden, Sportvereinen und Umweltinitiativen. Weinheim : Beltz Juventa 2025, 198 S. - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-330845 - DOI: 10.25656/01:33084; 10.3262/978-3-7799-8410-8

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-330845>

<https://doi.org/10.25656/01:33084>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen sowie Abwandlungen und Bearbeitungen des Werkes bzw. Inhaltes anfertigen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. der Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Die neu entstandenen Werke bzw. Inhalte dürfen nur unter Verwendung von Lizenzbedingungen weitergegeben werden, die mit denen dieses Lizenzvertrages identisch oder vergleichbar sind.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public and alter, transform or change this work as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work. If you alter, transform, or change this work in any way, you may distribute the resulting work only under this or a comparable license.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft



Andreas Kewes | Moritz Müller |
Chantal Munsch

Engagement im Zwiespalt

Erfahrungen ehemaliger Engagierter
in Wohlfahrtsverbänden,
Kirchengemeinden, Sportvereinen
und Umweltinitiativen

BELTZ JUVENTA

Andreas Kewes | Moritz Müller | Chantal Munsch
Engagement im Zwiespalt

Die Autor:innen

Chantal Munsch, Dr., ist Professorin für Sozialpädagogik an der Fakultät II Bildung-Architektur-Künste der Universität Siegen, Department Erziehungswissenschaft. Ihre Forschungsschwerpunkte sind (verwehrte) Partizipation, freiwilliges Engagement, Folgen sozialer Hilfen und die Herstellung von Differenz in der Migrationsgesellschaft.

Andreas Kewes, Dr. phil., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Department Erziehungswissenschaft der Universität Siegen. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Engagement- und Bewegungsforschung, dabei arbeitet er insbesondere empirisch zu Migrationsgesellschaften.

Moritz Müller war von 2019 bis 2022 wissenschaftlicher Mitarbeiter im DFG-Forschungsprojekt »Spannungsverhältnisse in Engagementfeldern«. Seit 2023 ist er Doktorand im DFG-Graduiertenkolleg »Folgen sozialer Hilfen« an der Universität Siegen. Seine Forschungsschwerpunkte sind freiwilliges Engagement, niedrigschwellige Soziale Arbeit sowie Wohnungslosigkeit und Wohnungslosenhilfe.

Andreas Kewes | Moritz Müller | Chantal
Munsch

Engagement im Zwiespalt

Erfahrungen ehemaliger Engagierter in
Wohlfahrtsverbänden, Kirchengemeinden,
Sportvereinen und Umweltinitiativen

BELTZ JUVENTA

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – Projektnummern
419367942 und 236860160

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz **Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell** - Weitergabe unter gleichen Bedingungen **4.0 International (CC BY-NC-SA 4.0)** veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/deed.de>

Verwertung, die den Rahmen der **CC BY-NC-SA 4.0 Lizenz** überschreitet, ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Die in diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe/Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-8409-2 Print

ISBN 978-3-7799-8410-8 E-Book (PDF)

DOI 10.3262/978-3-7799-8410-8

1. Auflage 2025

© 2025 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

service@beltz.de

Einige Rechte vorbehalten

Herstellung: Myriam Frericks

Satz: xerif, le-tex

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag

(ID 15985-2104-1001)

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

1. Einleitung	9
1.1 Forschungsstand	11
1.2 Die Entwicklung der Forschungsperspektive auf Engagementfelder – Zusammenfassung zentraler Forschungsergebnisse	13
2. Forschungszugang	18
2.1 Narrative Interviews und Gruppendiskussionen: Engagierte können ihre Perspektive entfalten	18
2.2 Dokumentarische Methode: Suche nach ähnlichen Erfahrungen in spezifischen Kontexten	20
2.3 Stichprobe	23
3. Engagement in Wohlfahrtsverbänden zwischen Resonanz und Widerspruch	29
3.1 Resonanzbeziehungen mit den Adressat*innen der Hilfe	29
3.2 Widerspruch zu Umgangsweisen in Organisationen	37
3.2.1 Entwicklung des Widerspruchs anhand von konkreten Erfahrungen	38
3.2.2 Emotionalität	40
3.2.3 Selten explizierter Widerspruch: Fehlen zuständiger Ansprechpartner*innen	41
3.2.4 Widerspruch als moralische Positionierung gegen den Wohlfahrtsverband	43
3.3 Should I stay or should I go? Die Spannung zwischen bindenden und abträglichen Erfahrungen	45
3.4 Zusammenfassung	47
4. Unterschiedliche Logiken im Kirchenengagement: Engagement zwischen Gemeinschaft, Bewegung und Organisation	49
4.1 Kirchengemeinde als Gemeinschaft der Gläubigen	50
4.1.1 Kirchengemeinde als <i>Glaubensgemeinschaft</i>	51
4.1.2 Kirchengemeinde als <i>Glaubensgemeinschaft</i>	58
4.2 Kirchengemeinde als Ort von sozialer Bewegung	62
4.3 Kirchengemeinde als Organisation	72

4.4	Zusammenfassung	78
5.	Engagement in Sportvereinen zwischen Selbstzweck und Strukturbildung	80
5.1	Der Selbstzweck: Die Freude an der Bewegung	81
5.1.1	Freude an der technischen Beherrschung einer Sportart	84
5.1.2	Freude in einem institutionalisierten Kontext	85
5.1.3	Freude in Gemeinschaft	86
5.2	Die Schaffung und Erhaltung notwendiger Strukturen: Der selbstorganisierte Sport als Last	89
5.2.1	Arbeit am Training	90
5.2.2	Arbeit im Zusammenhang mit Regelwerken und Trainingslizenzen	93
5.2.3	Arbeit im Vorstand	95
5.2.4	Zur Ambivalenz der Arbeit an Strukturen	100
5.3	Zusammenfassung	101
6.	Engagement in Umweltinitiativen zwischen Umweltbewusstsein und Kompetenzanspruch	103
6.1	Umweltbewusstsein und die Attraktivität der Ziele binden an das Engagement	105
6.2	Die notwendige Ressourcenausstattung der Engagierten	111
6.3	Zusammenfassung	116
7.	Zwischenfazit: Zur Feldspezifik von Engagementdynamiken	119
8.	Verschiedene Vorstellungen von Kooperation als Herausforderung im Engagement	125
8.1	Puzzleteile	126
8.2	Spielsteine	131
8.3	Puzzleteil und Spielstein – in einer Erzählung	136
8.4	Zusammenfassung	138
9.	Das Kuratieren von Lebenszeit mit Engagement	140
9.1	(In-)Kongruenzen: Wenn Engagement (nicht mehr) zu anderen Lebensbereichen passt	142
9.1.1	Kongruenz als Passung des Engagements zu verschiedenen Lebensbereichen zu einem biografischen Zeitpunkt	143

9.1.2	Inkongruenz als fehlende Passung des Engagements zu anderen Lebensbereichen zu einem biografischen Zeitpunkt	147
9.2	(In-)Kohärenzen: Wenn Engagement im biografischen Verlauf (keinen) Sinn (mehr) ergibt	150
9.3	Zusammenfassung	157
10.	Verletzbarkeit	159
10.1	Der Verlust von Zugehörigkeit und von bedeutsamen Orten	160
10.2	Der Verlust von Sinn in der Arbeit	165
10.3	Abwertende Zuschreibungen statt Würdigung der Arbeit	170
10.4	Zusammenfassung	173
11.	Fazit: Eine feldvergleichende Perspektive auf Engagement	175
11.1	Engagement im Zwiespalt zwischen bindenden und abträglichen Erfahrungen	175
11.2	Zur Feldperspektive auf Engagement	178
11.2.1	Zur Feldspezifik von bindenden und dem Engagement abträglichen Erfahrungen	178
11.2.2	Zur Spezifik von Engagement als Arbeit	180
11.2.3	Zum Potenzial einer Feldperspektive auf Engagement	183
11.3	Engagementdynamik aus einer relationalen Perspektive	184
11.4	Zur Prozessualität von Engagement	187
	Anhang: Transkriptionsregeln	190
	Literaturverzeichnis	192

1. Einleitung

Bilder von Engagierten sind in unterschiedlichen Zusammenhängen präsent. Während wir dieses Buch fertig stellen, stehen etwa zu Weihnachten 2023 freiwillige Feuerwehrleute auf überfluteten Wiesen und Straßen und helfen Flutopfern nach tagelangen Regenfällen. Im Frühjahr 2024 organisieren an unterschiedlichsten Orten der Bundesrepublik Menschen Demonstrationen und Proteste gegen Rassismus. Beim Kirchentag im Mai 2024 in Erfurt wird sichtbar, wie viele Menschen in einer der großen Kirchen in Deutschland aktiv sind – im Gegensatz zum medial verbreiteten Bild enttäuschter Christ*innen, die ihren Gemeinden den Rücken kehren. Während der Fußball-EM schließlich erinnern die Trailer des Deutschen Fußball-Bundes in den Werbepausen daran, dass im Verein die wahren Profis am Werk sind.

In diesem Zusammenhang könnte man sich die Frage stellen, was das eigentlich für Menschen sind, diese freiwillig Engagierten? Wie geht es ihnen? Warum machen sie das – im Winter, auf der nassen Wiese oder in der zunehmend schwindenden Glaubensgemeinschaft? Woher nehmen sie sich ihre Zeit? Wie arbeiten sie zusammen? Wann und wieso beenden sie ihr Engagement? Und wie unterscheiden sich eigentlich die verschiedenen Bereiche, in denen sie sich engagieren? Würde ein Küster anders von seinem Engagement erzählen als jemand aus der freiwilligen Feuerwehr? Würden Umweltaktivist*innen anderes betonen als Fußballjugendtrainer*innen?

Das sind Fragen, mit denen sich die Forschung zum freiwilligen Engagement beschäftigt. Manches davon ist besser erforscht als anderes, z. B. gibt es viel Wissen über die Motivation, die Bildungsabschlüsse und den ökonomischen Status von Engagierten, über den Umfang der im Engagement verbrachten Zeit oder die Organisationsstrukturen, in denen das Engagement stattfindet. Auf die Frage: Was sind das für Leute? kann also oft eine Antwort gegeben werden. Auch gibt es mittlerweile valide Forschung etwa zu Vereins- oder Verbandsstrukturen (Schubert et al. 2023) oder über Protestformen und -routinen (Langebach 2021). Allerdings lässt sich mit Shachar et al. (2019) von einer „Blackbox“ des Engagementalltags sprechen. Es ist wenig erforscht, was in diesem Alltag passiert. Es gibt immer noch Bedarf nach mehr Wissen über die Beziehungen im Engagement, über Hierarchien sowohl zwischen Ehrenamtlichen als auch zwischen Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen (Hustinx et al. 2022, S. 8). Wir wissen auch wenig über die Dynamiken des Ein- und Ausstiegs in das bzw. aus dem Engagement. Diese Perspektiven auf den Alltag des Engagements, auf die Beziehungen im Engagement sowie

auf den Ein- und Ausstieg prägen das nachfolgende Buch.¹ Im Zentrum steht dabei die Frage, wie Engagierte ihr Engagement erleben.

Dass viele verschiedene gesellschaftliche Bereiche wie etwa Wohlfahrtsverbände, Kirchengemeinden, Sportvereine und Umweltinitiativen ohne freiwilliges Engagement kaum funktionieren würden, wurde vielfach betont. Ebenso, dass freiwilliges Engagement eine wichtige Möglichkeit für Mitgestaltung bietet. Mit der Frage, wie die Engagierten ihr Engagement erleben, schaut der vorliegende Band nun sozusagen hinter diese oft gehörte Bestätigung des Nutzens von Engagement. Unser Anliegen ist es, zu einem tieferen Verständnis der Dynamiken eines Engagements aus der Perspektive von Engagierten beizutragen.

Wir nutzen den Begriff der Engagementdynamik, um die Prozessualität von Engagement zu betonen. Etwas vereinfacht formuliert, geht es uns darum, den Verlauf eines Engagements mit seinen Höhen und Tiefen nachzuzeichnen und zu verstehen, worauf sich diese typischerweise zurückführen lassen. Eine Engagementdynamik nachvollziehen zu können bedeutet in letzter Konsequenz auch zu verstehen, warum Menschen ihr Engagement abbrechen. Diesen Abbruch des Engagements wollen wir im Zusammenhang mit der Dynamik des gesamten Engagements verstehen. Mit der Frage nach Engagementdynamiken geht es uns in diesem Sinne um ein differenziertes Verständnis von Engagement, welches wir in seiner Komplexität und seinen Zusammenhängen in den Blick nehmen wollen.

Um Engagementerfahrungen nachvollziehen und vertiefte Einsichten in den Alltag der Engagierten bekommen zu können, eignet sich qualitative Forschung besonders gut (Wilson 2012, S. 201; Hustinx 2010, S. 252). Weil Interviews besonders gut geeignet sind, um die Perspektive der Beteiligten zu verstehen, haben wir Engagierte gebeten, uns ihre Engagementgeschichten zu erzählen: Wie hat alles angefangen? Was haben sie im Engagement erlebt? Wie hat sich ihr Engagement von seinem Anfang bis zu seinem Ende nach und nach entwickelt?

Um das Engagement in seiner Dynamik umfassend verstehen zu können, haben wir Engagierte befragt, welche bereits ein Engagement abgebrochen haben. Um sicherzugehen, dass wir mit dieser Stichprobe nicht eine Besonderheit erfassen, etwa weil wir nur besonders enttäuschte Engagierte befragt haben, haben wir die 65 Interviews mit Engagierten, die ein Engagement abgebrochen haben, mit zehn Gruppendiskussionen mit Engagierten verglichen, die zum Zeitpunkt des Gespräches noch engagiert waren. Um die Spezifik unterschiedlicher

1 Idealtypisch werden in der internationalen Engagementforschung drei Stadien der Freiwilligenarbeit unterschieden: die Vorläufer (antecedents), die Erfahrungen (experiences) im Verlauf des Engagements und die Konsequenzen (consequences) des freiwilligen Engagements. Diese Stadien lassen sich natürlich nicht vollständig unabhängig voneinander beschreiben – bei der Unterscheidung geht es zunächst nur um eine Sortierung des zu untersuchenden Engagementprozesses. Aber es gibt den klaren Befund, dass zu dem mittleren Teil, den Erfahrungen im Vollzug des Engagements, zu denen auch der Abbruch gehört, die wenigsten empirischen Studien vorliegen (Wilson 2012, S. 201; Shachar et al. 2019, S. 246).

Engagementbereiche verstehen zu können, haben wir außerdem Engagierte aus verschiedenen Bereichen befragt (s. u.).

Wir haben den (ehemaligen) Engagierten keine spezifischen Fragen vorgegeben, sondern mit einer möglichst offenen Perspektive analysiert, was sie in ihren Erzählungen relevant machen: Welche Erfahrungen heben sie hervor, um die Dynamik ihres Engagements verständlich zu machen? Was betonen sie besonders, was stellen sie ausführlicher dar? Solche Relevantsetzungen werden in dem vorliegenden Buch dargelegt. Es geht uns dabei jedoch nicht in erster Linie um individuelle Geschichten, sondern um typische Strukturmerkmale, welche verschiedene Erzählungen gleichermaßen prägen.

Wir haben die – sehr verschiedenen – Erzählungen systematisch miteinander verglichen, um zu erfahren, was Engagementdynamiken typischerweise ausmacht. Deutlich geworden ist dabei zweierlei: Einerseits sind Engagementgeschichten in der Tat sehr verschieden – in diesem Sinne gibt das vorliegende Buch auch einen Einblick in die Vielfalt des Engagements. Andererseits hat sich gezeigt, dass die Engagementdynamiken sich auf ähnliche Spannungsverhältnisse zurückführen lassen – und diese stellen wir in diesem Buch vor.

Mit dem Begriff der Spannungsverhältnisse machen wir deutlich, dass wir den Abbruch nicht verstehen können, wenn wir nicht erfassen, was die Engagierten an ihr Engagement bindet. Erfahrungen, die dem Engagement abträglich sind, und solche, die an das Engagement binden, können im Engagement nicht unabhängig voneinander verstanden werden – das ist ein zentrales Ergebnis unserer Analysen. Wir haben die Engagierten nach ihren Engagementgeschichten gefragt – und viele von ihnen haben uns ausführlich dargelegt, wieso gerade dieses Engagement (immer noch) für sie so bedeutsam ist. Erst vor diesem Hintergrund konnten sie uns dann auch von der Entscheidung zu einem Abbruch erzählen, mit all den Zweifeln, die diese Entscheidung z.T. auch begleitete. Deutlich geworden ist uns in den Erhebungen und Auswertungen somit, dass das Engagement durch ein Spannungsverhältnis von bindenden und abträglichen Erfahrungen gekennzeichnet ist. Dieses prägt die Engagementerfahrung, aber auch die Abbruchserzählungen.

1.1 Forschungsstand

Zur Beendigung von Engagement wurde noch wenig geforscht. Dies erstaunt, weil das Ende gerade in Zeiten von verkürztem und projekthaftem Engagement konstitutiv zum Engagement gezählt werden müsste – Engagement wird nicht mehr als ein lebenslanges Ehrenamt verstanden (welches es wohl auch nie für alle war) (Dunn et al. 2016; Hyde et al. 2016). Auch wenn der Verlauf und die Beendigung von Engagement noch nicht umfänglich erforscht wurden – einige relevante Studien gibt es durchaus. So wurde etwa erforscht, dass Engagierte bestimmte

Ressourcen wie Bildungsabschlüsse, Sozialkontakte oder materielle Absicherung benötigen (Wilson 2012, 2000; Harflett 2015). Wer keine Zeit für Engagement hat, weil zunächst sprichwörtlich die Brötchen verdient werden müssen, ist im Engagement nicht (mehr) anzutreffen; wer nicht gut genug versteht, was bei der Arbeit als Kassenprüfer oder Schriftführerin zu beachten ist, übt solche Tätigkeiten nicht lange aus. Erforscht wurde weiterhin, dass eine individuelle Motivation die Bereitschaft zur Aufnahme von Engagement fördert und besonders motivierte Menschen länger im Engagement bleiben bzw. dass Engagierte bei nachlassender Motivation oder dem Nichterfüllen ihrer Erwartungen das Engagement abbrechen (Snyder und Omoto 2008; Stukas et al. 2009; Forner et al. 2024). Dazu gibt es allerdings auch den kritischen Einwand, dass Engagierte im Verlauf eines Engagements ihre Sichtweise auf dieses ändern. Die Motive für den Ausstieg sind deswegen oft andere als diejenigen für den Einstieg ins Engagement (so z. B. Willems et al. 2012; Dury 2018).

Im Zusammenhang mit der Frage, wie sich Engagierte gewinnen und halten lassen, legen viele Forschungsprojekte ihren Fokus auf die Frage, wie sich Engagement professionell steuern lässt. Engagementabbrüche erscheinen hier als Ergebnis eines falschen Managements von Engagierten, beispielsweise weil nicht auf ihre Beschwerden reagiert wurde (Garner und Garner 2011; Allen und Mueller 2013). Engagementbeendigungen werden in diesem Zusammenhang auch oft auf eine fehlende Passung der Fähigkeiten und Motive der Engagierten zum Engagement zurückgeführt, wobei die Herstellung dieser Passung als Aufgabe des Engagementmanagements verstanden wird (Walk et al. 2019; Walk und Peterson 2023). Als weiterer Grund für Abbrüche wird schließlich das Gefühl fehlender Wirkmächtigkeit erforscht (Alfes et al. 2015). Im Vergleich zu solchen Studien beschreiben wir Herausforderungen, mit denen sich Engagierte auch bei bester Motivation und Passung auseinandersetzen müssen – auch dann, wenn das Management gut ist, oder wenn, wie in vielen Fällen, das Engagement kaum professionell unterstützt wird.

Zu der Frage, wieso Menschen ein Engagement aufnehmen und auch wieder abbrechen, finden wir in der Forschung unterschiedliche Erklärungen. Utilitaristische Erklärungsversuche gehen davon aus, dass Menschen sich engagieren, weil ihnen dies einen Nutzen verspricht (z. B. Emrich et al. 2017; Thieme und Wallrodt 2018). Normative Erklärungen gehen davon aus, dass sich Menschen engagieren, weil dies von ihnen erwartet wird bzw. um gesellschaftlich tradierten Rollen oder allgemeinen Erwartungen wie jenen eines Gemeinnsinns zu entsprechen (für Rollenverständnisse vgl. Niebuur et al. 2022; für Gemeinnsinn vgl. Bellah et al. 2008). Unsere Ergebnisse zeigen jedoch, dass beide Erklärungsansätze nicht ausreichen, um die Engagementdynamik zu erklären. Die von uns Befragten erzählen nicht, dass sie abbrechen, weil ihnen das Engagement nichts mehr bringen würde. Gesellschaftliche Werte spielen durchaus eine Rolle, reichen allerdings auch nicht aus, um die Engagementdynamik zu erklären. Prägend für die von uns analysier-

ten Erzählungen sind vielmehr spezifische Erfahrungen, welche die Menschen in ihrem Engagement machen und die sie an dieses binden oder die ihm abträglich sind.

Eine gewisse Lücke in der bisherigen Forschung zu Engagementabbrüchen ergibt sich schließlich auch daraus, dass sie entweder mit großen Fallzahlen allgemeine Aussagen über das Engagement an sich macht oder aber aufgrund von Fallstudiendesigns nur begrenzte Verallgemeinerungen zulässt. In diesem Spannungsverhältnis zwischen einer geringen bzw. sehr großen Kontextsensibilität haben wir ein Forschungsdesign entwickelt, welches die Dynamiken und Abbrüche in Bezug auf spezifische Engagementfelder hin erforscht.² In Anlehnung an Eliasoph (2016) versuchen wir somit, Engagement nicht auf wenige Aspekte oder universell gültige Regelmäßigkeiten zu reduzieren, sondern es in seiner Komplexität mit seinen unterschiedlichen Facetten und Widersprüchen zu verstehen.

1.2 Die Entwicklung der Forschungsperspektive auf Engagementfelder – Zusammenfassung zentraler Forschungsergebnisse

Die Ergebnisse, die wir in diesem Buch vorstellen, sind das Produkt von zwei Forschungsprojekten, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wurden. Es handelt sich somit nicht um eine Studie, die wir im Auftrag einer Kommune oder eines Verbandes gemacht haben, um Hinweise geben zu können, wie Abbrüche zukünftig reduziert werden können. Vielmehr geht es uns im Sinne von Grundlagenforschung, wie bereits beschrieben, um ein differenziertes Verständnis von Engagementtdynamiken.

In der Auseinandersetzung mit den Erzählungen der Engagierten haben sich der zentrale Fokus der Studie und damit auch die forschungsleitenden Fragen verändert. Im Folgenden stellen wir kurz den Forschungsprozess dar, in dem sich unsere zentrale Perspektive auf Engagement entwickelt hat. Damit wollen wir nachvollziehbar machen, wie die Ergebnisse, die in diesem Buch vorgestellt werden, entstanden sind. Wir zeigen, wie wir darauf kamen, dass gerade die jeweiligen Engagementfelder so zentral für das Verständnis der Engagementverläufe sind. Dieser Teil kann auch als eine erste Zusammenfassung unserer Ergebnisse gelesen werden.

2 Es wäre sicherlich ermüdend, an dieser Stelle einen Forschungsstand zum Engagement in den jeweiligen Feldern zu präsentieren. Deswegen haben wir hier darauf verzichtet und verweisen auf die jeweiligen Hinweise in den Kapiteln.

Ausgangspunkt des ersten Forschungsprojektes, mit dem wir 2014 gestartet sind, war die Frage, welche Rolle ein „Migrationshintergrund“³ für den Verlauf und den Abbruch eines Engagements in deutschen Wohlfahrtsverbänden spielt. Unsere These damals war, dass der Verlauf eines Engagements maßgeblich von den (fehlenden) Zugehörigkeiten der Engagierten geprägt wird. Deswegen haben wir Engagierte mit einem zugeschriebenen „Migrationshintergrund“ befragt, die sich in Wohlfahrtsverbänden engagierten. Wohlfahrtsverbände hatten wir als Forschungsfeld ausgewählt, weil sich diese in spezifischen Traditionen (Caritas – Katholizismus, Diakonie – Protestantismus, AWO – Arbeiterschaft) verorten, weshalb es denkbar gewesen wäre, dass Engagierte „mit Migrationshintergrund“ hier in besonderer Weise als Andere behandelt würden.

In der Tat entdeckten wir in den Interviews manches, was für eine Migrationsgesellschaft typisch ist: Rassismus, stereotypisierende Redeweisen über bestimmte Migrationsandere, die Reduktion von Engagierten auf besondere Sprachkenntnisse oder Zuschreibungen von kulturellen Besonderheiten. Auch die Engagierten selbst stellen sich wegen ihrer Herkunft oder Sprachkenntnisse als Expert*innen für ein bestimmtes kulturelles Wissen dar. Die Wohlfahrtsverbände erschienen uns als Teil einer Gesellschaft, die von migrationsbezogenen Differenzen geprägt ist: manche legen die Engagierten fest, etwa indem sie diese insbesondere als Sprachmittler*innen ansprechen, andere freuen sich einfach über ihre Bereitschaft zum Engagement.

Was aber unterschiedslos die Engagementsgeschichten (auch von Personen ohne Migrationsgeschichte) prägt und von den Engagierten relevant gemacht wird, sind spezifische Erfahrungen im Feld der Wohlfahrt. Die Erzählungen sind zum einen geprägt von den besonderen persönlichen Beziehungen, welche die Engagierten mit den alten, kranken oder geflüchteten Menschen machten, die sie betreuten. Diese Erfahrungen binden sie an ihr Engagement. Zum anderen spielt die Ökonomisierung der Wohlfahrt eine zentrale Rolle für den Abbruch des Engagements: Die Engagierten berichten von auf Effizienz statt auf Menschlichkeit ausgelegten oder nicht zielführenden Umgangsweisen, die sie nicht mittragen konnten. Deutlich wurde somit, dass das Feld der Wohlfahrt die Dynamik des Engagements prägt, indem es einerseits besondere zwischenmenschliche Beziehungen ermöglicht, gleichzeitig jedoch durch ökonomisierte Umgangsweisen geprägt ist, welche diese Beziehungen erschwert. Diese Erfahrungen, das wurde schnell deutlich, betonen Engagierte unabhängig von einem „Migrationshintergrund“.

Aufbauend auf diesen Ergebnissen wollten wir der Frage nachgehen, welche Bedeutung unterschiedliche Engagementfelder für die Dynamik eines Engagements haben. Deswegen haben wir in einem zweiten Forschungsprojekt syste-

3 Wir betrachten „Migrationshintergrund“ als eine gesellschaftliche Konstruktion und setzen den Begriff in Anführungszeichen, um dies deutlich zu machen (vgl. Munsch 2014).

matisch verschiedene Engagementfelder verglichen. Wir haben uns mit Wohlfahrtsverbänden, Kirchengemeinden, Sportvereinen und Umweltinitiativen vier Engagementfelder ausgesucht, in denen nicht nur möglichst unterschiedliche Tätigkeiten für Engagierte anfallen, sondern deren Organisationsformen sich auch unterscheiden. Wohlfahrt und Kirche sind durch eher hierarchische Strukturen geprägt, in denen Hauptamtliche viel und Engagierte weniger zu bestimmen haben. Sportvereine und Umweltinitiativen werden demgegenüber maßgeblich von den Engagierten selbst getragen. Hauptamtliche spielen hier eine untergeordnete Rolle.

Im systematischen Vergleich der Erzählungen konnten wir herausarbeiten, dass jedes dieser Engagementfelder mit spezifischen Herausforderungen für die Engagierten einhergeht. In den Kirchengemeinden ergibt sich die Herausforderung für das Engagement aus dem Umstand, dass die Engagierten verschiedene Erwartungen an ihre Kirchengemeinde haben. Während die einen Wert auf „nährhafte“ Predigten legen und sich mit ihrem Glauben auseinandersetzen wollen, bevorzugen andere Geselligkeit lieber „ohne Bibelsprüche“, und wieder andere betonen die Notwendigkeit einer sachgemäßen Verwaltungs- und Organisationsarbeit für das gute Funktionieren der Kirchengemeinden. Die Erzählungen zeigen, welche Schwierigkeiten zwangsläufig entstehen, wenn Kirche dadurch gekennzeichnet ist, dass mit ihr gleichzeitig so verschiedene Vorstellungen verbunden werden.

In den Sportvereinen wiederum ergibt sich die Herausforderung aus den Strukturen, welche für das gemeinsame Sporttreiben notwendig sind und erhalten werden müssen: Trainingseinheiten müssen regelmäßig und für unterschiedliche Altersgruppen angeboten werden, auch dann, wenn sie unregelmäßig besucht werden; Vorschriften zum Steuerrecht müssen eingehalten werden; Anlagen müssen regelmäßig erneuert und gepflegt werden. Auch wenn alle Befragten aus diesem Bereich von der Freude am gemeinsamen Sporttreiben berichten – so erscheint diese Arbeit an den Strukturen doch v. a. mühevoll.

Noch mal anders zeigen sich die Herausforderungen in den Umweltinitiativen. Hier ergibt sich die Herausforderung aus dem Ziel des Engagements: Wenn es darum geht, Strategien zu entwickeln, um mächtige Akteur*innen wie etwa Stadtverwaltungen zu Änderungen (etwa zum Bau von mehr Fahrradwegen) zu bewegen, dann müssen Engagierte sehr viel Zeit investieren, um das dazu notwendige Wissen zu erwerben. Das Engagement in Umweltinitiativen verlangt ausgeprägte Kompetenzen – und dies führt auch zu Konkurrenz zwischen den Engagierten.

Im systematischen Vergleich der Felder wurde aber auch deutlich, dass es spezifische Herausforderungen gibt, die für das Engagement allgemein gelten, unabhängig von den Engagementfeldern. Dies betrifft zunächst die Kooperation zwischen den Engagierten: Engagement bedeutet, dass die Engagierten sich für Projekte einsetzen können, die ihnen wichtig sind. Gemeinsam können sie Ideen ent-

wickeln und umsetzen. Allerdings ist die Art und Weise, wie sie dabei kooperieren, nicht vorgegeben. Unsere Analyse zeigt, dass die Erzählungen von divergenten Vorstellungen über die Art und Weise der Kooperation geprägt sind: Während die einen eine Zusammenarbeit wünschen, bei der verschiedene Kompetenzen sich wie Puzzelstücke ergänzen, betonen andere ihre besondere Kompetenz, mit der sie Pläne entwickeln, denen die anderen bitte folgen sollen. In den Erzählungen erscheinen beide Vorstellungen von Kooperation als gegensätzlich. Die Gleichzeitigkeit zwischen einer Freiheit, eigene Ideen und Arbeitsweisen mit anderen gemeinsam zu verwirklichen, und dem Fehlen von Strukturen und Vorgaben, wie diese Zusammenarbeit zu gestalten sei, führt zu Konflikten zwischen den Engagierten.

Eine zweite Herausforderung von Engagement besteht im hohen Anspruch, das Engagement in das eigene Leben zu integrieren. Die Erzählungen machen sehr deutlich, dass das Engagement nicht irgendeine Aufgabe ist, welche die Engagierten einfach übernehmen. Vielmehr müssen sie das Engagement in ihr Leben integrieren – passend zu ihren Fähigkeiten oder ihren Werten, passend zu der jeweiligen Lebensphase, in der sie sich befinden. Wir haben hierfür den Begriff des Kuratierens gewählt. In der Interpretation der Erzählungen werden Arrangements deutlich: das Engagement wird mit der Biografie oder den aktuellen Lebensumständen in einer Weise kombiniert, die entfernt an Kunstaussstellungen erinnert. Wir sehen eine ganz bestimmte Zusammenstellung, welche den Sinn eines Werkes (bzw. einer Engagementbiografie) deutlich machen soll.

Ein dritter Aspekt schließlich, der uns im Vergleich der Interviews deutlich wurde, ist die Verletzbarkeit, die mit Engagement einhergeht. Auch dieser Aspekt geht darauf zurück, dass das Engagement sich nicht in einer beliebigen Aufgabe erschöpft, welche die Engagierten übernehmen. Ganz im Gegenteil: Sie schildern das Engagement oft als eine Herzensangelegenheit, als eine Aufgabe, die ihnen sehr viel bedeutet. Dies führt dazu, dass ihnen Meinungsverschiedenheiten und Konflikte im Engagement ganz besonders nahegehen.

Diesen sieben verschiedenen Herausforderungen, welche einerseits in der Feldspezifik und andererseits im Engagement an sich begründet liegen, widmen sich sieben Kapitel des vorliegenden Buches. Die ersten vier Kapitel widmen sich dabei jeweils einem Engagementfeld. Hier stellen wir die bindenden und abträglichen Aspekte für das Engagement in Wohlfahrtsverbänden, Kirchengemeinden, Sportvereinen und Umweltinitiativen vor. Nach einem kurzen Zwischenfazit gehen wir auf die feldübergreifenden Herausforderungen der Kooperation, des Kuratierens und der Verletzbarkeit ein. Jedes Kapitel ist in sich abgeschlossen. Sie können die Kapitel unabhängig voneinander lesen. In ihrer Zusammenschau vermitteln sie ein differenziertes Bild über die verschiedenen Facetten von Engagement aus der Perspektive von Engagierten.

Zusätzlich zu den konkreten Erkenntnissen haben wir im Forschungsprozess eine spezifische Perspektive auf Engagementdynamiken entwickelt. Im Fazit er-

läutern wir diese Perspektive, damit sie auch für weitere Forschung nutzbar gemacht werden kann. Wir beschreiben die Ambivalenzen, die Feldspezifik und die damit einhergehenden Relationalität und Prozessualität, welche wir für eine weitere Erforschung von Engagementdynamiken für wesentlich erachten.

2. Forschungszugang

Das Ziel der beiden Forschungsprojekte⁴, deren Ergebnisse wir hier vorstellen, war die Rekonstruktion von Engagementverläufen aus der Perspektive von Engagierten, die ein freiwilliges Engagement beendet haben. Wir wollten analysieren, welche typischen Erfahrungen die Dynamik des Engagements in verschiedenen Engagementfeldern prägen und dabei den gesamten Verlauf vom Beginn eines bestimmten Engagements bis hin zu dessen Abbruch beleuchten. Aus dieser Fragestellung ergaben sich mehrere Anforderungen an das Forschungsdesign, die im Folgenden erläutert werden.

Erstens benötigten wir eine Form der Datenerhebung, die den (ehemaligen) Engagierten genügend Freiraum lässt, ihre Engagementgeschichten aus ihrer Perspektive zu erzählen und dabei eigene Relevanzen zu setzen. Da uns im Ergebnis weniger die individuellen Besonderheiten der einzelnen Engagementgeschichten interessierten, brauchte es zweitens einen systematischen Vergleich in der Datenanalyse, um insbesondere die fallübergreifenden Gemeinsamkeiten und geteilten Erfahrungen in den Engagementgeschichten zu entdecken. Drittens benötigten wir hierfür eine Stichprobe, die einen solchen Vergleich innerhalb und zwischen verschiedenen Engagementfeldern ermöglicht. Um sicherzustellen, dass wir mit unserer Stichprobe an ehemaligen Engagierten keine untypischen (und z. B. außergewöhnlich schlechten) Erfahrungen untersuchen, war dabei zudem ein Vergleich mit den Erzählungen von weiterhin aktiven Engagierten notwendig, die ihr Engagement (noch) nicht beendet hatten.

2.1 Narrative Interviews und Gruppendiskussionen: Engagierte können ihre Perspektive entfalten

Um (feld-)spezifische Spannungsverhältnisse zwischen bindenden und abträglichen Erfahrungen im Engagement zu verstehen, mussten wir die Perspektive der Engagierten rekonstruieren: Welches (Erfahrungs-)Wissen haben sie über das Engagement in einem bestimmten Feld erworben? Wir sind explorativ vorgegan-

4 Die hier vorgestellten Forschungsergebnisse basieren auf zwei Forschungsprojekten, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert wurden. Im ersten Projekt (Laufzeit 2014–2017) analysierten wir die Abbruchserzählungen insbesondere von Menschen mit einem sogenannten Migrationshintergrund in Organisationen der deutschen Wohlfahrtsverbände. Im zweiten Projekt (Laufzeit 2019–2024) verglichen wir diese Abbruchserzählungen mit jenen von Engagierten in Sportvereinen, Kirchengemeinden und Umweltinitiativen.

gen, um die Befragten nicht vorab auf ein Thema festzulegen, sondern möglichst offen zu erforschen, welche Themen für sie relevant sind: Welche Erfahrungen schildern sie? Wie erzählen sie ihre Engagementgeschichte? Und was betonen sie besonders, wenn sie erzählen sollen, wie sich ihr Engagement mit seinen Höhen und Tiefen entwickelte?

Um den gesamten Prozess von Engagementverläufen aus der Perspektive von ehemaligen Engagierten zu erfassen, haben wir narrative Interviews geführt (Schütze 1983). Bei dieser Interviewform stellen die Interviewer*innen zunächst keine konkreten Fragen. Vielmehr werden die Befragten darum gebeten, ihre Geschichte z. B. über einen bestimmten Lebensabschnitt (in unserem Fall eines vergangenen Engagements) zu erzählen. Die Befragten erhalten damit also einen möglichst großen Raum, um eigene Relevanzen und Themen in die Erzählung einzubringen, die aus ihrer Sicht bedeutsamen Erfahrungen in besonderer Intensität und Ausführlichkeit zu entfalten und die eigene Position (als engagierte Person) in einer für sie sinnvollen Art und Weise darzustellen.

Die erhobenen Interviews mit ehemaligen Engagierten begannen stets mit einem Erzählstimulus bzw. der offenen Bitte, den Verlauf des eigenen Engagements vom Anfang bis zum Ende zu erzählen. Dabei wurden die Befragten ausdrücklich dazu eingeladen, ihre Engagementgeschichte ausführlich und chronologisch zu erzählen: von den ersten Überlegungen zur Aufnahme des jeweiligen Engagements bis hin zum Abbruch des Engagements und dem Rückblick auf dasselbe zum Zeitpunkt des Interviews. Der erste Teil der Interviews bestand daher immer in einer sogenannten „Stegreiferzählung“ (Schütze 1984), in der die befragte Person ihre Geschichte ohne viel Vorbereitung erzählte. Nachdem diese Erzählung beendet war, stellten die Interviewer⁵ im zweiten Teil immanente Nachfragen, d. h. Nachfragen zu einzelnen Aspekten der erzählten Geschichte, um ausführlichere Schilderungen zu bestimmten Erlebnissen anzuregen, die von den Befragten nur kurz angedeutet wurden, oder um inhaltliche Rückfragen zu klären. Erst zum Ende der Interviews wurden weitere exmanente Nachfragen gestellt, d. h. Nachfragen, die sich nicht unmittelbar auf das Erzählte beziehen. Hier wurden beispielsweise Rückfragen zur befragten Person gestellt oder nicht selten abschließend nach einem besonderen Erlebnis im Engagement gefragt.

Die Interviews dauerten im Schnitt etwa eine Stunde. Die kürzeren Interviews dauerten eine halbe Stunde, die längeren anderthalb Stunden, das längste Interview dauerte knapp drei Stunden. Ein großer Teil der Interviews wurde bei den Befragten zu Hause geführt. In den Zeiten der Coronapandemie wurden die Interviews online per Videotelefonie geführt (unsere Referenzen zu Beginn der Pandemie waren etwa Leinhos 2019; Archibald et al. 2019; Seitz 2016), was u. E. (erstaunlich) gut gelang: Anhand der Transkripte konnten wir (bis auf wenige Aus-

5 Die Interviews und Gruppendiskussionen führten Andreas Kewes und Moritz Müller.

nahmen bei besonders großen technischen Schwierigkeiten) kaum Unterschiede zwischen den digitalen Gesprächen und jenen in Präsenz ablesen.

Zum Vergleich mit den Einzelinterviews mit ehemaligen Engagierten haben wir außerdem zehn Gruppendiskussionen (Loos und Schäffer 2001) mit Engagierten geführt, die zum Zeitpunkt der Erhebung ihr Engagement (noch) nicht abgebrochen hatten. An diesen Diskussionen nahmen zwischen zwei und fünf Personen teil, die sich jeweils gemeinsam engagierten. Die Gruppendiskussionen begannen ebenfalls mit einem offenen Erzähl- bzw. Diskussionsstimulus, bei dem die Engagierten an den Beginn ihres Engagements zurückdenken und sich darüber austauschen sollten. Auch hier sollte der Interviewer möglichst nicht in das Gespräch eingreifen, sodass die Engagierten jene Themen relevant machen und diskutieren konnten, die für sie (als Gruppe) besonders relevant waren. Methodologisch besehen haben Gruppendiskussionen den Vorteil, dass sie gerade in Passagen mit hoher interaktiver Dichte – also Passagen in denen sich die Diskussionsteilnehmer*innen gegenseitig unterbrechen oder sich ergänzen und den Gedanken der anderen weiterspinnen – Einsichten in ein kollektives Wissen geben: In diesen Passagen wird besonders deutlich, welche Erfahrungen und Sichtweisen die Befragten miteinander teilen und welche ihnen gemeinsam wichtig sind. Zugleich ist es auch ein Nachteil der Gruppendiskussionen, dass einzelne Sprechende ihre individuelle Erfahrung hier nicht derart tieferschöpfend elaborieren können, wie es in den narrativen Interviews oft der Fall war. Die Gruppendiskussionen dauerten zwischen 42 und 78 Minuten. Die Gruppendiskussionen wurden, wie methodologisch vorgesehen (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 293), nur in denjenigen Passagen transkribiert, die sich durch eine hohe interaktive Dichte auszeichneten. Die Diskussionen wurden meist an den Orten geführt, an denen sich die Teilnehmenden engagierten. Da gerade eine interaktive Dichte und gegenseitige Unterbrechungen in digitalen Gesprächen kaum möglich sind, wurden diese Gespräche nur in Präsenz geführt und mussten für die Zeit der Coronapandemie unterbrochen werden.

2.2 Dokumentarische Methode: Suche nach ähnlichen Erfahrungen in spezifischen Kontexten

Ziel der Auswertung war es, mögliche *kollektive Erfahrungsräume*⁶ des freiwilligen Engagements zu rekonstruieren: In der vergleichenden Analyse der Engagementerzählungen sollten geteilte Erfahrungen identifiziert werden, die verschiedene Engagierte in spezifischen Kontexten auf ähnliche Weise machen. Dazu nut-

6 Die spezifischen Begriffe der dokumentarischen Methode haben wir im Folgenden kursiv markiert.

zen wir das hermeneutische Verfahren der dokumentarischen Methode (Bohn-sack 2010; Nohl 2017). Durch den systematischen Vergleich der Interviews und Gruppendiskussionen analysierten wir, ob sich in den Engagementserzählungen jeweils ähnliche Erzählweisen aus den Kontexten Wohlfahrtsverbände, Kirchengemeinden, Sportvereine und Umweltinitiativen finden ließen – und ob bzw. wie sich dadurch auf spezifische und zugleich ähnliche Erfahrungen schließen ließe.

Grundlegend für die dokumentarische Methode und ihre Suche nach kollektiven Erfahrungsräumen ist die Annahme, dass sich (handlungsleitendes) *Wissen* in praktischen Erfahrungen bildet. Der Begriff des Wissens ist dabei sehr breit zu verstehen: Er umfasst alle Einstellungen, Selbstverständlichkeiten, Fertigkeiten, Unterscheidungen, Relevanzen, aber auch Emotionen, die Menschen im Rahmen von (wiederkehrenden) Erfahrungen entwickeln. Charakteristisch für dieses alltägliche (Erfahrungs-)Wissen ist, dass es angewandt wird, ohne (viel) darüber nachzudenken: Wie man sich beispielsweise im Straßenverkehr verhält oder worauf es bei der Teilnahme an einer Versammlung ankommt, muss nur selten bewusst reflektiert oder gar explizit erklärt werden, weil es zum „routinierten Handeln“ (Nohl 2017, S. 6) in gewohnten Kontexten gehört. Die Rede ist daher auch von einem *impliziten* und *geteilten* Wissen, das in kollektiven Erfahrungsräumen (wie z. B. dem Straßenverkehr) von verschiedenen Menschen auf ähnliche Weise erworben wird. Solche kollektiv geteilten Wissensbestände zu rekonstruieren und auf die spezifischen Erfahrungsräume zu schließen ist der Gegenstand der dokumentarischen Methode.

Vor dem Hintergrund der methodologischen Grundannahmen ergaben sich insbesondere zwei Maximen für die empirische Analyse. Wesentlich für die Rekonstruktion des impliziten Erfahrungswissens der (ehemaligen) Engagierten war erstens die Analyse von Darstellungsweisen. Es wurde also nicht nur analysiert, *was* die Engagierten erzählen, sondern auch *wie* sie über das Engagement sprechen. Gerade die Analyse der Darstellungsweise gibt Aufschluss über die impliziten Gehalte der Erzählung: So haben wir etwa analysiert, welche Erfahrungen in einer Weise erzählt werden, als seien sie ganz selbstverständlich und müssten gar nicht weiter erklärt werden. Andere Erfahrungen werden dargestellt, als seien sie ganz besonders wichtig, schön oder schrecklich oder etwas, auf das man stolz sein könne. Wir haben somit danach geschaut, welches Vokabular verwendet wird oder welche Fluchtpunkte und positive oder negative *Gegenhorizonte* die Erzählung anleiten. Wie wird von anderen Personen im Engagementfeld berichtet? Welche Eigenschaften und Verhaltensweisen werden denen zugeschrieben? Wie berührt oder betroffen erzählen sich Engagierte von welchen Erfahrungen? Mit dieser Analyse der Darstellungsweise fragen wir danach, was die Erzählungen stillschweigend *orientiert*, d. h. was sie (implizit) anleitet und strukturiert. Dieser *Orientierungsrahmen*, der einer Erzählung ihren Sinn verleiht, verweist auf das alltägliche, implizite Wissen, d. h. also auf die Normen, Vorstellungen oder Einstellungen, die in einem bestimmten Kontext erworben wurden. Mit den

Worten der dokumentarischen Methode: In der Art und Weise der Darstellung *dokumentiert* sich das implizite Handlungswissen.

Zentral für unsere Auswertung war zweitens der *Vergleich* von Textpassagen. Unser Ziel war es nicht, die besondere Logik einer individuellen Engagementgeschichte zu verstehen. Es ging unserer Analyse also nicht darum, Engagierte zu typisieren, d. h. sie oder ihre Erzählungen in Bezug auf bestimmte Merkmale zu klassifizieren. Vielmehr ging es uns darum, die kollektiven Erfahrungen zu rekonstruieren, die von mehreren Engagierten geteilt werden.⁷ Deswegen verglichen wir Textstellen, denen ein ähnlicher Sinn zugrunde zu liegen schien. Minimal und maximal kontrastierende Sequenzen⁸ wurden dabei nicht nur innerhalb eines Interviews, sondern auch zwischen den Interviews verglichen. Wir suchten damit nach *kollektiv geteiltem Wissen* von Menschen, die ähnliche bzw. *strukturidentische* Erfahrungen gemacht haben. Durch den fallübergreifenden Vergleich von Interviewpassagen wurden also ähnliche Arten und Weisen des Erzählens gesucht und dann in einem zweiten Schritt auf die geteilten Erfahrungen geschlossen, welche diesen verschiedenen Erzählungen zugrunde liegen. Diese Ähnlichkeit, die sich in Erzählungen über verschiedene, aber eben strukturidentische Erfahrungen zeigen kann, bezeichnet die dokumentarische Methode als *homolog*.

Wesentlich für eine Auswertung, die sich an den Relevantsetzungen der Befragten orientiert, ist es, die Frage nach kollektiven Erfahrungsräumen im freiwilligen Engagement möglichst offen zu stellen. Dadurch können sich in der Auswertung auch andere geteilte Erfahrungsräume als relevant erweisen als diejenigen, die die Forschungsfrage zunächst vorgibt. Im Forschungsprozess wurde diese Offenheit für weitere Erfahrungsräume an zwei Stellen relevant: Im ersten Forschungsprojekt waren wir davon ausgegangen, dass Engagierte aufgrund ihres „Migrationshintergrundes“ strukturidentische Erfahrungen teilen (etwa als Andere behandelt zu werden), die zum Abbruch des Engagements führen würden. Befragen wollten wir Engagierte aus Wohlfahrtsverbänden, weil wir davon ausgingen, dass die Wohlfahrtsverbände bestimmten Traditionen entstammen (Caritas – Katholizismus, Diakonie – Protestantismus und AWO – Arbeiterbewegung) und sich daher in den jeweiligen Verbänden bestimmte Personen (eher ohne „Migrationshintergrund“) engagieren.

In der vergleichenden Analyse wurde jedoch deutlich, dass die Engagementserzählungen in besonderer Weise durch die Erfahrungen im Engagementfeld der Wohlfahrtsverbände strukturiert wurden. Prägend waren einerseits Schilde-

7 Als Beispiel: In der ersten Projektphase zeigte sich die emotionale Nähe zwischen Engagierten und (hilfsbedürftigen) Adressat*innen als eine geteilte Erfahrung, die in spezifischer Weise durch das Engagementfeld der Wohlfahrtsverbände geprägt wird (vgl. Kapitel 3 Engagement in Wohlfahrtsverbänden zwischen Resonanz und Widerspruch).

8 Verglichen wurden sowohl Passagen, die sich in Inhalt und/oder Erzählweise stark ähnelten, als auch Passagen, die sehr unterschiedlich oder gar gegensätzlich schienen.

rungen der zwischenmenschlichen Nähe und andererseits der Ökonomisierung. Wir schlossen daraus, dass diese für Engagement in Wohlfahrtsverbänden typisch sind (wenngleich wir durchaus auch Erzählungen zu Rassismus erhielten, der sich dann aber nicht nur auf das Engagement beschränkt, vgl. Munsch und Kewes 2019). Im zweiten Projekt wollten wir die kollektiv geteilten Erfahrungen in spezifischen Engagementfeldern vergleichen. Durch den systematischen Vergleich fanden wir darüber hinaus jedoch auch Erzählweisen, die wir als typisch für Erfahrungen im freiwilligen Engagement insgesamt halten: So wurde deutlich, dass die Kooperation zwischen Engagierten (vgl. Kapitel 8 Verschiedene Vorstellungen von Kooperation als Herausforderung im Engagement), das Kuratieren von Lebenszeit mit Engagement (vgl. Kapitel 9) sowie die Verletzbarkeit im Engagement (vgl. Kapitel 10 Verletzbarkeit) relevante Erfahrungen darstellen, die Engagementdynamiken unabhängig von den vier Engagementfeldern prägen.

Um Interviews und andere Daten in der qualitativen Forschung mit verschiedenen Perspektiven interpretieren zu können, sind Auswertungsgruppen wesentlich. In diesem Sinne arbeiteten auch wir in einer kleinen Interpretationsgruppe: Ursprünglich mit einer Projektleitung (Chantal Munsch), einem wissenschaftlichen Mitarbeiter (Andreas Kewes) und studentischen Hilfskräften (Annette Demir-Utsch, Moritz Müller und Anne-Marie Stumpf) ausgestattet, wuchs die Gruppe in der zweiten Projektphase neben der Projektleitung auf zwei wissenschaftliche Mitarbeitende (Andreas Kewes und Moritz Müller) und bis zu drei studentischen Hilfskräften (Sebastian Jendrek, Timo Skoluda und Nina Thielges) an. Seit Spätsommer 2014 arbeitete sich diese Gruppe etwa im wöchentlichen Rhythmus durch die Transkripte. Wir besprachen Leseindrücke zu ganzen Interviews, konzentrierten uns auf einzelnen Passagen, die wir gemeinsam interpretierten, und verdichteten unsere Interpretationen zu ersten Verallgemeinerungen. Während der Kontaktbeschränkungen durch die Coronapandemie fand diese Arbeit digital in Videokonferenzen statt. Die Treffen der Interpretationsgruppe wurden aufgenommen und anschließend protokolliert. Diese Interpretationsarbeit im Team wurde durch Beiträge in teamübergreifenden Forschungswerkstätten an der Universität Siegen ergänzt. In zwei Forschungsworkshops und zwei Abschlusstagungen mit externen Kolleg*innen sowie bei Tagungsteilnahmen wurden (vorläufige) Ergebnisse einer größeren Öffentlichkeit präsentiert und von dieser kritisch diskutiert.

2.3 Stichprobe

Befragt wurden Engagierte aus Wohlfahrtsverbänden, Kirchengemeinden, Sportvereinen und Umweltinitiativen, die ein Engagement abgebrochen hatten. Insgesamt wurden 65 Interviews und zehn Gruppendiskussionen geführt und davon 59 Interviews bzw. acht Diskussionen transkribiert. Die Auswahl zur

Transkription erfolgte im Sinne eines zweiten Samplings: Zum Teil stellte sich bereits bei der Erhebung heraus, dass ein Interview wenig ergiebig war, etwa weil zusammenhängende Erzählungen fehlten, kaum konkrete Erzählungen zu einer eigenen Engagementtätigkeit gemacht wurden, Sprachbarrieren oder technische Schwierigkeiten die Nutzung eines möglichen Transkriptes unmöglich machten.

Auf diese Weise wurden Erzählungen über ein breites Spektrum an Tätigkeiten erhoben. Ein Schwerpunkt bei den Interviews zu Wohlfahrtsverbänden (21 transkribierte und ausgewertete Interviews) lag zunächst bei Besuchstätigkeiten in Altersheimen, in späteren Interviews spielte das Engagement für Geflüchtete eine größere Rolle. Zum Sample gehörten aber auch eine Lesepatin, eine Engagierte in einer Kleiderkammer sowie eine Engagierte in einer Gruppe für gehörlose Menschen (zur vollständigen Liste der Befragten s. u.). Aus den Kirchengemeinden (17 Interviews) bekamen wir besonders viele Erzählungen von Engagierten aus Kirchengremien, aber auch aus der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Aus den Sportvereinen (zwölf Interviews) meldeten sich insbesondere Trainer*innen und ehemalige Engagierte aus dem Vorstand. Die Erzählungen über Umweltinitiativen (neun Interviews) behandeln verschiedene Engagements, insbesondere zu den Themen der Mobilität und Energiegewinnung.

Neben den Interviews mit Engagierten, die ein Engagement abgebrochen haben, führten wir Gruppendiskussionen mit Engagierten, die ihr Engagement (noch) nicht beendet haben. Dies waren fünf Gruppendiskussion mit Engagierten aus Wohlfahrtsverbänden, drei mit Engagierten aus Kirchengemeinden und je eines mit Engagierten aus Umweltinitiativen und Sportvereinen. Letzteres war den Kontaktbeschränkungen in der Coronapandemie geschuldet, da Gruppendiskussionen der zu analysierenden interaktiven Dichte wegen nicht über Videotelefonie geführt werden können.

Da im ersten Forschungsprojekt ein Schwerpunkt auf Menschen „mit Migrationshintergrund“ lag, sind diese in der Stichprobe insbesondere zu Wohlfahrt vergleichsweise stark repräsentiert. Repräsentativität, d. h. die exakte statistische Verteilung sozialer Gruppen im Sample, ist in der qualitativen Sozialforschung jedoch kein Gütekriterium. Vielmehr ist es das Ziel, einen ausreichenden Kontrast zwischen unterschiedlichen Erzählungen zu erreichen (zu den Gütekriterien qualitativer Sozialforschung vgl. Strübing et al. 2018). In diesem Sinne bemühten wir uns, nicht nur einen Kontrast zwischen den verschiedenen Engagementfeldern zu erreichen, sondern auch innerhalb der Engagementfelder kontrastierende Erzählungen zu erheben: zu unterschiedlichen Aufgaben wie etwa administrativen und Hands-On-Tätigkeiten, zu Geschichten von Männern und Frauen, von Menschen mit hohem und niedrigem Bildungsstatus oder aus ländlichen und städtischen Kontexten. Die Erhebung von Interviews mit Videotelefonie aufgrund der Kontaktbeschränkungen während der Coronapandemie ermöglichte es uns, den geografischen Radius, in dem Interviews erhoben wurden, noch einmal deutlich zu erweitern. Wichtig war uns insbesondere ein Kontrast von Geschichten aus un-

terschiedlichen Organisationen: Bei den Kirchen achteten wir darauf, gleichermaßen Erzählungen aus evangelischen wie katholischen Gemeinden zu erheben, bei den Umweltinitiativen sollten sowohl Umweltinitiativen erfasst sein, die Teil großer Verbände sind, als auch solche, die dies nicht sind. Bei den Sportvereinen sollten verschiedene Sportarten im Sample vertreten sein, sowohl klassische wie Fußball als auch eher Nischensportarten.

Konstitutiv für das Sampling in der qualitativen Sozialforschung ist ein zirkulärer Prozess zwischen Erhebung und Auswertung (Strübing et al. 2018, S. 90). Bereits die ersten erhobenen Interviews wurden intensiv ausgewertet. Mit den ersten Erkenntnissen zu Engagementdynamiken haben wir Kriterien überlegt, welche die weiteren zu erhebenden Interviews und Gruppendiskussionen erfüllen sollten. So haben wir im ersten Forschungsprojekt irgendwann die Bedingung fallengelassen, dass die Befragten einen sogenannten Migrationshintergrund haben sollen. Solche individuellen Merkmale waren jedoch letztlich für die Kontrastierung der Erzählungen in der Auswertung wenig relevant. Vielmehr verglichen wir etwa besonders empathische mit eher rationalisierenden Erzählungen oder Geschichten über gelingenderes und eher anstrengendes Engagement. Mit der Erhebung der Gruppendiskussionen haben wir immer erst begonnen, wenn wir durch die Auswertung von Interviews bereits einen gewissen Überblick über das jeweilige Engagementfeld hatten. Wir beendeten die Erhebung, als wir den Eindruck erhielten, unserer Analyse keine wirkliche Neuerung mehr hinzufügen zu können und damit das Gütekriterium der empirischen Sättigung als erfüllt ansahen (vgl. Strübing et al. 2018, S. 88–90).

Insgesamt erwies sich die Suche nach Interviewpartner*innen, die ein Engagement abgebrochen hatten, als weitaus schwieriger als gedacht. Dies lag zunächst grundsätzlich daran, dass Engagierte, die ein Engagement abgebrochen haben, in den jeweiligen Organisationen nicht mehr geführt werden und nicht mehr erreichbar sind. Wir mussten unzählige Organisationen und Freiwilligenagenturen ansprechen oder anschreiben, um sie zu bitten, unsere Anfrage über ihre E-Mail-Verteiler zu verschicken. Mehrere Interviews konnten auch über Werbung nach öffentlichen Vorträgen gewonnen werden.

Um mögliche Vorbehalte der Organisationen zu reduzieren, passten wir die Beschreibung unserer Stichprobe an: Wir fragten nicht mehr nach Abbrecher*innen, sondern suchten nach Engagierten, die ein Engagement beendet haben, ggf. aber nun an anderer Stelle engagiert waren. Letztlich kommunizierten wir, dass wir Engagierte suchten, die eine Engagementgeschichte mit einem Anfang und einem Ende erzählen konnten.

Tabelle 1a: Verzeichnis der geführten Interviews und Gruppendiskussionen in Wohlfahrtsverbänden

Wohlfahrtsverbände	
1-W – Francesco	Besuchsdienste im Altersheim
2-W – Linda	Besuchsdienste im Altersheim
3-W*	Migrant*innenorganisation
4-W – Uschi	Öffentlichkeitsarbeit für Weißen Ring
5-W – Horst	Vorlesen in Altersheimen
6-W – Gül	Betreuung von dementen Patient*innen
7-W – Semra	Altenwohngruppe, Besuchsdienst Krankenhaus
8-W – Nese	Lesepatin
9-W – Franziska	Frauenvertreterin im Sozialverband, Nachbarschaftshilfe und Altenbesuchsgruppe
10-W*	Altenarbeit
11-W – Faris	Geflüchtetenhilfe
12-W – Benjamin	Kinder- und Jugendarbeit
13-W*	Integrationsprojekte
14-W – Natasha	Kleiderkammer
15-W – Werner	Betreuung einer geflüchteten Familie
16-W – Ismail	Übersetzungen für Zugewanderte
17-W – Winnie	Gruppe gehörloser Menschen
18-W – Wilma	Altenhilfe
19-W – Wiebke	Mutter-Kind-Gruppe für geflüchtete Frauen
20-W – Wenke	Geflüchtetenhilfe
22-W*	Nachbarschaftshilfe
23-W – Wanda	Geflüchtetenhilfe
34-W – Waltraud	Kinder-, Straffälligen- und Wohnungslosenhilfe
39-W – Wolfgang	Geflüchtetenhilfe
64-W – Walburga	Behindertenhilfe (Netzwerk und Vereinsvorstand)
Gruppendiskussion 1	Altenhilfe
Gruppendiskussion 2	Angebote in einer Unterkunft für Geflüchtete
Gruppendiskussion 3	Blutspendedienst
Gruppendiskussion 4*	Erwerbslosenhilfe
Gruppendiskussion 5*	Erwerbslosenhilfe

Tabelle 1b: Verzeichnis der geführten Interviews und Gruppendiskussionen in Kirchengemeinden

Kirchengemeinden	
29-K – Krisztina	Mitarbeit ev. Kirchengremium, verschiedene Frauen- und Umweltgruppen
30-K – Kurt	Mitarbeit kath. Kirchengremium
33-K – Katharina	Mitarbeit kath. Kirchengremium
37-K – Karl	Beauftragter für Migration in ev. Kirchenkreis
38-K – Käthe	Kath. Frauengruppe, u. a. Themenschwerpunkt Interkulturalität
40-K – Katja	Messdienerin und Lektorin kath. Kirchengemeinde
42-K – Katinka	Kirchenvorstandstätigkeit ev. Kirchengemeinde
43-K – Kaspar	Kirchenvorstandstätigkeit ev. Kirchengemeinde
44-K – Konstantin	Jugendarbeit in der ev. Kirche; Kirchenvorstand; Prädikant
45-K – Kirsten	Ev. Kinderbibelwoche und Theaterworkshops
46-K – Kira	Kath. Katechetin und Organisatorin im Familienmesskreis
48-K – Karin	Diverse kleine Tätigkeiten und Ämter in einer ev. Kirchengemeinde
51-K – Kathleen	Unterstützungstätigkeiten in kath. Kirchengemeinde
52-K – Kilian	Öffentlichkeitsarbeit und Seelsorge in ev. Kirchengemeinde
54-K – Kasimir	Presbyterium, Verwaltungsarbeit u. a. für Kindergarten, Pfadfinder, Senior*innengruppe in ev. Kirchengemeinde
55-K – Klaudia	Presbyterium in ev. Kirchengemeinde
57-K*	Jugendarbeit in ev. Freikirche
60-K – Klara	Pfarrgemeinderat in kath. Kirchengemeinde
Gruppendiskussion 6	Verschiedene Tätigkeiten in einer ev. Kirchengemeinde
Gruppendiskussion 8	Verschiedene Tätigkeiten in einer kath. Kirchengemeinde
Gruppendiskussion 10	Verschiedene Tätigkeiten in einer ev. Kirchengemeinde

Tabelle 1c: Verzeichnis der geführten Interviews und Gruppendiskussionen in Sportvereinen

Sportvereine	
21-S – Sabrina	Teamerin im Turnsport
24-S – Sven	Trainer Leichtathletik
25-S – Silke	Vorsitzende Kampfsportverein
31-S*	Übungsleiter, Vorstand
32-S – Siegfried	Vorsitzender Sportverein
36-S – Susanne	Vorstand Hockeyverein
47-S – Sandra	Trainerin und Vorstand im Handballverein
53-S – Severin	Trainer Fußballverein
56-S – Sophie	Rettungsschwimmerin
58-S – Stefan	Gestaltung der Vereinszeitung
59-S – Samuel	Vorstand Kletterverein
63-S – Sören	Verbandsarbeit für Präzisionssport
65-S – Silas	Trainer Fußballverein
Gruppendiskussion 9	Vorstand Fechtverein

Tabelle 1d: Verzeichnis der geführten Interviews und Gruppendiskussionen in Umweltinitiativen

Umweltinitiativen	
26-U – Urs	Recht-auf-Stadt-Aktivist
27-U – Ulrike	Fahrradaktivistin
28-U – Ullrich	BUND-Kreisvorstand
35-U – Urban	Fahrradaktivist
41-U – Uwe	Lese- und Diskussionskreis Verkehrspolitik
49-U – Ulf	Öffentlichkeitsarbeit bei einer antikapitalistischen Umweltinitiative (Instagram)
50-U – Ursula	Aufsichtsrätin in einer Energiegenossenschaft
61-U – Ulla	Anti-AKW-Initiative und BUND
62-U – Uta	aktivistische Umweltgruppe
Gruppendiskussion 7	Dachverein, der Struktur und Unterstützung für verschiedene Umweltinitiativen bietet

* Mit * markierte Interviews und Gruppendiskussionen wurden nicht transkribiert.

3. Engagement in Wohlfahrtsverbänden zwischen Resonanz und Widerspruch

Die Interviews und Gruppendiskussionen aus dem Engagementfeld der Wohlfahrtsverbände verweisen auf ein spezifisches Spannungsverhältnis zwischen Erfahrungen, die an das Engagement binden, und anderen Erfahrungen, die dem Engagement abträglich sind. Diese Erfahrungen dokumentieren sich in zwei ganz verschiedenen Erzählweisen, die wir jeweils innerhalb derselben Erzählungen vorfinden. Einerseits finden wir Passagen, in denen die Engagierten auf besonders empathische und oft begeisterte Art und Weise über ihre Beziehungen zu den Adressat*innen ihrer Hilfe erzählen. In der Analyse dieser Passagen entstand der Eindruck, als ließen sich die Engagierten in den Momenten des Sorgens um andere in besonderer Weise berühren. Sie erzählen diese Momente als unerwartete und unverfügbare, d. h. nicht planbare Erlebnisse (3.1). Andererseits finden wir in den Erzählungen starke Passagen, in denen die Engagierten die Organisationen, die das Engagement nachfragen, harsch kritisieren: Entgegen unserer ursprünglichen Erwartung (und auch der Beobachtungen aus der einschlägigen Forschung) erzählen sich die Engagierten nicht als selbstverständlich zugehörig zu ihrer jeweiligen Organisation, sondern typischerweise als deren Kritiker*innen und stellenweise gar als Anwält*innen der von ihnen betreuten Adressat*innen (3.2). Wir argumentieren, dass beide Erzählweisen zwangsläufig mit dem Handlungsfeld der Wohlfahrt zu tun haben, in dem einerseits besonders persönliche Begegnungen möglich sind, in dem aber andererseits besondere Effizienzzwänge herrschen, zu denen die Solidarität mit den Adressat*innen in Spannung gerät (3.3).⁹

3.1 Resonanzbeziehungen mit den Adressat*innen der Hilfe

In den Engagementserzählungen aus den Wohlfahrtsverbänden werden Schilderungen über besondere Momente eines Gleichschwingens in der Arbeit mit den Adressat*innen der Hilfe besonders hervorgehoben. Diese Erfahrungen binden an das Engagement, fokussieren es mitunter auf ganz bestimmte Aufgaben und geben ihm seinen Sinn. Die Engagierten erzählen sie sehr detailliert und ausführ-

9 In diesem Kapitel greifen wir auf Formulierungen zurück, die wir so ähnlich bereits genutzt haben (Kewes und Munsch 2019): Die Rekonstruktionen zu Resonanzverhältnissen im Engagement haben wir ausführlich dargestellt in Kewes und Munsch (2018b), den Widerspruch haben wir mit mehr Material rekonstruiert in Kewes und Munsch (2018a).

lich und stellen meist besondere Momente von Nähe, Intimität, Anerkennung, Aufrichtigkeit und Bestätigung in das Zentrum ihrer Erzählungen. Zwar erzählen sie auch, dass sie ihr Engagement mit bestimmten Motiven begonnen hätten: So wollten sie z. B. „was zurückgeben“ (Interview 14-W Natasha, Z. 47) oder sich beweisen, dass sie noch zu etwas fähig sind (Interview 2-W Linda, Z. 143). Den spezifischen Sinn des und damit auch die besondere Bindung an das Engagement erzählen sie jedoch als Gegenstand einer Entwicklung, die sich erst im Verlauf des Engagements und der konkreten Tätigkeiten und v. a. in Beziehungen zu den Adressat*innen der Hilfe ergeben hat. Dabei spielen Ausgangsmotive dann kaum noch eine Rolle. Solche Erfahrungen, dies zeigen unsere Rekonstruktionen, sind nicht im Voraus planbar. Sie gelingen auch nicht immer. Sie entstehen in besonderen Momenten zwischenmenschlicher Nähe, die für Wohlfahrt typisch sind. Besonders deutlich wurden eine emotionale Nähe und innigliche Beziehungen zu den Adressat*innen des Engagements in Erzählungen über die Altenhilfe, über eine Gruppe gehörloser Menschen oder auch von einer Lesepatin hervorgehoben. Auch Engagementgeschichten aus anderen Bereichen wie insbesondere der Geflüchtetenhilfe¹⁰ orientieren sich an der Beziehung zu den Adressat*innen des eigenen Engagements, wenngleich Momente zwischenmenschlicher Nähe hier weniger stark hervorgehoben werden.

Um die besondere Qualität dieser Beziehungen im Engagement in der Wohlfahrt beschreiben zu können, haben wir das Konzept der Resonanz genutzt, wie es der Soziologe Hartmut Rosa¹¹ (2016) entwickelt hat. Wir wollen das Konzept zunächst kurz skizzieren, um es anschließend als Perspektive für die Interpretation von Interviewpassagen nutzen zu können. Rosa sucht mit seiner Theorie der Resonanz nach den Voraussetzungen und Strukturen für ein gelingendes Leben. Sein Werk ist ein normativer Entwurf und als Gesellschaftskritik angelegt (vgl. ebd., S. 70; S. 294). Die Grundlage seines Nachdenkens über Resonanz bietet die Diagnose der Weltbeschleunigung aus einer früheren Studie (vgl. Rosa 2005). Vor diesem Hintergrund beschreibt Rosa (2016, S. 690 ff.) eine zunehmende Beschleunigung – wörtlich ein „eskalatorisches Regime“ –, in der Subjekte immer stärkeren Innovations- und Steigerungszwängen ausgesetzt seien (ebd., S. 690 f.). Demgegenüber stellt er zutiefst menschliche Qualitäten einer Beziehung zu anderen Menschen oder auch (nicht-materiellen) Dingen als positiven Fluchtpunkt seines kritischen Sinnierens ins Zentrum seiner Argumentation. Rosas Anspruch ist eine Soziologie der *Weltbeziehung*. Dabei arbeitet

10 Gerade das Engagement in der Geflüchtetenhilfe stellt hier im Rahmen unseres Samples einen Kontrast dar, insofern als die Engagementgeschichten in besonderer Weise durch eine politische Normierung und rechtliche Vorgaben (des Asyl- und Aufenthaltsrechts) des Feldes strukturiert werden (vgl. Kewes und Müller 2021).

11 Rosa gehört zur Autorengruppe von Corsten et al. (2008) und Beetz et al. (2014), auf deren Befunde er mehrfach verweist. Deren Fragestellung betrifft insbesondere die Aktivierung eines Gemeinsinns und damit die Aufnahme von freiwilligem Engagement.

er mit vergleichsweise weichem Vokabular: Es geht um Gespür und um Stimmung, um Leiblichkeit und um ein gemeinsames Schwingen, das ein Merkmal *resonanter* Weltbeziehungen sei. Resonanz meint für Rosa also einen besonderen „Beziehungsmodus“ (ebd., S. 288), für den ein „wechselseitiges Berühren und Berührtwerden“ (ebd., S. 284) wesentlich sei. Resonanz ist für Rosa dabei keine Emotion und auch keineswegs jeder Relation zu eigen. Nicht jede Relation oder „Antwort“ führe zu Resonanzerfahrungen, sondern nur solche, bei denen Menschen in „Übereinstimmung mit [ihren] starken Wertungen handeln“ (ebd., S. 291). Zugleich handele es sich bei Resonanzerfahrungen auch um *unverfügbare* Momente: Wären sie planbar und würden zu oft wiederholt, wäre das Resonanz-erleben zerstört (ebd., S. 290). Kritik an den herrschenden Verhältnissen ist dabei in Rosas Resonanztheorie angelegt, insofern die zunehmende Beschleunigung das In-Resonanz-Treten mit Personen und Dingen erschwere (ebd., S. 690 ff.).

Die Resonanztheorie war für unsere Interpretation der Engagementerzählungen aus Wohlfahrtsverbänden sehr hilfreich, um den positiven Bezugspunkt von Engagement im spezifischen Kontext der immer stärker beschleunigten, ökonomisierten und vermachteten (kurz: entfremdenden) Strukturen einer verbetrieblichten Wohlfahrtspflege gleichermaßen kritisch wie optimistisch zu beschreiben. Die Resonanztheorie erschloss uns den Blick auf die Engagierten als für Resonanz sensible Subjekte (was nicht mit Resonanz optimierenden Subjekten verwechselt werden sollte). Sie schärfte unseren Blick für die Bedeutung von Körpern und Dingen, starke Wertungen und emotionale Erfahrungen im Engagement.

Die zunächst ausgewählten Interviewpassagen stammen aus dem Interview mit der 60-jährigen Linda,¹² die erst ein Engagement in einem Senior*innenstift begann und nach der umzugsbedingten Beendigung desselben ein Engagement in einem zweiten Stift ausübte. Gleich zu Beginn ihrer Erzählung streicht sie die Qualität des ersten Engagements und dessen Wert für ihre Person heraus: Die Arbeit im Altenstift gebe ihr etwas, insbesondere das Gefühl, „für was gut“ (Interview 2-W Linda, Z. 175) zu sein und gebraucht zu werden. Sie formuliert gleich zu Beginn mehrfach ein Antwortverhältnis in der Relation zu den Menschen, die sie betreut: „[V]on den alten Menschen kriegt man unheimlich viel zurück“ (ebd., Z. 176–177). Auf diese Weise macht Linda Antwortverhältnisse und Beziehungen zu einem maßgeblichen Kriterium ihrer positiven Engagementerfahrung, welche sie in ihrem Engagement bestärkt hätten. Ihre Aufgabe schildert sie dann in der Unterstützung körperlich wie seelisch eingeschränkter Personen. Bemerkenswert (und typisch für diese Art von Resonanzerzählungen) ist, dass es primär die Adressat*innen sind, über die Linda einen positiven Bezug zum Engagement herstellt. Sie erzählt weniger über Anerkennung durch Hauptamtliche oder ihr sonstiges soziales Umfeld. Eine Erfahrung hebt sie besonders hervor:

12 Sämtliche Namen der Interviewpartner*innen und Diskussionspartner*innen sind anonymisiert.

„Und ähm, ja, das war einfach total schön. Die Frau Meier, die war dann demenzkrank oder Alzheimer, ich weiß es nicht genau. Aber was immer schön war: Wenn sie dann sagte, wenn ich ihr so die Hand gab oder ihr festhielt und sagte: ‚Boah‘, sagt sie dann. Und dann strahlt die auch: (*euphorisch*) ‚Was haben Sie schöne, warme Hände‘, sagte sie dann, ne? Und ähm, dann kann ich mich an einen Vorfall/ja, das muss ich einfach erzählen, weil, der war total schön. Dann ham wir gefilzt [...] Und da hab’ ich selber auch gemerkt, wie angenehm das war, mit der warmen Seifenlauge so über die Wolle immer zu reiben, ne? Und die Frau Meier, die fand’ das auch total schön.“ (Interview 2-W Linda, Z. 190–204)

Hier wird eine Interaktion detailliert beschrieben und als „total schön“ klassifiziert, eine Klassifikation, die Linda später wiederholt. Das erste Erzählthema betrifft die warmen Hände, die sie von Frau Meier bescheinigt bekommt. Über diese außergewöhnliche Wirkung („Boah“) ihrer eigenen Präsenz scheint Linda sich gefreut zu haben, wie die euphorische Darstellung der Reaktion der alten Frau durch Linda nahelegt. In dieser Passage wird von einem körperlichen Kontakt erzählt, der Verbindung und Wärme gestiftet habe. Die Erzählpassage zu Frau Meier wird durch das zweite Erzählthema, das gemeinsame Filzen, beendet. Auch hier spielt wieder die körperliche Erfahrung eine große Rolle, wieder geht es um Wärme. Auch ohne dies genau explizieren zu können, macht die Engagierte hier deutlich, wie körperliche Erfahrungen (Wärme) und verkörperte Reaktionen (Strahlen) auf das Engagement Beziehung stiften und letztlich eine Art Gleichklang zwischen ihr und Frau Meier herstellen. Deutlich wird in dieser Interviewpassage, dass Linda der Erfahrung, bei den Altenheimbewohner*innen eine positive Rückmeldung zu erzeugen bzw. erzeugen zu können, in ihrer Erzählung eine große Bedeutung beimisst. Mit dieser beinahe schon idealtypischen Erzählkonstruktion, in der die eigene Begeisterung („total schön“) als sozial geteilt dargestellt wird, suggeriert Linda, dass sie eine intensive Beziehung zu den von ihr betreuten Klient*innen hergestellt hat.¹³

13 Eine weitere Möglichkeit, solche Antwortbeziehungen zu verstehen, bietet das sogenannte Gabe-Theorem in den Sozialwissenschaften. Demnach sei eine Engagementhandlung eine Gabe, die dann von den Empfangenden erwidert werden müsse. Mit diesem Vokabular und auch Engagementverständnis wurde jüngst insbesondere das Engagement für Geflüchtete in Deutschland erforscht (vgl. z. B. Wagner (2019) oder Breithecker und Stöckinger (2021)). In unserer Analyse von Erzählungen über Engagement, insbesondere für Alte oder Kinder sehen wir starke Erzählungen über eine gleichsam antwortende Engagementumwelt. Insofern wollen wir für helfende und sorgende Tätigkeiten den Fokus erweitern von den interpersonalen Gabe-Beziehungen hin zu eher allgemeinen Resonanzbeziehungen. Dass Hartmut Rosa mit seiner Resonanztheorie insbesondere auch eine kritische Theorie zu Vernunfts- und Rationalitätserzählungen in der Moderne formuliert, macht ihn für uns doppelt nutzbar.

In ähnlicher Weise erzählt auch die Engagierte Gül über Resonanzerfahrungen im Feld der Wohlfahrt. Auch sie arbeitet als freiwillig Engagierte in der Altenarbeit. Im Interview erzählt sie von einem Beispiel, das für sie bedeutsam war:

„Eine Person, die hatte nie gelacht, sagte die Tochter, seitdem sie krank ist. [...] Und die Frau, die war erste Mal dort [in der Einrichtung] gewesen. Dann hab' ich ihre Biografie einmal durchgelesen, war 'ne Hausfrau, hat drei Kinder und hat nur den Haushalt geführt. Sonst hat sie nichts gemacht. Hat aber sehr gerne den Koran gelesen und gesungen. Aber das wurde zu Hause nie ausgeübt oder gemacht. Die Frau saß da Tag und Nacht so, die kam jetzt in die Gruppe. Hab' gesagt: ‚Wir bringen Sie schon ins Lachen.‘ Dann hab' ich erstmal aus dem Koran ein paar [...] Sura gelesen. Und dann ähm ihre Augen/das sieht man, ihre Augen wurden (lächelnd) irgendwie größer. Und dann ähm hab' gesehen, dass sie was erweckt hat, ne?, durch den Sura. Und dann hab' mit ihr gesungen. [...] Islamische Lieder. İlahi-Sänge sagen wir. [...] Man hat gesehen, die hatte Freude dran. Die hat auch gelacht. Die ist aufgestanden, die war beweglich, ja, die war ganz anders am Ende. Dann kam die Tochter zum Abholen, hat gesehen, dass die Mutter lachte. Die meinte: ‚Ich glaub 's nicht.‘ Die hatte es schon seit sagen wir mal, wie lange? Neun Monate hat sie jetzt gelitten. Und seit neun Monaten hat sie nicht mehr gelacht, sagt sie, ne? ((lacht)) Erste Mal, wo sie gelacht hat, äh, weil, man muss bei den Erkrankten wissen: Wie kann ich die, ne?, glücklich machen, mit was? So was muss man schon herausfinden, ne? [...] Das kann ich auch nie vergessen. Das ist auch für mich ein Erfolg gewesen, damals.“ (Interview 6-W Gül, Z. 1144–1201)

Gül erzählt diese Interaktion zunächst als eine Betreuungssituation wie aus dem Lehrbuch, in der die Orientierung an der Biografie und den Vorlieben der dezenten Person tatsächlich eine Reaktion erzielt habe. Dass diese Geschichte aber mehr ist als nur das Hervorstreichen von pflegerischer Kompetenz, wie sie institutionell vorgesehen ist, wird durch das Ende der Erzählung deutlich, in welcher Gül auf die gemeinsame Freude mit der Angehörigen hinweist. Die Emotionalität der Passage wird unterstrichen durch das Lachen während der Erzählung. Diese wiederholte Emotionsäußerung Güls ist somit strukturell gleich zum erzählten Inhalt.

Auch in diesem Interview wird Engagementhandeln als Herstellung einer körperlichen und v. a. emotionalen Beziehung erzählt. Gül betont in ihrer Erzählung wiederholt menschliche, körperliche Regungen: die Augen der alten Frau, ihr Lebendigwerden, die Bewegung und das gemeinsame Lachen mit der Angehörigen. Sie beschreibt diese Regungen als Reaktion auf ihr Engagement. Dies wird gerade durch die Kontrastierung unterschiedlicher Körperstadien illustriert: Vor der Begegnung mit Gül war die Frau reglos, danach war sie beweglich und hat gelacht. Gül erzählt, wie auch die Angehörigen sich über das unverhoffte Ergebnis ihres Engagements freuen. Insofern ist diese Geschichte nicht bloß ein berichtetes Erfolgserlebnis. Vielmehr macht hier die Engagierte auf eine unverhofft eingetretene

ne Resonanz Erfahrung, d. h. eine besondere Art von Antwort auf ihr Engagement aufmerksam, der sie zudem Gewicht verleiht, indem sie diese Geschichte als „nie [zu] vergessen“ klassifiziert. Diese Erzählung analysieren wir als ein Dokument eines bestimmten Engagementfeldes, in dem Aufgaben nicht einfach abgearbeitet werden, in dem es also nicht einfach um das sprichwörtliche „satt und sauber“ geht. Vielmehr geht es hier sowohl um ein gelingendes Verhältnis zu sich selbst, indem sich die Engagierte in ihrer Arbeit wirkmächtig und gut fühlt, als auch um Qualitätsverbesserung im Leben anderer. Letzteres wird hier explizit von Gül als Gradmesser der Qualität des eigenen Engagements erzählt.

Um die Spezifik der an das Engagement bindenden Resonanz Erfahrungen in der Wohlfahrt zu analysieren, ist der Vergleich zwischen den Passagen von Gül und Linda sowie mit weiteren Interviews hilfreich: Die Engagierten erzählen ihre wichtigsten Erlebnisse im Engagement als Momente eines Berührtwerdens durch die Adressat*innen ihrer Hilfe und als innige Verbundenheit mit ihnen. Bei Linda und Gül sind die Erzählungen über diese Resonanz Erfahrungen geprägt durch die recht konkrete Betrachtung von körperlichen Regungen der Adressat*innen, die auf eine Handlung der Engagierten folgen. Diese Reaktionen scheinen umso bedeutsamer, als hier von Adressat*innen erzählt wird, bei denen solche aufgrund von Krankheit oder Alter nicht zwangsläufig erwartbar wären. Erzählungen über ein Berührtwerden finden sich auch in Engagementtätigkeiten außerhalb der Alten- und Krankenpflege. Hier geht es meist weniger um körperliche, sondern eher um eine emotionale Nähe, die im Zusammenhang mit den spezifischen Unterstützungsaufgaben und Sorgebeziehungen steht. So erzählt etwa die Engagierte Winnie von den Begegnungen in einer Gruppe für gehörlose Menschen, die sie ursprünglich besucht habe, um ihre eigenen Fähigkeiten im Gebärden zu verbessern. Im Interview schwärmt Winnie sodann von den „schöne[n] Gespräche[n]“ (Interview 17-W Winnie, Z. 526) und dem „tolle[n] Austausch“ (ebd.) in der Gruppe als Momente der Kommunikation, die ihrem Engagement einen tieferen Sinn verleihen. In Winnies Erzählung geht es damit buchstäblich um die Herstellung von Antwortverhältnissen, die im Sinne einer Überwindung von „Barriere[n]“ (ebd., Z. 33) eine besondere Bedeutung haben sowie Freude und Beziehung stiften können. In ähnlicher Weise erzählt die Lesepatin Nese ausführlich, wie sich ein Mädchen aus ihrem Lesekreis ihr gegenüber zunächst verschlossen und kritisch gezeigt habe: Es wollte zunächst nicht mal seinen Namen verraten und die Bücher fand es langweilig. Dann aber gelang es Nese durch zugewandte Gesprächsführung, das Vertrauen des Mädchens zu gewinnen, bis dieses ihr zum Schluss der erzählten Situation schließlich sagte: „Ja, ich glaube, Ih(re) Gedanken, (ä h) Sie haben mich über/äh überzeugt. Ich vertraue Ihnen. Sie sind gute Menschen“ (Interview 8-W Nese, Z. 217–219). Das Mädchen habe dann seinen Namen verraten und beide hätten sich die Hand gegeben. Während die Schilderungen aus dem Bereich der Hilfen für Geflüchtete in der Regel weniger innigliche Momente betonen, verweisen die Engagierten hier jedoch ebenfalls auf die engen Beziehungen, die sie

zu den Menschen entwickelt haben, die sie begleiten und unterstützen. So erzählt etwa der Engagierte Werner von der Begleitung einer geflüchteten Familie, die aus seiner Sicht keineswegs immer reibungslos verlaufen sei: Er kritisiert nicht nur immer wieder Ämter und Behörden oder generell „den Staat“ (Interview 15-W Werner, Z. 807) als unzuverlässig und inkonsequent im Umgang mit Geflüchteten, sondern auch die von ihm betreute Familie, von der er mehr Leistungsbereitschaft in Sachen Spracherwerb und Erwerbsarbeit erwartet habe. Zugleich markiert Werners Erzählweise aber auch seine Verbundenheit mit der Familie, wenn er immer wieder ihr „Vertrauensverhältnis“ (ebd., Z. 787) betont oder sich am Ende gar als Teil der Familie beschreibt. Wörtlich sagt Werner, dass er im Verlauf des Engagements von den Kindern als eine Art „Papaersatz“ (ebd., Z. 1120) angesehen worden sei, was durchaus zu der fast väterlichen Strenge in seiner Rede über die Familie passt. Solche Erzählungen machen jeweils auf ihre Weise deutlich, wie gerade das Engagementfeld der Wohlfahrt spezifische Erfahrungen, nämlich Resonanzerfahrungen ermöglicht: Es bringt die Engagierten in eine unmittelbare Nähe zu denjenigen Menschen, welche in besonderer Weise auf Zuwendung oder Unterstützung angewiesen sind. Engagement in diesem Bereich kann somit einen Rückzugsraum aus dem eskalatorischen Regime (Rosa) darstellen, insofern es hier um Beziehungen geht, die keinen ökonomischen Zweck haben (müssen). Zugleich bietet dieses Engagementfeld den Engagierten immer wieder Erfolge in den eigentlich unwahrscheinlichen und dennoch gelingenden Momenten, in denen es ihnen gelingt, sich in die Welt ihrer Adressat*innen hineinzusetzen und von ihnen eine Antwort zu erhalten. Diese Momente werden in den Erzählungen als unverfügbare, d. h. nicht planbare und überraschende hervorgehoben.

Neben den Erzählungen über Resonanzerfahrungen in Beziehungen zu den Adressat*innen der Hilfe finden wir Erzählungen über Resonanz mitunter auch in der Beziehung zu anderen Engagierten. Hervorgehoben werden hier insbesondere Situationen, in denen sich die Engagierten gegenseitig den Wert oder Sinn einer Tätigkeit versichern. Betont werden in diesen Schilderungen Gemeinschaftsgefühle, die sich im gleichen moralischen Denken und Bewerten ausdrücken. In den symbolisch hochverdichteten Passagen werden fundamentale gesellschaftliche Themen verhandelt: Anerkennungsprozesse werden erzählt gegen einen Horizont von gesellschaftlicher Indifferenz oder von Ausgrenzung und Entwertung. Es geht um die Gültigkeit sozialer Normen innerhalb der Engagiertengruppe, die als wichtige Grundlage für die soziale Verortung der Engagierten dargestellt werden. Diesbezüglich ließe sich zusammenfassen, dass das Engagement einen Kontext bietet, in dem Resonanz als Bestätigung von Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft mit gleichen Werten erfahren wird. Diese Momente, in denen erlebt wird, dass andere mit einem selbst wichtige Werte teilen, werden als starke Erfahrung hervorgehoben, welche intensiv berührt. Wie spezifisch diese Erfahrungen von Resonanz in der Versicherung über gemeinsame Werte mit anderen Engagierten für das Feld der Wohlfahrt sind, lässt sich diskutieren. Eine Besonderheit ist hier

sicher, dass die Engagierten mit den Wohlfahrtsverbänden ein Umfeld beschreiben, welches ihre Werte nicht gleichermaßen teilt (s. u.) – wodurch die geteilten Werte mit anderen Engagierten eine besondere Bedeutung bekommen.

Die Bedeutung von Resonanzerfahrungen im Feld der Wohlfahrt zeigen schließlich auch Erzählungen, in denen die Engagierten schildern, dass sie als Reaktion auf ihre Hilfe Indifferenz oder Wirkungslosigkeit erfahren. In solchen Interviews und Diskussionen bildet die Vorstellung eines gelingenden Engagementverhältnisses jedoch zumeist den impliziten Gegenhorizont der Darstellung, d. h. die Engagierten erzählen, als ob ihnen eine gelingende Beziehung bzw. positive Antwort fehle.

Deutlich wird dies etwa in einer Gruppendiskussion von Engagierten, die Sprach- und Musikurse in einer Sammelunterkunft für Geflüchtete anbieten. Sie erzählen zunächst von einem kurzen positiven Moment, in dem ihr Engagement auf wirkliche Euphorie gestoßen sei. Dann jedoch schildern sie die ihnen anvertrauten Adressat*innen als eher unregelmäßige Teilnehmer*innen an den von ihnen gemachten Angeboten. Sie erzählen vom Ausbleiben weiterer Lernerfolge, dem Zweifeln der Geflüchteten, es jemals schaffen zu können, sowie der Frustration über die politischen Bedingungen, die den Geflüchteten keine Zukunftsperspektive geben. Hier wird der gesellschaftliche Rahmen des Engagements aufgezeigt, der der Tätigkeit Freude und Wirkung entzogen habe: Die Bearbeitung der Asylanträge von Geflüchteten in Deutschland hatte sich im Herbst 2015 derart in die Länge gezogen, dass viele Geflüchtete über ihre Aufenthaltstitel im Dunkeln blieben. Dieses schien die Motivation für den Sprachunterricht auf Seiten der Geflüchteten schwinden zu lassen. Die Engagierten erzählen, wie dies ihre eigene Motivation untergraben habe, hier tatsächlich Hilfe beim Ankommen in Deutschland zu liefern. Vollends als konträr erlebt worden seien aber die politischen Bemühungen seitens der Bundesregierung, in Fragen der Unterstützung und des Asylrechts einen harten Kurs zu fahren. Die Engagierten, die von sich und ihrer Tätigkeit als einer erzählen, die etwas für die Menschen tue, schildern ihre Einschätzung, dass diese Politik den Menschen nicht zugetan sei. Im Blick der politischen Entscheider*innen seien weniger die Geflüchteten oder die sich für diese aufopfernden Engagierten gewesen, sondern die mit „Stammtisch“ chiffrenhaft angesprochenen konservativen Wähler*innen und Rechtspopulisten*innen (Gruppendiskussion 2, Z. 1171). In dieser Erzählung werden somit zwei Antwortverhältnisse angesprochen: erstens dasjenige der Bekräftigung und Bestärkung, entstanden aufgrund einer Resonanz des Deutschunterrichts bei den Geflüchteten; zweitens dasjenige der erschwerenden Umstände, welche die Resonanz mit Geflüchteten und Politiker*innen der Bundesregierung als Symbolfiguren für das Gemeinwesen überhaupt wieder verschwinden ließen.

Im Vergleich mit anderen Erzählungen ohne starke Resonanzerfahrungen finden sich ähnliche Muster: Mit den Adressat*innen der Hilfe kann keine (dauerhaf-

te, gelingende) Beziehung aufgebaut werden und die Leitung der Einrichtung sowie die (hier abstrakt bleibenden) Auftraggeber*innen der politischen Öffentlichkeit geben auf das geleistete Engagement keine Antwort. Dieses Ausbleiben der für den Sinn des Engagements notwendigen Beziehungen bzw. Antworten orientiert die Erzählungen: Antwort erhalten und Beziehung bilden stellen den Gegenhorizont der Geschichten dar. Zudem erzählen die jeweiligen Engagierten so, als konstituierten die negativen Erfahrungen und die verstummte Welt ihr Engagement neu: Manche entscheiden sich, ihr Engagement abubrechen. Die Gruppe in der Geflüchtetenunterkunft merkt im weiteren Diskussionsverlauf an, dass sie eben andere Momente der Resonanzerfahrung gefunden habe: etwa die Freude darüber, wie einige Familien im Sprachunterricht weiterhin zäh am Ball blieben, oder aber das Gemeinschaftsgefühl in der Gruppe der Engagierten. In ähnlicher Weise wie die positiven Resonanzerfahrungen die Motivation bzw. die Haltung zum Engagement im Verlauf neu orientieren, tun dies auch die Erfahrungen ausbleibender Resonanz.

Insgesamt macht die Analyse der Resonanzerfahrungen deutlich, dass die Engagierten in ihren Erzählungen nicht in besonderer Weise mit vergleichsweise allgemeinen Zielen oder abstrakten Motiven argumentieren, die sie mit ihrem Engagement verwirklichen wollten bzw. wegen denen sie das Engagement begonnen hätten. Als maßgeblich für die Entwicklung eines Sinns im Engagementverlauf schildern sie vielmehr starke Erfahrungen, die sie in den Beziehungen mit den Adressat*innen ihrer Hilfe erlebt haben. Grundlegend hierfür sind eine emotionale Nähe zu und tiefe Verbundenheit sowie die Erfahrung, dass sie mit ihrem Engagement einen Unterschied für die Adressat*innen machen können.

3.2 Widerspruch zu Umgangsweisen in Organisationen

Um die Spannung im Erfahrungsraum des Wohlfahrtengagements besser verstehen zu können, ist es notwendig, neben den Erzählungen über Resonanz auch diejenigen über Widerspruch in den Blick zu nehmen. (Ehemalige) Engagierte in der Wohlfahrt erzählen ihr Engagement nicht nur als positives Erleben, sondern zugleich als Moment des Ärgernisses. In ihren Erzählungen positionieren sie sich oftmals kritisch gegenüber dem, was sie im Engagement als moralische Unzulänglichkeiten ihrer Aufgabe oder ihres Auftraggebers erlebt haben: So, wie es hier verlangt oder getan werde, könne man nicht mit Menschen umgehen.

Diese Positionsentwicklung im bzw. durch das Engagement in Wohlfahrtsverbänden beschreiben wir als Widerspruch. Im Vergleich der Engagementserzählungen zeigen sich dabei typische Aspekte in der Entwicklung von Widerspruch: Widerspruch entwickelt sich erstens anhand von konkreten (und abträglichen) Erfahrungen im Engagement, die zunehmend als Ausdruck allgemeiner Missstände erlebt und erzählt werden (3.2.1). Typisch für den Widerspruch sind zweitens

starke Emotionen wie Mitleid und/oder Empörung, die die Darstellung von abträglichen Erfahrungen und erlebten Missständen begleiten (3.2.2). Die kritische Empörung über allgemeine bzw. strukturelle Missstände im Wohlfahrtsbereich zeigt sich dabei drittens als ein einsamer und oft stiller Widerspruch ohne konkrete bzw. erreichbare Adressat*innenschaft (3.2.3). Schließlich und viertens zeigt sich der Widerspruch als eine moralische Positionierung, in der sich die (ehemaligen) Engagierten entlang von eigenen Wertvorstellungen in Opposition zu einer v. a. ökonomisch orientierten Handlungslogik der Wohlfahrtsverbände erzählen (3.2.4). In der Zusammenschau steht der Widerspruch als eine dem Engagement abträgliche Erfahrung in einem schwer aushaltbaren Spannungsverhältnis zu den Resonanzerfahrungen bzw. der emotionalen Nähe zu den Adressat*innen des Engagements.

3.2.1 Entwicklung des Widerspruchs anhand von konkreten Erfahrungen

Wenn wir den Widerspruch in der Sequenzialität der Erzählungen analysieren, dann wird deutlich, dass sich die Engagierten in den Wohlfahrtsverbänden nicht als per se kritische Subjekte einführen. Sie beginnen ihr Engagement nicht mit dem Ziel, Missstände zu bekämpfen, wie es in anderen Engagementfeldern (etwa politischen Initiativen) erzählt wird. Vielmehr entwickeln sie den Widerspruch erst im konkreten Vollzug des Engagements, nachdem sie konkrete Aufgaben für sich gefunden und konkrete Beziehungen im Engagementfeld entwickelt haben.

In den Erzählungen zeigt sich typischerweise ein Zusammenhang zwischen konkreten Erfahrungen und ihrer Verallgemeinerung. Auch dies möchten wir exemplarisch an der Erzählung der Engagierten Linda über ihre Tätigkeit in einer Altenpflegeeinrichtung verdeutlichen: Gleich nachdem Linda von besonders schönen Momenten mit den Adressat*innen ihres Engagements (etwa beim gemeinsamen Filzen) berichtet hat, erzählt sie von kritischen Erlebnissen: So hebt sie etwa eine Episode über einen unvollständigen Rollstuhl ohne Fußstützen als beispielhaft für die Situation alter Menschen in dieser Einrichtung hervor (Interview 2-W Linda, Z. 409–439). Linda habe diesen Rollstuhl einfach übernommen, ohne zu bedenken, dass die von ihr betreute alte Dame ohne Fußstützen ihre Füße eigenständig hochhalten müsse. Als ihr die dadurch verursachten Schmerzen der Dame aufgefallen seien, habe sie sich gefragt, wieso in der Einrichtung überhaupt solch mangelhafte Rollstühle zu finden seien. Ihre Rückfrage bei einer hauptamtlichen Kraft sei aber abgetan worden, so als gelte ihre Meinung als Engagierte nichts. Weil aber scheinbar nicht nur ihr Verbesserungsvorschlag, sondern auch das Leiden der alten Frau als irrelevant abgetan worden seien, habe sie sich Gedanken dazu gemacht, ob es noch andere schwierige Umgangs-

weisen in dieser Einrichtung gebe.¹⁴ Lindas Kritik zeigt sich daraufhin als eine übergreifende Auseinandersetzung mit der Organisation und der Praxis der Pflegearbeit:

„Für mich war dann alles so ungerecht wieder, [...] weil ich so sah, wie die Menschen/ Ich meine, das Heim kann da selber auch nicht für. Weil, die kriegen ja/die kriegen ja gesagt, wie viel' Leute sie einstellen dürfen. Aber man sieht, dass es da einfach an Kräfte fehlt. Man kann so Demenzzranke ganz schön beschäftigen. Also, die kann man ja, wirklich Sinnvolles mach/also mehr Lebensqualität geben. Nur, das Personal muss dafür vorhanden sein. Oder noch nicht mal Personal, Menschen, die einfach auch ein Gespür dafür haben und sich einfach mal ein paar Stunden am Tag mit diesen Menschen beschäftigen. Entweder mal draußen an der frische Luft fahren oder auf kreativem Gebiet oder so was. Und die können dann auch gesund müde werden. Also, da braucht man keine Medikamente.“ (Interview 2-W Linda, Z. 458–474)

Während Linda hier also von konkreten Erfahrungen in einer spezifischen Einrichtung erzählt, rahmt sie ihre Erlebnisse schließlich als Beispiel für eine allgemeine Ungerechtigkeit („alles“). Dabei verweist das Beispiel der unnötigen Medikation im Unterschied zu einer „gesund[en]“ Ermüdung geradezu idealtypisch auf den Gegensatz zwischen einer technischen Versorgung und einem menschlichen Umgang in der Pflege, der sich nicht auf die konkrete Einrichtung oder das Personal beschränkt. Vielmehr adressiert Lindas Widerspruch hier den breiteren Zusammenhang des organisierten Pflegesystems und begründet ihre (abträglichen) Erfahrungen mit strukturellen Ursachen wie einem notorischen Personalmangel. Im Verlauf der Erzählung wird also deutlich, wie Lindas Widerspruch mit einem konkreten Beispiel (dem Rollstuhl ohne Fußstützen) beginnt und bei einer allgemeinen Ungerechtigkeit endet.

Im Vergleich mit anderen Interviews erweisen sich sowohl der Aufbau der Passage als auch der erzählte Gehalt als typisch: Der Widerspruch taucht in der Erzählung nicht von Anfang an auf, sondern erst mit konkreten Erfahrungen, welche die Engagierten in den Wohlfahrtsverbänden machen. Diese Erfahrungen wiederum werden als exemplarisch für die erlebten Missstände erzählt. Mit den detaillierten Schilderungen, der engagierten Erzählweise sowie ihrer Stellung im Interview verleihen die Engagierten diesen Erfahrungen eine besondere Bedeutung. Sie sehen sich in ihren Werthaltungen herausgefordert und setzen sich mit diesen Schilderungen in Gegensatz zu dem, was sie im Engagementfeld erleben. Linda versucht dem Interviewer zu verdeutlichen, wie weit ihre Position als Engagierte und diejenige der Altenstiftorganisation auseinanderliegen. Ihr

14 „Auf jeden Fall, die Sachen, die ich da erlebt habe, die haben mich so beschäftigt, dass die mich auch zu Hause beschäftigt haben, und dass ich nachts nicht mehr schlafen konnte. [ja] Und dann wieder wach lag.“ (Interview 2-W Linda, Z. 435–439)

Widerspruch richtet sich im Resümee der Erzählung nicht in erster Linie an konkrete Personen oder Einrichtungen, sondern an allgemeinere gesellschaftliche Zustände.

3.2.2 Emotionalität

Widerspruchserfahrungen werden im Engagementfeld der Wohlfahrtsverbände typischerweise auch als emotional berührende Erfahrungen erzählt. In Lindas Erzählungen äußert sich das in der Empörung, aber auch in ihrem Mitleiden mit den Betreuten. Ihre Schilderungen sind von einem Leiden an dem, was sie sehen musste, geprägt. Ein weiterer Engagierter umschreibt die Situation mit den Worten: „mir tut weh diese Situation“ (Interview 1-W Francesco, Z. 889 f.) oder „ich habe tiefe Schmerz in meine Herz“ (ebd., Z. 205 f.). Andere hingegen nutzen nur passagenweise eine dezidiert kräftige Ausdrucksweise. So ist der Duktus von Werner, der eine geflüchtete Familie begleitet hat, über weite Passagen recht sachlich – aber wenn er über die fehlende Kommunikation unterschiedlicher Ämter in seiner Stadt spricht, dann scheint der Ärger durch. Er sagt dazu: „Wissen Sie, und da packt einen die Wut, ne?“ (Interview 15-W Werner, Z. 945 f.).

Dass der Widerspruch auf diese Weise emotional erzählt wird, hängt in unserer Interpretation auch davon ab, dass die Engagierten zuvor von starken positiven Erfahrungen erzählt haben, die sie an ihre Adressat*innen oder an ein bestimmtes Verständnis ihrer Tätigkeit gebunden hätten. Unsere These ist, dass gerade dann, wenn Engagierte eine besondere Nähe zu Menschen aufgebaut haben, sie deren Schicksal auch besonders berührt. Dies gilt insbesondere dann, wenn sie den Eindruck haben, dass mit diesen Menschen ungerecht oder unmenschlich umgegangen wird.

Insgesamt lautet unsere Annahme an dieser Stelle, dass die Engagierten Kritikwürdiges nicht nur einfach gesehen haben und während des Interviews rational benennen, sondern dass die Emotionalität in den Erzählungen als Hinweis auf eine Art Krise oder Turning Point gedeutet werden kann: Scheinbar wurden die Engagierten an solchen Stellen mit der Erfahrung konfrontiert, eine von ihnen für gut befundene Handlungsroutine so nicht mehr vollziehen zu können. Mit dem, was sie gesehen haben, so lesen wir ihre Schilderungen, können sie nicht mehr einfach weitermachen wie zuvor. An dieser Stelle wird deutlich, dass hier nicht lediglich die Motivation zum Engagement in Frage steht und auch nicht eine Unsicherheit hinsichtlich der eigenen Rolle oder Aufgabe besteht, sondern dass hier fundamentale Überzeugungen im Engagement tangiert sind.

3.2.3 Selten explizierter Widerspruch: Fehlen zuständiger Ansprechpartner*innen

Spezifisch für Engagementerzählungen aus Wohlfahrtsverbänden ist, dass die Engagierten ihren Widerspruch in den Einrichtungen nur selten artikulieren. So emotional die Befragten ihren Widerspruch dem Interviewer gegenüber auch zum Ausdruck bringen, so wenig erzählen sie, dass sie in den Einrichtungen Verbesserungsvorschläge vorbrachten, Kritik äußerten oder auf andere Art und Weise ihren Widerspruch explizierten. Einige Engagierte äußern ihren Widerspruch gar nicht explizit gegenüber maßgeblichen Verantwortlichen, etwa einer für freiwillig Engagierte zuständigen sozialpädagogischen Fachkraft. Sie denken zwar darüber nach, mit der Einrichtungsleitung zu sprechen, tun es dann aber nicht, was sich exemplarisch am Beispiel Wiebke nachvollziehen lässt, die in der Betreuung von Geflüchteten mitgearbeitet hat:

„Es gab aber auch keine Aussprache. [ja] Also es/äh (..) A waren die eh in/in dieser Zeit dann mehr als überlastet, [ja] ähm (..) und wie gesagt, also ich kann ja nachvollziehen, warum sie aus ihren Gründen das so tun, [ja] äh (..) aber ist dann halt nicht mein Ding. [ja] Und wie gesagt, ich hab' da relativ wenig missionarische ähm (..) Ambitionen.“
(Interview 19-W Wiebke Z. 797–803)

Nur wenige berichten davon, dass sie Gespräche hatten, die dann jedoch ohne Erfolg blieben. So erzählt eine Engagierte, dass andere Mitarbeiter*innen¹⁵ ihr von einem solchen Gespräch abgeraten hätten, weil es keinen Sinn mache: „Mach Dir keine Mühe“ (Interview 14-W Natasha, Z. 1419 f.). Weiterhin haben während der Vorbereitungen unserer Feldkontakte und nachträglich bei der Vorstellung der Ergebnisse zahlreiche Hauptamtliche der Wohlfahrtsverbände beklagt, dass sie von der Unzufriedenheit der Engagierten selten etwas mitbekommen, eben weil sie kaum angesprochen werden. Abwanderung sei dem Widerspruch vorgezogen worden und der kritische Impuls in die Organisation sei unterblieben. In diesem Zusammenhang ist auch bedeutsam, dass einige Engagierte erzählen, dass sie sich mit Partner*innen, Freund*innen oder anderen nahestehenden Personen über das Engagement besprochen hätten. Es erschien ihnen möglicherweise plausibler, den Widerspruch mit einer privat nahestehenden Person zu teilen, mit der man gewisse Werte teilt, als mit einer Organisation, der man unterstellt, Wohlfahrt in erster Linie nach ökonomischen Gesichtspunkten zu organisieren.

Das Ausbleiben eines expliziten Widerspruchs führen wir zunächst darauf zurück, dass die Engagierten ihr Widersprechen als einen einsamen Akt darstellen. Auch im Interview mit Linda wird dies deutlich: Linda erzählt sich – wie viele an-

¹⁵ Im Interview bleibt offen, ob die Engagierte Natasha hier haupt- oder ehrenamtliche Mitarbeiter*innen gemeint hat.

dere Engagierte aus Wohlfahrtsverbänden – sowohl in ihrer Empörung als auch in ihrer Beschwerde gegenüber der zuständigen Hauptamtlichen und schließlich im Aushalten ihrer Unzufriedenheit zu Hause nach der Tätigkeit als einzelne Person. Sie erzählt an keiner Stelle von anderen Engagierten, die sie in welcher Weise auch immer unterstützt hätten; Hauptamtliche der Einrichtung, zu der sie ihren Widerspruch äußert, werden von ihr konsequent als solche positioniert, die nicht recht ansprechbar seien, weil sie ihre Arbeit mit einer ganz anderen Perspektive verrichten (Interview 2-W Linda).

Über den Grund für diese Darstellungsweise können wir auf Grundlage unseres Materials keine eindeutige Aussage treffen: Manche Engagierte erzählen etwa davon, dass sie Mitengagierte nicht als in der Lage gesehen haben, Widerspruch zu äußern oder Verbesserungen umzusetzen, sei es, weil die anderen Engagierten zu alt, zu unkritisch oder zu sehr mit dem Engagement verbunden gewesen seien. Andere haben über den gesamten Interviewverlauf von sich das Bild eines Einzelkämpfers gezeichnet, der sein/die ihr Engagement eher selbstgenügsam verrichtet. Auch scheinen Verbesserungsvorschläge nichts zu sein, was im Feld der Wohlfahrtsverbände breit artikuliert wird, im Gegenteil: Die Engagierten scheinen nicht nur in ihrem Engagement eher allein mit den Adressat*innen zu sein – sondern sie bleiben auch in ihrem Widerspruch eher isoliert. Insofern wird von Widerspruch nicht erzählt als Ausgangspunkt einer Koalitionsbildung z. B. mit anderen Engagierten oder auch mit Hauptamtlichen. Das Fehlen weiterer Interaktionspartner*innen mag erklären, warum die von uns befragten ehemaligen Engagierten nicht im Engagement verbleiben und dort weiteren Widerspruch initiieren.

Einen zweiten Grund für das Ausbleiben des Widerspruches im Engagementfeld der Wohlfahrtsverbände sehen wir in der Charakterisierung möglicher Ansprechpartner*innen für den Widerspruch. Häufig ist den Engagierten nicht klar, an wen sie sich wenden sollen, weil die Zuständigkeiten als diffus und konkrete Ansprechpartner*innen (vor Ort) als nicht verantwortlich erscheinen. Auch dies wird in dem oben beleuchteten Zitat aus Lindas Erzählung deutlich, wenn sie sagt: „Ich meine, das Heim kann da selber auch nicht für. Weil, die kriegen ja/die kriegen ja gesagt, wie viel' Leute sie einstellen dürfen.“ (Interview 2-W Linda, Z. 460–462). In ihrer Kritik denkt Linda also explizit über Ursachen und Verantwortlichkeiten nach, die sie außerhalb des Machtbereichs des konkreten Personals verortet. Entsprechend scheint auch unklar, wen Linda mit ihrer Kritik sinnvollerweise adressieren könnte.

Im Vergleich zwischen den Interviews finden sich typische Merkmale in den möglichen Adressierungen von Widerspruch in Wohlfahrtsverbänden: In den Erzählungen tauchen zwar immer wieder auch konkrete Personen auf, denen aber letztendlich nicht die Verantwortung für die verbesserungswürdigen Aspekte in der Wohlfahrt zugeschrieben wird. Das heißt, es werden oftmals gesichtslose, abstrakte und unpersönliche Strukturen, Organisationen, Abläufe etc. kritisiert.

Konkrete Akteur*innen werden dabei in den Darstellungen als Rädchen im System dargestellt. Entsprechend werden sie in den Interviews meist nur kurz und unpersönlich beschrieben: die Ordensschwester im Altenstift, der Sachbearbeiter im Landesbüro der Wohlfahrtsorganisation usw. Indem ihnen nicht zugetraut wird, für eine Praxis auch tatsächlich ansprechbar und verantwortlich zu sein, fallen sie aus der Wahrnehmung möglicher Adressat*innen von Widerspruch heraus. Einige Engagierte betonen ganz explizit, dass es ihnen bei ihrem Widerspruch nicht um eine spezifische Einrichtung gehe, sondern um einen Zustand, den es an vielen Orten gebe.¹⁶ Wesentlich für die explizite Formulierung von Kritik und Verbesserungsvorschlägen ist somit, ob die Engagierten den Hauptamtlichen zuschreiben, tatsächlich einen Unterschied machen zu können – und dies scheint im System der Wohlfahrtsverbände in Deutschland, die z. B. von mit den Krankenkassen ausgehandelten Tarifen abhängig sind oder Aufgaben im Rahmen staatlicher Migrationspolitik übernehmen, eher weniger der Fall. Im Feldvergleich zeigt sich denn auch, dass in den anderen unserer untersuchten Felder Veränderungen einfacher möglich scheinen bzw. weniger als abhängig von übergeordneten Institutionen geschildert werden. Die Engagierten dort erzählen häufiger von Widersprüchen, die sie gegenüber Mitengagierten (z. B. im Vereinsvorstand) oder Hauptamtlichen (z. B. Pfarrpersonen) äußern.

3.2.4 Widerspruch als moralische Positionierung gegen den Wohlfahrtsverband

Zusammenfassend macht die Analyse der Erzählungen deutlich, dass der Widerspruch sich nicht auf eine Kritik an einem Sachverhalt beschränkt, sondern dass sich die Engagierten mit ihrem Widerspruch in Relation zum Wohlfahrtsverband und dessen maßgeblichen Akteur*innen positionieren¹⁷. Auch noch nach Beendigung des Engagements stellen sie sich mit ihrem Widerspruch als politische bzw. moralische Engagierte dar, indem sie ihrer Engagementstelle oder Wohlfahrts-

16 Der weiter oben bereits zitierte wütende Helfer für Geflüchtete, Werner, schließt eine seiner Einlassungen wieder eher untypisch für seine sonstige Sprechweise mit der resignierenden Äußerung: „Wir sind schon ein tranfanzeliger Staat, manchmal“ (Interview 15-W Werner, Z. 1109). Darin kommt bei ihm zum Ausdruck, dass sich Engagierte nicht auf konsequentes staatliches Handeln verlassen könnten, sondern staatliches Handeln durch Uneindeutigkeit, Langsamkeit oder auch fehlenden Pragmatismus geleitet sei, weswegen es auch aussichtslos sei, sich hier Unterstützung zu erhoffen.

17 Unter Positionierung verstehen wir mit Lucius-Hoene und Deppermann „diskursive Praktiken, mit denen Menschen sich selbst und andere in sprachlichen Interaktionen aufeinander bezogen als Personen her- und darstellen, welche Attribute, Rollen, Eigenschaften und Motive sie mit ihren Handlungen in Anspruch nehmen und zuschreiben“ (2004, S. 168; vgl. auch Varga und Munsch 2014).

organisation Eigenschaften zuschreiben, die sie als gegensätzlich zu ihrer eigenen Werthaltung beschreiben. Werte spielen insgesamt in den Engagementerzählungen aus den Wohlfahrtsverbänden eine wichtige Rolle. Die ehemaligen Engagierten erzählen oft und ausführlich über Solidarität, über Gerechtigkeit, über einen würdevollen Umgang mit alten Menschen, über Transparenz oder Wertschätzung. Indem sie sich in Bezug auf bestimmte Werte oder Aufgaben selbst positionieren und in ihrem Widerspruch die Wohlfahrtsverbände auf konträre, mit ihren eigenen nicht kompatible Werte festlegen, positionieren sie sich in Relation zum Engagementfeld.

In der Erzählung von Linda wird diese Selbst- und Fremdpositionierung in Bezug auf Werte sehr deutlich: Linda beschreibt sich an vielen Stellen des Interviews sehr eindringlich als eine Sorgende, welche es schafft, in eine „schöne“ Beziehung zu den alten Menschen zu treten. Ihr gelinge es mit viel Aufmerksamkeit, viele kleine Dinge im Alltag dieser Menschen zu verschönern. Wesentlich für diese Selbstdarstellung sind dabei konkrete Schilderungen, z. B. über das gemeinsame Filzen mit einer alten Dame. Ihre Beschreibung der Praxis der Hauptamtlichen im Altenheim, welche die alten Menschen mit Medikamenten ruhigstellen würden, positioniert diese in deutlichen Gegensatz zum eigenen Engagement mit den alten Menschen an der frischen Luft oder beim gemeinsamen Basteln.

In ähnlicher Weise kritisiert der Engagierte Francesco, dass die alten Menschen im Altersheim nur als „Kassenpatient“ (Interview I-W Francesco, Z. 168) gesehen und allein gelassen würden. Er verdeutlicht den Kostendruck mit dem eindringlich erzählten Beispiel, wie die alten Menschen beim Abendbrot z. B. nach einer zweiten Scheibe Brot extra fragen müssten – und das, nachdem sie so lange gearbeitet hätten. „Das geht nicht“, sagt er, „ist gegen meine Moral“ (ebd., Z. 197). Seine Moral, erzählt er, ist eine, nach der in den Familien gemeinsam nach den alten Menschen geschaut werde. Er positioniert den Wohlfahrtsverband im Gegensatz dazu als unmoralischen Akteur, der sich einer kulturellen Tradition von Pflege entziehe und stattdessen diesen Bereich ökonomisiere. Seine Selbstpositionierung in Gegensatz zu den Wohlfahrtsverbänden operiert in diesem Sinne mit der Darstellung einer Handlungslogik, die sich an der Kostenvermeidung in der Pflege orientiere.

Die erzählten Positionierungen des Wohlfahrtsverbandes als lediglich an Effizienz und Kostenminimierung interessiert und die Selbstpositionierung durch das Bekenntnis zu bestimmten Idealen und Werten scheinen uns derart wirkmächtig zu sein, dass sie auch über das Engagement hinaus Bestand haben. Dabei bedeutet die Selbstpositionierung in Gegensatz zum Engagementfeld nicht, dass sich die Engagierten nachfolgend nicht mehr engagieren würden. Sie schließen nur ein Engagement aus, das unter diesen kritisierten Bedingungen stattfinden würde. So gründet etwa Francesco nach seinem Engagementende einen Arbeitskreis, in dem er die Indienstnahme von freiwilligem Engagement thematisiert

und insbesondere Migrant*innen davor warnt, dieses als Möglichkeit eines Zugangs zur Erwerbstätigkeit zu betrachten.

3.3 Should I stay or should I go? Die Spannung zwischen bindenden und abträglichen Erfahrungen

Sowohl Resonanz als auch Widerspruch können unabhängig vom Abbruch als spezifische Erfahrungen für das Engagement in Wohlfahrtsverbänden verstanden werden. Wenn wir spezifischer nach der Dynamik des Engagementabbruchs im Feld der Wohlfahrt fragen, dann wird deutlich, dass auch diese durch das Zusammenspiel der beiden Erfahrungen geprägt ist. Die Analyse der Erzählungen zeigt, dass die beiden Erfahrungen hier noch stärker in Spannung zueinander geraten, als dies ohnehin im Alltag des Engagements der Fall ist. Im Vergleich der Interviews erscheint eine innere Zerrissenheit als typisch für Abbruchprozesse. Diese Zerrissenheit prägt letztlich die Erzählungen aus allen Engagementfeldern. Engagementerzählungen stellen nie einfach nur schöne oder nur abträgliche Erfahrungen dar. Deswegen plädieren wir im Fazit dieses Buches dafür, Ambivalenz als konstitutiv für Engagementerfahrungen zu verstehen. In den Erzählungen aus Wohlfahrtsverbänden wird aber die Zerrissenheit zum Ende hin besonders eindrücklich geschildert. Deswegen beschreiben wir sie an dieser Stelle und verzichten in den folgenden Kapiteln auf eine ausführlichere Darstellung.

Wie weiter oben bereits beschrieben wurde, stellen die (ehemaligen) Engagierten in den Wohlfahrtsverbänden starke Erfahrungen in ihren Beziehungen zu den Adressat*innen heraus. Wenn sie erzählen, wie sie diese Menschen zum Lächeln bringen können (Linda), wie sie eine Vertrauensbeziehung zu ihnen aufgebaut haben (Nese), als „Papaersatz“ angesehen wurden (Werner) oder ihnen das Erlernen der deutschen Sprache (Gruppendiskussion 2) erleichtern konnten, erzählen sie von starken Bindungen. Sie stellen dies so dar, als könnten und wollten sie diese Menschen nicht ohne Weiteres im Stich lassen. Andererseits erzählen sie auch, als könnten oder wollten sie das, was sie im Engagement beobachteten, nicht mehr mittragen, etwa ein auf Effizienz getrimmtes Pflegesystem (Linda) oder ein schlecht gemanagtes Fluchtregime (Werner, Gruppendiskussion 2). So absolut, wie sie die Gegensätzlichkeit zwischen ihren Werten und dem Handeln der Einrichtung erzählen, erscheint ein Verbleib in diesem Engagement nicht mehr möglich. Die Zerrissenheit zwischen dem Sinn und der Notwendigkeit ihres Engagements, den sie in den Resonanzbeziehungen erleben, und dem Widerspruch zu den Umgangsweisen der Organisationen beschäftigt die Engagierten oft über einen gewissen Zeitraum. Beispielhaft sind hier Schilderungen über lange Gespräche, in denen sie mit ihren Lebenspartner*innen oder anderen ihnen wichtigen Personen Argumente für und gegen das Engagement abwägen. Deutlich wird da-

bei, dass der Abbruch durch eine Zerrissenheit geprägt ist, die sich nicht einfach oder schnell lösen lässt. Der typische Abbruch eines auf Dauer angelegten Engagements wird – weder in der Wohlfahrt noch in anderen Engagementfeldern – als einer erzählt, der einer rationalen Abwägung gefolgt sei oder sich ganz abrupt von heute auf morgen vollzogen habe. Aus diesen Gründen scheint uns die Liedzeile aus dem Song von The Clash: „Should I stay or Should I go?“ (zu Deutsch: Soll ich bleiben oder gehen?) auch passend, um diesen Zustand zu beschreiben. Im Lied bezieht sich dies auf eine Liebesbeziehung, es lässt sich aber gut für die Engagementbeendigung übertragen. Im Lied heißt es: „If I go there will be trouble and if I stay it will be double“ (zu Deutsch: Wenn ich gehe, gibt es Ärger und wenn ich bleibe, wird es doppelt so schlimm). Das Engagement kostet Zeit, Energie, Emotionen, die die Engagierten nicht (mehr) ohne Weiteres aufbringen können. Angesichts der abträglichen Erfahrungen stellt es durchaus auch ein Ärgernis dar. Aber das Fortbleiben könnte der engagierten Person ebenfalls einen Stich ins Herz versetzen, eben weil sie sich von den lieb gewonnenen Personen entfernt.

Nicht alle Erzählungen sind durch ein starkes Ringen und heftige Emotionen gekennzeichnet. Es finden sich auch Erzählungen über Engagementabbrüche, in denen Schilderungen von abträglichen Erfahrungen wie dem Widerspruch unterbleiben. Hier sehen wir eine fehlende Bindung zum Engagement, welches den Engagierten äußerlich blieb. So haben wir auch Interviews erhoben, in denen die Engagierten die Adressat*innen ihrer Arbeit eben nicht wirklich gemocht, sondern etwas belächelt oder gar verachtet haben (Interview 5-W Horst, Interview 20-W Wenke). Hier fiel es den Engagierten leichter, das Engagement zu beenden. Gleichwohl war es aber auch hier so, dass sie mit ihrem Engagement Ziele verfolgten. In beiden Fällen stellt das Engagement Sozialbeziehungen in einer Zeit der Erwerbslosigkeit sicher und es besteht die Hoffnung, auf diese Weise wieder erwerbstätig werden zu können. In diesem Sinne sehen wir auch in diesen Erzählungen ein gewisses Zögern beim Abbruch. Auch diese Engagierten scheinen sich zu fragen, was sie eigentlich verlieren, wenn sie gehen. Es fehlt jedoch ein starkes Ringen, wie wir es bei den anderen Erzählungen rekonstruiert haben. Das Fehlen bindender Erfahrungen gilt jedoch nicht nur für Erzählungen in der Wohlfahrt, sondern gerade auch für einige Erzählungen in anderen Feldern, in denen ebenso keine starken zwischenmenschlichen Erfahrungen gemacht wurden.

Deutlich wurde, dass auch die Engagierten in den Gruppendiskussionen dieses Spannungsverhältnis zwischen Resonanz und Widerspruch in der Wohlfahrt beschreiben, allerdings weniger stark. Dass die Resonanzerzählungen hier weniger stark ausfallen, erklären wir mit der Erhebungsform der Gruppendiskussion, denn diese stellt den Einzelnen weniger Raum zur Verfügung, ihre Erfahrungen in dieser Tiefe zu schildern. In Bezug auf Widerspruch positionieren sich zwar auch Gruppen von Engagierten, die ihr Engagement nicht abbrechen, in opponierender Weise gegen Umgangsweisen, die sie in ihrer Einrichtung beobachten oder Aufgaben, die sie übernehmen sollen. Allerdings zeigt sich in ihren Erzählungen

ein anderer Habitus: Sie erzählen eher in einer Art und Weise, die dem Umgang mit einer Widrigkeit entspricht, d. h. einem zwar ärgerlichen Umstand, von dem man sich aber nicht unterkriegen lässt. Anders ausgedrückt: sie entgehen (noch) dem Gefühl der Zerrissenheit.

3.4 Zusammenfassung

Zusammenfassend wird deutlich, dass die Engagementdynamik durch die zwei konträren Erfahrungen von Resonanz und Widerspruch geprägt ist und dass diese wesentlich vom Feld der Wohlfahrt hervorgebracht wird. Charakteristisch für Resonanzerfahrungen ist zunächst die spezifische Art der Beziehungen in der Sorge zwischen Helfenden und den Adressat*innen ihrer Hilfe, die oft krank, alt, geflüchtet oder anderweitig bedürftig sind und in spezifischer Weise auf Hilfe reagieren. Grundlegend für diese Erfahrung ist die feldspezifische Differenzierung zwischen den Erzählenden als solchen, die fähig sind, anderen zu helfen und mit ihrem Engagement einen Unterschied für diese machen können, und anderen, die dieser Hilfe bedürfen. Eine andere Bedingung sind die spezifischen Aufgaben in der Wohlfahrt, durch die die Engagierten in eine große emotionale Nähe zu den von ihnen betreuten Menschen kommen.

Wesentlich für Erfahrungen des Widerspruchs ist demgegenüber die durch ökonomische Steuerungsinstrumente geprägte Organisation von Wohlfahrt, bei der Effizienz und Effektivität eine zentrale Rolle zukommt (vgl. Wohlfahrt 2016, S. 217). Leistungs- und Kostenvergleiche in den Verhandlungen mit öffentlichen Trägern und Pflegeversicherung führen zu einer Konkurrenz zwischen den verschiedenen freien Trägern (vgl. ebd., S. 219) und zu einer Stärkung der unternehmerischen Logik in der Organisation von Trägern und Einrichtungen (ebd., S. 222) – und schließlich auch zu den Umgangsformen, welche die Engagierten in ihrem Widerspruch kritisieren. Die Entstehung von Pflegemärkten wirkt sich auf die Art und Weise des Sorgens aus. Indem die befragten Engagierten eine Differenz darstellen zwischen einem menschlichen Sorgen einerseits und einem bloß technischen Versorgen durch die hauptamtlichen Kräfte oder Versorgungsstrukturen andererseits, dokumentiert sich also eine für dieses Feld typische Kritik an einer Zweck-Mittel-Rationalität (vgl. Klie und Hils 2009, S. 34) bzw. einer Ökonomisierung und Industrialisierung der Pflege (vgl. für Deutschland van Dyk und Haubner 2021, S. 15 ff.; Liebig 2011). Insofern ist auch die ökonomische Situation der Wohlfahrtsverbände ein wichtiger Kontext für die Erzählungen der Engagierten.¹⁸

18 Van Dyk und Haubner (2021, S. 54) weisen darauf hin, dass sich öffentliche Diskussionen über Freiwilligenarbeit zumeist an normativen Vorstellungen orientieren, etwa wer sich wo und wie engagieren sollte, und es viel mehr einer politischen Ökonomie der Freiwilligenarbeit bedürfe.

Unter Rückgriff auf die dokumentarische Methode argumentieren wir zusammenfassend, dass dieses Erzählen in Spannungsfeldern ein Produkt (ein Dokument) des Handlungsfeldes Wohlfahrt ist, welches Hilfe im Spannungsfeld zwischen Effizienz und Humanität organisieren muss. Der Vergleich mit den Engagementerzählungen aus den anderen Feldern unterstreicht dieses Argument. Auch in den anderen Engagementfeldern finden wir – gerade in Bezug auf Erzählungen zum Engagementabbruch – Konflikte und Spannungsverhältnisse. Die bindenden Erfahrungen haben jedoch nicht nur ein anderes Thema (es geht nicht um Sorgebeziehungen), sondern die Gefühligkeit ist hier wesentlich weniger stark ausgeprägt, weil die Beziehungen in den Tätigkeitsbereichen der anderen Felder (Kampagnen organisieren, Kindergruppen trainieren, Vorstandsarbeit) nicht derart von persönlicher Nähe gekennzeichnet sind wie in der Sorgearbeit. Deutlich unterscheiden sich die Möglichkeiten, Widerspruch zu üben. Dies liegt v. a. an den Ansprechpartner*innen, mit denen Konflikte ausgehandelt werden können. Die Engagierten in der Wohlfahrt schreiben den Hauptamtlichen, mit denen sie es zu tun haben, zu, keine Veränderungen bewirken zu können. Dies finden wir in den anderen Feldern nicht gleichermaßen.

4. Unterschiedliche Logiken im Kirchenengagement: Engagement zwischen Gemeinschaft, Bewegung und Organisation

In den Engagementerzählungen über Kirchengemeinden fallen insbesondere die Varianz und Diskrepanzen zwischen unterschiedlichen Vorstellungen von Kirchengemeindearbeit auf. Bemerkenswert ist die außerordentliche Vielfalt der Themen, die in diesen Engagementgeschichten relevant werden: Die Erzählungen reichen von der Einbindung von Laien in die seelsorgerische Arbeit oder die Gemeindeverwaltung über kommunale Integrationsprojekte und kindgerechte Bildungsarbeit bis hin zum Kulissenbau für das Krippenspiel oder die Festlegung von Bratwurstpreisen für das jährliche Gemeindefest. Kaum ein anderes Engagementfeld in unserem Sample scheint im Vergleich so viele verschiedene und zugleich spezifische Themen, Aufgaben und Tätigkeiten zu versammeln, wie sie uns von Engagierten aus Kirchengemeinden berichtet werden.

Im Blick auf dieses breite Spektrum an Inhalten haben wir zunächst den Eindruck gewonnen, dass im Kirchenengagement praktisch alles möglich scheint.¹⁹ Dabei wird der spezifisch *kirchliche* Bezug bei manchen Themen, Angeboten und Tätigkeiten der Engagierten zumindest auf den ersten Blick nicht immer sofort ersichtlich. So erzählt uns beispielsweise die Engagierte Kirsten von evangelischen Kinderbibelwochen, in denen sie gerade „nicht jetzt Josef, Jesus oder irgend so was“ (Interview 45-K Kirsten, Z. 458) behandelt, sondern mit großer Leidenschaft und Kreativität spannende Themenwochen über „Wikinger, Ägypter“ (ebd., Z. 460) oder „Piraten“ (ebd., Z. 463) organisiert. Im Fortgang der vergleichenden Analyse der Engagementgeschichten hat sich allerdings zunehmend deutlich gezeigt, dass gerade diese Vielfältigkeit auf eine Spezifik des kirchlichen Engagements verweist: Die unterschiedlichen Erzählungen sind geprägt durch ein breites Spektrum an Vorstellungen davon, was die Kirchengemeinde vor Ort alles sein kann und sollte.

Unsere Analyse zeigt, dass diese Vorstellungen zueinander in Konflikt stehen und innerhalb einer Gemeinde durchaus widerstreitende Vorstellungen von Kirchengemeindearbeit artikuliert werden. In diesem Sinne erfahren wir aus den Interviews und Gruppendiskussionen immer wieder auch von Spannungen, Reibungen und Konflikten. Der systematische Vergleich zeigt, dass die Engagemen-

19 Diese zutreffende Analyse unseres Materials verdanken wir insbesondere unserer ehemaligen wissenschaftlichen Hilfskraft Sebastian Jendrek.

terzählungen durch *unterschiedliche* aber keineswegs *beliebige* Vorstellungen davon geprägt sind, worum es im Kirchenengagement eigentlich gehen soll und was Kirchengemeinde im Kern ausmacht. So lassen sich bei genauerer Betrachtung insbesondere drei (ideal-)typische Logiken von Kirchengemeinden rekonstruieren, an deren Verwirklichung sich die erzählenden Engagierten in ganz verschiedenen Tätigkeiten und Kontexten orientieren.²⁰ Sie lassen sich als divergierende Logiken von Kirchengemeinden als „Gemeinschaft der Gläubigen“ (4.1), „Bewegungskirche“ (4.2) und „Organisation“ (4.3) beschreiben. Während diese Logiken im Einzelnen als tendenziell widersprüchlich erscheinen, scheinen sie gleichzeitig unweigerlich aufeinander verwiesen. Zugleich sind sie auch für sich genommen umkämpft: In den unterschiedlichen Erzählungen wird auch ein Streit darüber erzählt, wie vergemeinschaftet werden soll, wohin sich Kirche bewegen soll oder wie sie sinnvoll zu organisieren sei. Diese Verflechtung der verschiedenen, z. T. widersprüchlichen Vorstellungen von Kirchengemeinden beschreibt das für dieses Engagementfeld typische Spannungsverhältnis.

4.1 Kirchengemeinde als Gemeinschaft der Gläubigen

Mit der „Gemeinschaft der Gläubigen“ soll eine erste Vorstellung von Kirchengemeinden beschrieben werden, welche für die Engagierten bedeutsam ist. *Dass* der gemeinsame Glaube eine Rolle in kirchlichen Engagementgeschichten spielt, ist dabei zunächst nicht unbedingt überraschend. Dennoch ist es u. E. bemerkenswert, welchen Stellenwert gerade Gottesdienste, Predigten und Liturgie als Ausdruck eines vergemeinschaftenden Glaubens in vielen Engagementerzählungen einnehmen. Interessant ist zudem, *wie* die Gemeinschaft der Gläubigen als kollektiv geteilter Handlungssinn die Engagementgeschichten auf durchaus unterschiedliche Weise strukturiert: Manche Engagierte betonen in ihren Erzählungen den Aspekt des *Glaubens*, während andere wiederum stärker den Aspekt der *Gemeinschaftsbildung* in und durch die Kirchengemeinden akzentuieren. Wie im Folgenden zu zeigen ist, scheint die Vorstellung von der Kirchengemeinde als einer Gemeinschaft der Gläubigen aufgrund dieser zwei verschiedenen Bedeutungen durch eine gewisse Spannung geprägt.

20 Für die Ausformulierung dieser unterschiedlichen Logiken war für uns insbesondere der Austausch mit Uta Pohl-Patalong hilfreich. Für ihre Unterscheidung der Logiken und Charaktere von Kirchengemeinde vgl. Pohl-Patalong (2021, S. 51–60).

4.1.1 Kirchengemeinde als Glaubensgemeinschaft

Ein anschauliches Beispiel für die Orientierung an einer Gemeinschaft der Gläubigen, die den vergemeinschaftenden Glauben akzentuiert, ist die Geschichte von Kilian. Wenn Kilian von seiner (nunmehr ehemaligen) evangelischen Kirchengemeinde spricht, ist seine Darstellungsweise durch eine große Ernsthaftigkeit geprägt. So wird im Laufe seiner Erzählung etwa deutlich, dass Kilian diese ganz konkrete Kirchengemeinde in einer deutschen Großstadt bewusst und im Rahmen einer längeren „Suchbewegung“ (Interview 52-K Kilian, Z. 676) für sich und seine Familie ausgewählt hat. Mit dieser Suchbewegung ist insbesondere die Kontaktaufnahme zu Pfarrer*innen in Kilians Wohnumgebung gemeint. Während die konkreten Pfarrpersonen vor Ort auch in vielen anderen Engagementgeschichten eine große Rolle spielen, macht Kilians Auswahlprozess der *richtigen* Kirchengemeinde besonders deutlich, worum es ihm geht:

„Mir war das auch wichtig, dass der Pastor dann auch 'n bisschen gläubig ist. Ähm [mhm] es ist nicht selbstverständlich, nur weil man Theologie studiert hat, dass man auch wirklich im Glauben ist. Und ich wollte da(n n) also, dass er im Glauben ist und/und wollte das versuchen, herauszuhören, ob ich da äh richtig lande, ob ich auch was für mich mitbekommen kann. (.) Und dann hab' ich dann ähm verschiedene Kirchen besucht so zu den Gottesdiensten. Und/und irgendwann bin ich dann halt in dieser Kirche gelandet (.) und ähm (..) (ä h) dann kam die Pastorin sofort (zu mir? #00:36:30-7#), sie hat erkannt, dass ich neu war, und hat sofort das Gespräch mit mir gesucht. Und ähm das fand ich schon mal gut. Und/und da kamen noch andere noch auf mich zu. Und da hab' ich gedacht: Mensch, das ist ja alles hier nett, und ä(h m) man fühlt sich ja gar nicht fremd und (..) ja.“ (Interview 52-K Kilian, Z. 679–695)

Bereits in dieser Vorgeschichte zum Engagement in der Kirchengemeinde werden Glaube und Gemeinschaft als Rahmen für Kilians Erzählung greifbar. Zunächst positioniert sich Kilian als eine sehr religiöse Person, die auf der Suche nach einer ernsthaften Wahrhaftigkeit im Glauben ist. Während andere Engagier-te in unserem Sample ihren Zugang zur Gemeinde als eher selbstverständlich im Rahmen ihrer Sozialisation beschreiben – etwa, weil sie schon immer in diesem Sprengel gelebt haben oder ihre Kinder im Rahmen von Taufe, Kommunion oder Konfirmation in die Gemeinde eingeführt wurden –, wird hier von Kilian eine bewusste Auswahl einer „richtig[en]“ Gemeinde beschrieben (ebd., Z. 684). Zudem zeigt sich bereits an dieser Stelle, dass Religiosität für Kilian nicht nur eine individuelle Angelegenheit ist, sondern in einer Kirchengemeinde sowie insbesondere im Kontakt mit Pfarrpersonen zu einer gemeinschaftlichen Angelegenheit wird bzw. werden soll: Auf eine auch für andere Interviews typische Art und Weise beschreibt Kilian eine beinahe physisch-materielle Qualität religiöser Impulse, die man von der (richtigen) Pfarrperson „mitbekommen“ könne. Dabei scheint es

v. a. seinem emotionalen *Erleben* der zugewandten Pastorin und Gemeindemitgliedern geschuldet, dass Kilian ein Gefühl von Vertrautheit mit diesen eigentlich fremden Menschen bekommt und diese Kirchengemeinde eher intuitiv als die für sich richtige präsentiert.

Die Vorstellung einer besonderen Gemeinschaft, die (primär) durch den gemeinsamen und vergemeinschaftenden Glauben verbunden ist, durchzieht die Geschichte von Kilians Engagement wie ein roter Faden. Gleich zu Beginn seiner Erzählung beschreibt Kilian, wie er unmittelbar nach dem Eintritt in die Kirchengemeinde damit begonnen habe, sich freiwillig zu engagieren und „missionarisch tätig“ (ebd., Z. 37) zu werden. Gemeint sind damit sowohl Kilians regelmäßige Mitarbeit in der Seelsorge als auch Tätigkeiten in der Öffentlichkeitsarbeit wie die Gestaltung von Gemeindebriefen oder Postern für die Werbung der Kirchengemeinde im Stadtgebiet: So wolle er in und mit seinem Engagement Menschen ansprechen, die „vielleicht noch nicht im Glauben sind“ (ebd., Z. 57) oder die „auf der Straße sind und die auf der Suche sind und die [...] schlimme Erfahrungen vielleicht gemacht haben“ (ebd., Z. 61–63). Homolog zur Vorgeschichte und Kilians eigener Suchbewegung zeigt sich nun auch in der Darstellung seines Engagements im Sinne der christlichen Mission erneut das Suchen und Finden einer für ihn richtigen Kirchengemeinde bzw. wahrhaftigen Glaubensgemeinschaft als wiederkehrender Topos der Erzählung:

„Ich f- will einfach gerne (M e)nschen zeigen, wie/wie Christen eigentlich äh sind oder sein sollen, äh wie es eigentlich/ähm wie sie sein sollen, so. [...] Und/(.) [mhm] ja, und ähm dann hab' ich dann also mit der Einladung verbunden, dass die Menschen kommen zu dem Pastor oder Pastorin äh und dass die dann ähm ja, Halt finden, dass wir dann/vielleicht brauchen die Gespräche oder was auch immer, dass sie eine Gemeinschaft finden und (.) ähm ja, und die Liebe Gottes.“ (Interview 52-K Kilian, Z. 64–93)

An dieser Sequenz fällt v. a. die korrigierende Darstellungsweise auf, mit der Kilian das zentrale Motiv seines Engagements auf den Punkt zu bringen versucht: So gibt es für ihn offenbar einen Unterschied zwischen dem, „wie Christen eigentlich sind“, und dem, wie Christen „eigentlich sein sollen“. Damit scheint Kilian erneut einen normativen Anspruch an das Christsein zu formulieren und zu bekräftigen („so“), der vorhin in der Prüfung des „wahrhaftigen Glaubens“ von Pfarrpersonen bereits angeklungen ist. Zudem wiederholt sich auch hier eine sehr ernsthafte Betonung der physisch („Halt finden“) und emotional („Liebe“) erfahrbaren Qualität des Glaubens. Im Vergleich der beiden Sequenzen werden so die Gegenhorizonte deutlich, die im Grunde die gesamte Erzählung strukturieren: Einerseits erzählt Kilian seine Geschichte im Blick auf den positiven Gegenhorizont einer richtigen Kirchengemeinde, deren Mitglieder durch den gemeinsamen Glauben Halt, Verbindung und Gemeinschaft erfahren. Bemerkenswert ist dabei auch, dass und wie

Kilian in seinem Engagement mit dem Anspruch einer Vorbildfunktion für (noch) nicht gläubige Menschen tendenziell eine ähnliche Rolle einzunehmen sucht, wie er sie auch der Pfarrerin in ihrem wahrhaftigen Glauben zuzuschreiben scheint. Andererseits setzt die Erzählweise dabei von Anfang an immer auch die Existenz von gewissermaßen falschen Kirchengemeinden voraus, etwa mit ungläubigen Pfarrer*innen oder welchen, die die christliche Mission nicht ernst nehmen. Dieser Vorwurf der Profanität bildet somit den negativen Gegenhorizont in Kilians Erzählung.

Kilians Erzählung orientiert sich demnach in besonderem (und geradezu idealtypischem) Maße an einer Vorstellung von Kirchengemeinde als *Glaubensgemeinschaft*, die sowohl seiner Gemeindemitgliedschaft als auch seinem Engagement ihren Sinn verleiht. Ganz typisch für Erzählungen zum Kirchenengagement impliziert die Erzählweise dabei immer auch ein Wissen darüber, dass diese (eigene) Vorstellung nicht selbstverständlich auch von (allen) anderen Gemeindemitgliedern oder Pfarrpersonen geteilt wird. So berichtet Kilian im weiteren Verlauf zunächst von allgemeinen kritischen Beobachtungen und Tendenzen, etwa hinsichtlich der zunehmenden Überalterung von Kirchengemeinden insgesamt. Viele andere Kirchengemeinden würden sich demnach nur noch „konservieren“ (ebd., Z. 109) bzw. schließen und „ihren Kaffeeklatsch“ (ebd., Z. 110), „ihre Kurse oder was auch immer“ (ebd., Z. 111 f.) machen oder „basteln“ (ebd., Z. 112). Mit diesen Beispielen illustriert und kritisiert Kilian eine zunehmend profane Form von Vergemeinschaftung in Kirchengemeinden. Für die weitere Abbruchserzählung ist dieser Kontrast zwischen unterschiedlichen Vorstellungen und Praktiken im Gemeindealltag überdies von entscheidender Bedeutung: Hinzu kommt – und dies ist ebenfalls typisch für viele andere Geschichten aus dem Kirchenengagement –, dass in der Erzählung von Kilian der Weggang der (für ihn bedeutenden) Pfarrperson erzählt wird, was durch die damit einhergehenden Änderungen dann letztlich zu einem Bruch in seiner Beziehung zur Gemeinde als Ganzem führt.

Im Interview kritisiert Kilian die neue Pfarrerin in vielerlei Hinsicht: Sie sei eine unerfahrene „Einzelgängerin“ (ebd., Z. 178) ohne Führungsqualitäten, die im Kirchengemeinderat „eigentlich wenig zu sagen“ (ebd., Z. 171 f.) habe, weshalb die zweite Vorsitzende die eigentliche Gemeindeführung übernehmen würde und alle anderen Laien nur noch „Marionetten“ (ebd., Z. 183) seien. Beispielhaft für den bereits geschilderten negativen Gegenhorizont einer profanen Kirchengemeinde zeigt sich zudem die fassungslos vorgetragene Kritik daran, dass die Pfarrerin in der Coronapandemie „Masken genäht und an Menschen verteilt“ (ebd., Z. 295 f.) habe, anstatt ihren Gottesdienst vorzubereiten. Homolog zum Orientierungsrahmen der Kirchengemeinde als *Glaubensgemeinschaft* und exemplarisch für weite Teile der Erzählung formuliert Kilian seine Unzufriedenheit mit der neuen Pfarrerin und den folgenden Veränderungen:

„Und ä(h m) Menschen gehen da/also waren/wir hatten ja damals 40, 50, 60 Menschen im Gottesdienst. Und inzwischen sind nur noch 14, (.) äh ((bläst Luft aus)) 20, wenn es hoch/(.) also mh auch äh Besucher sind weniger geworden, weil sie dann auch/die möchten ja auch kommen und möchten ja auch mal richtig mal Schwarzbrot bekommen, also richtig äh der/der Predigt und das muss/muss einem ja was mitgeben, was [mhm] man mit nach Hause nehmen kann, so 'n bisschen Kraft für die Woche oder so. Und das war halt nicht der Fall.“ (Interview 52-K Kilian, Z. 197–207)

Diese Sequenz illustriert erneut die fundamentale Bedeutung des Glaubens sowie die zentrale Rolle der Pfarrperson in der geistlichen Führung in diesem Orientierungsrahmen. Dabei soll hier insbesondere die anschauliche Metapher eines nahrhaften „Schwarzbrot“ als Beschreibung für eine gute Predigt hervorgehoben werden. Dieser bildliche Vergleich von geistlicher und körperlicher Nahrung erscheint hier als ein Versuch, die konjunktive Erfahrung einer anregenden Predigt in Worte zu fassen und im Interview nachvollziehbar zu machen.²¹

In ähnlicher Weise wie Kilian fokussiert auch Kathleen das Glaubens- und Gemeinschaftserleben in ihrer Kirchengemeinde. Sie erzählt sich als eine „Freikirchlerin“ (Interview 51-K Kathleen, Z. 33), die über Zufälle und Umwege in die katholische Kirche gefunden habe. Im Mittelpunkt ihrer Geschichte steht insbesondere die schillernde Figur des „Pater Martin“ (ebd., Z. 191), der Kathleen als begabter Prediger sowie als besondere Person fasziniert. Die Struktur und Relevanzen der beiden Erzählungen sind insofern vergleichbar, als auch Kathleen zunächst eine längere Vorgeschichte des Suchens und Findens von Gemeinde und Gemeinschaft erzählt. Auch sie habe sich gemeinsam mit ihrem Freund „in konzentrischen Kreisen“ (ebd., Z. 38) durch viele Gottesdienste in ihrer Wohnumgebung probiert, bis sie zufällig auf Pater Martins Gottesdienst für „junge Erwachsene“ (ebd., Z. 68) gestoßen seien. Und ganz ähnlich zu Kilians Beschreibung einer „Schwarzbrot-Predigt“ erscheint die Liturgie auch in Kathleens Darstellung als ein Mittelpunkt im Gemeindealltag. So stellt die erste Teilnahme an Pater Martins Gottesdienst einen Höhepunkt in Kathleens Geschichte dar:

„Und es war (.) großartig. Es war/also für mich als Freikirchler war das total anstrengend, denn katholische Kirche besteht innerhalb von einer Stunde aus, ich glaube, 15 Programmpunkten, wo man [mhm] rauf und runter muss. Man stellt sich hin, man kniet sich hin, man macht, und es/also und ich bin's gewohnt (.) gewesen bis dahin, einen Block äh Lobpreis zu haben, eine Predigt zu haben und ein Abendmahl zu haben und das erstreckt über zwei Stunden. Das hier war in einer Stunde echt Hard-

21 Tatsächlich hat sich die „Schwarzbrot-Predigt“ in unserer Auswertungsgruppe zu einem geflügelten Wort für die Orientierung an der Kirchengemeinde als Ort des gemeinschaftlichen Glaubens entwickelt. Zudem eignet sich diese bildliche Darstellungsweise hervorragend für den weiteren Vergleich mit anderen Erzählungen und Metaphern, um minimale und maximale Kontraste in den Orientierungsweisen der Engagierten aufzuzeigen.

core. Ähm man musste immer aufpassen, so. (.) Aber es war also ganz, ganz, ganz großartig. Diese Predigt war so, dass ich gefühlt 'ne Viertelstunde lang die Luft angehalten hab' und gedacht hab': ‚Ey, wie geil. Also was der da sagt, das ist großartig.‘ Und es war so, es gab drei Lesungen, und man hat also wirklich/der hat das ganze Ding zusammengeknüpft, ich dachte so: ‚Irre. So was hab' ich noch [mhm] nie vorher gehört.‘ [mhm] Und dann ham wir uns angeguckt und ham gesagt: ‚Das ist es. Genau das ist es.‘ [...] Und [mhm] dann kam noch jemand auf uns zu und sagte: ‚Ihr seid hier das erste Mal, ne? Hab ihr noch Lust, rüberzukommen (mit höherer Stimme) zu/zu Brot und Wein?‘ [mhm] Und dann sind wir also rübergegangen, rübergegangen heißt, in das/in den Gemeinderaum, ins Gemeindezentrum, irgendwie. Und da war so 'n Tresen, 'n schönes/äh schönes Ambiente, (.) nett gemacht, und es gab also Wein zu trinken, und es gab Brot zu essen, und es gab/also so trockenes Brot aber frisches [ja] Brot, richtig lecker. Und/ähm ja, und äh die Leute ham also mit/mit uns gesprochen und so.“ (Interview 51-K Kathleen, Z. 110–144)

In dieser längeren Sequenz schildert Kathleen kleinteilig die besondere („großartige“) Atmosphäre des stimmungreichen Gottesdienstes. Zunächst erscheint der Gottesdienst mit seinen vielen aktivierenden und für Kathleen ungewohnten „Programmpunkten“ als ein besonderes Event, das ihre volle Aufmerksamkeit erfordert. Bereits hier deutet sich zumindest insofern auch eine gewisse Vergemeinschaftung in und durch den Gottesdienst an, als sein Ablauf v. a. auch als eine *gemeinsame* Praxis erzählt wird: „Man“ stellt und kniet sich hin oder „macht“ etwas synchron. Bemerkenswert ist zudem, wie Kathleen die „irre“ und geradezu atemberaubend gute Predigt darstellt. Zum einen wird auch das eher passive Verfolgen der Predigt als eine vergemeinschaftende Erfahrung erzählt, die Kathleen und ihr Lebensgefährte auf die gleiche Weise erleben und teilen. Zum anderen markiert die Darstellung dieser konjunktiven Erfahrung zwei Gegenhorizonte, die Kilians Darstellung sehr ähnlich sind: den positiven Gegenhorizont des Erlebens von Glaubensgemeinschaft in der *richtigen* Kirchengemeinde („Das ist es“) und den negativen Gegenhorizont anderer Kirchengemeinden.²² Ganz plastisch beschreibt Kathleen Vergemeinschaftung sodann in dem harmonischen Ausklang im Gemeindezentrum nach dem aufregenden Gottesdienst. Relevant werden dabei sowohl persönliche Ansprachen, in denen Kathleen und ihr Lebensgefährte als Neuzugänge erkannt werden, sowie ein gemeinsames Abendessen, das im Blick auf den Verzehr von „Brot und Wein“ symbolisch aufgeladen ist. Im Blick auf Kathleens affirmative Darstellung dieser Symbolik wird die Akzentuierung im Orientierungsrahmen der *Glaubensgemeinschaft* sehr deutlich: Der Genuss von trockenem, aber „frische[m]“ und „richtig lecker[em]“ Brot erscheint hier ebenfalls als

22 An anderer Stelle beschreibt Kathleen ihre Reise durch andere Kirchengemeinden mit einem diffusen Gefühl der Enttäuschung: „Mh, das ist es nicht.“ (Interview 51-K Kathleen, Z. 41)

eine besondere Erfahrung, die sich von einem (profanen) gemeinsamen Abendessen unterscheidet.

Auch im weiteren Verlauf ist die Erzählstruktur von Kathleens Geschichte der Erzählung von Kilian in vielerlei Hinsicht erstaunlich ähnlich. Kathleen entschließt sich sowohl zum Eintritt in die katholische Kirche als auch zu einem freiwilligen Engagement insbesondere in der Organisation des gemeinsamen Abendessens im Nachgang der Gottesdienste. Ein minimaler Kontrast besteht indes darin, dass die Kirchengemeinde per se in Kathleens Geschichte vergleichsweise wenig bedeutsam erscheint: Vielmehr erzählt sie insbesondere eine kleinere Gruppe von Personen um Pater Martin als bereichernde Glaubensgemeinschaft. Gleichwohl kommt es auch hier mit dem Weggang von Pater Martin zu einem zentralen Bruch, der den Wendepunkt in Kathleens Geschichte darstellt.

Die Erzählungen von Kilian und Kathleen stehen hier beispielhaft für einen Orientierungsrahmen, in dem das eigene Engagement primär als Beitrag zu einer *Glaubensgemeinschaft* erzählt wird. Diese Erzählungen teilen typischerweise eine Betonung des Glaubens als existenzielle (und konjunktive) Erfahrung sowie einen Fokus auf Liturgie, Rituale und Symbole als Ausdruck und Praxis des gemeinsamen wie vergemeinschaftenden Glaubens. Homolog dazu rücken Pfarrpersonen insbesondere in der Rolle einer geistlichen Führungsposition in den Blick. Darüber hinaus treffen sich diese Erzählungen nicht selten in einer Ablehnung des irgendwie „Profanen“ in der Kirche: etwa im Sinne einer Kirche des „Kaffeeklatsch“ (Kilian).

Ein weiteres anschauliches Beispiel hierfür findet sich in der Erzählung von Klara, die sich insbesondere im Pfarrgemeinderat einer katholischen Gemeinde engagiert hat und zudem perspektivisch auch hauptberuflich als Gemeindeforentin arbeiten möchte. Dabei macht sie den Glauben ganz explizit als Rahmen für ihr Mitwirken in Kirche und Gemeinde relevant: „[D]as ist in mir drin und quasi dieser Gott lässt mir keine Ruhe“ (Interview 60-K Klara, Z. 638 f.). An anderer Stelle schwärmt sie davon, dass sie „diese Gemeinschaft [in der Kirche, d. A.] so toll“ (ebd., Z. 649 f.) finde und da auch ein „beruflich[es] Zuhause“ (ebd., Z. 651) finden werde. Des Weiteren erzählt sich Klara insgesamt als einen jungen Menschen, der Kirche auch mal neu und anders denken sowie mitgestalten wolle. In diesen und ähnlichen Sequenzen des Interviews werden Klaras Begeisterung für Kirche, Gemeinschaft, Glauben, Aufbruch und Mitgestaltung sehr spürbar. Ebenso spürbar wird wiederum auch die große Ernüchterung, mit der Klara exemplarisch über ihre Erlebnisse als Mitglied im Pfarrgemeinderat spricht:

„(U n d) (ä h m) genau, dann war ich da in dem Gremium und rein wollte ich oder ich hab' eigentlich gedacht, ich möcht' auch was mitgestalten, dass wir irgendwie/dass die Kirche attraktiver wird für uns junge Leute. [ja] Also halt nicht nur für dieses Klassische, was es halt gibt, Kommunion, Firmung, sondern dann die Sparte danach. [mhm] Das hat mir immer gefehlt und irgendwie hab' ich gedacht, da müsste doch

unsere Kirche vor Ort ähm attraktiver werden und da würd' ich dann auch gern mitwirken. [ja] (...) Genau, (ä h m) in dem Gremium war dann aber eher keine inhaltliche Ausgestaltung oder wenig inhaltliche Ausgestaltung, so wie ich mir das äh vorgestellt hab', sondern da hat man dann eher über Bratwurstpreise diskutiert am Pfarrfest, ob die jetzt äh 1,80 kosten sollen oder 2,20 [ja]. Und (lachend) ähm genau. Und das hat eigentlich gar nicht so meinen Vorstellungen der Mitgestaltung entsprochen. [ja] (...) (U n d) ähm ich war die einzig Junge auch in dem Gremium.“ (Interview 60-K Klara, Z. 91–109)

In dieser Sequenz wird deutlich, dass es in Klaras Erzählung auch maßgeblich um das Thema der Mitbestimmung in der Kirchengemeinde geht. Damit spinnt sich ihre Erzählung zwischen zwei etwas verschiedenen aber insgesamt durchaus ähnlichen Gegenhorizonten auf: Inhaltlich positioniert Klara insbesondere eine Kirche der „jungen Leute“ gegenüber einer Kirche der Älteren. Besonders deutlich wird dies zum Ende des Zitats, wenn sich Klara als „die einzig Junge“ in einem Gremium voller – so scheint es – älteren Menschen individualisiert. Mit der Kategorie des Alters scheint zudem auch eine Art Interessens- und Machtfragen verhandelt zu werden: Schließlich spricht Klara gewissermaßen repräsentativ für die jüngere Generation von einer Kirchengemeinde, die für Ältere „attraktiver“ sei als für Jüngere und in der offenbar unterschiedliche „Vorstellungen der Mitgestaltung“ konkurrieren – woraus sich der Handlungsbedarf ergibt, die Gemeinde für Jüngere attraktiver zu gestalten und diesen auch mehr Mitsprachemöglichkeiten einzuräumen. Gleichwohl erzählt Klara ihren Wunsch nach Mitbestimmung und Veränderung nicht als Selbstzweck. Vielmehr erhebt sich in der Analyse die Frage, welche Vorstellung von einer (attraktiveren) Kirchengemeinde Klaras Darstellung implizit anleitet. Später im Interview erzählt sie, dass sie sich für andere Glaubenserfahrungen in ihrer Gemeinde einsetzen möchte, beispielsweise für einen lebendigen Adventskalender („Adventsfenster“, ebd., Z. 791 ff.) oder eine Nacht der offenen Kirchen (ebd., Z. 840 ff.), die mit Licht und Musik Kirchengebäude zu besonders stimmungsvollen Räumen der Besinnung werden lässt.²³ Insofern ließe sich Klara auch verstehen als eine, die Kirche in Bewegung setzen und neue Formen des Glaubens und der Vergemeinschaftung ausprobieren möchte (vgl. dazu weiter unten unter 4.2 Bewegungskirche).

Das Negativbeispiel der „Bratwurstpreise“ ist aber insofern auch interessant, als deren Bedeutungslosigkeit in Klaras Darstellung keiner weiteren Erläuterun-

23 Im Kontext der Darstellung dieser bestimmten Aktion stellt Klara dann auch den Gedanken von Gemeinschaft zur Diskussion: „Also ich wollt' mal weggehen von diesem „Glaube ist Gemeinschaft“, weil ich find', Glaube ist halt nun mal nicht nur Gemeinschaft. Also ((lacht)) ä(h m)/sondern auch mal in 'ne Kirche zu gehen, in der Stille zu sein und dann mit 'ner Musik zu sein, mit 'nem Kerzenschein vielleicht zu sein und da einfach [mhm] für sich zu sein, bei Gott zu sein.“ (Interview 60-K Klara, Z. 844–850)

gen bedarf. In der vergleichenden Analyse scheint Klaras Kritik an der Diskussion von „Bratwurstpreisen“ homolog zu Kilians Problematisierung vom „Kaffee-klatsch“ der Senior*innen: Hier wie dort wird das Bild einer Gemeinschaft entworfen und bedauert, die sich offenbar nur über das leibliche Wohl herstellen lässt – und nicht über ernsthafte religiöse Angebote. Die Diskussion über „Bratwurstpreise“ kann aber auch so interpretiert werden, dass der Kirchengemeindevorstand Fragen der Vergemeinschaftung als ökonomische Fragen betrachtet und Einnahmen/Ausgaben im Blick behalten muss. Dies verweist uns auf eine konkurrierende Vorstellung von Kirchengemeinden: Diejenige der funktionierenden, weil gut wirtschaftenden Organisation (vgl. dazu weiter unten unter 4.3 Kirchengemeinde als Organisation).

4.1.2 Kirchengemeinde als Glaubensgemeinschaft

Wie eingangs erwähnt, zeigen sich auch Spannungen in der Vorstellung von Kirchengemeinden als Glaubensgemeinschaft. So wird etwa in einer unserer Gruppendiskussionen das Verhältnis von Glauben und Gemeinschaft in der Orientierung an der Kirchengemeinde als *Glaubensgemeinschaft* gewissermaßen zum gegenteiligen Ende hin aufgelöst. Inhaltlich verhandeln die Teilnehmerinnen der Gruppendiskussion zunächst ihre Projekte, die sie im Rahmen ihres Engagements durchführen, und beschreiben ihre Tätigkeiten und Erfahrungen: beispielsweise im Blick auf ein regelmäßiges Treffen von Senior*innen (Regine), das Presbyterium (Paula), die Familienkirche (Saskia) und ein Gemeindefrühstück (Ophelia). Die insgesamt harmonische Diskursorganisation ist dabei nicht zuletzt durch eine mitunter humorvolle Diskussion der Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den verschiedenen Engagementzusammenhängen geprägt. Bereits hier fällt auf, dass und wie Ophelia sich für eine ganz bestimmte Art und Weise in der Ausrichtung ihres Gemeindefrühstücks positioniert:

„Aber im Grunde genommen, auf ein Programm legen die [die Kirchengemeindeglieder, die das Angebot annehmen, d. A.] alle keinen Wert. Äh denen [mhm, mhm, ja] (.) reicht es, wenn sie hier nett äh untereinander sitzen, sich unterhalten können. Und d(a)s gewäh' ich auch so. Denn ich habe das äh (.) vor einiger Zeit ähm im Stadtkirchenamt kennengelernt, äh meine Freundin sprach mich an und sagt: ‚Kommst du mit zum Bibelfrühstück?‘ Ich guck' die an, [hm] ich sag': ‚Ich soll zum Bibelfrühstück gehen? Wer macht das?‘ – ‚Herr Meier‘ – ‚Nee‘, ich sag', ‚Tamara, alles, aber kein Bibelfrühstück. Brauch' ich nicht.‘ – ‚Du kommst mit!‘ Ja gut, ich da hin, (.) mich hingesetzt, ganz vorsichtig, bin immer weiter zurückgerutscht. Herr Meier kommt rein, ‚Guten Tag‘, oder, nee, ‚Guten Morgen noch‘, und sagt mit einem Mal: ‚Lasst uns doch jetzt mal anfangen.‘ (.) Und da hab' ich gedacht, jetzt kommt ein Bibelspruch nach'm andern, ein Gebet nach'm andern. Der hat ganz kurz zu Anfang'n ganz (Stimme hoch)

kurzen Bibelspruch genannt und dann war das, ‚so‘, sagt er, ‚und jetzt wollen ma’ mal unser Büffet eröffnen. Bed(i e)nt euch bitte!‘ Und das hat mir gefallen: (O h)ne alles. (.) Und da hab’ ich gedacht, ja, (.) / Ich hab’ ähm (.) / Ach so, das/das Frühstück, was ich [jemand räuspert sich] hier dann eingeführt hab’, hab’ ich von Sankt Anna mitgebracht. (.) Und da kam zwar auch der Pastor Käfer hier und da mal reingeschnit, (..) da wurd’ kein Gebet gesprochen, da wurd’ kein Nix und (.) / Und da hab’ ich gedacht, irgend so was versucht du ja auch und ich muss sagen, bis jetzt hab’ ich Erfolg damit gehabt. [mhm] Ne?“ (Gruppendiskussion 10-K, Z. 75–103)

Vorausgegangen war dieser Sequenz die offene Frage des Interviewers, ob es im Blick auf die verschiedenen freiwilligen Angebote und (Ziel-)Gruppen ein „gemeinsames Thema“ (ebd., Z. 63) der Engagierten gebe, was Ophelia für ihr Gemeindefrühstück sofort und entschieden verneint. Die Frage nach einem *gemeinsamen* Thema wird dabei im Verlauf von Ophelias Ausführungen wie selbstverständlich zur Frage nach dem Stellenwert *religiöser* Themen und Inhalte transformiert bzw. konkretisiert. So bezieht sich Ophelia zunächst auf das vermeintlich eindeutige Interesse der Besucher*innen des Gemeindefrühstücks an einem lockeren Zusammensein, um dies sodann am Beispiel ihres eigenen Erlebens eines „Bibelfrühstücks“ in einer anderen Kirchengemeinde zu verdeutlichen. In ihrer Darstellung avanciert die Vokabel des *Bibelfrühstücks* (etwa im Unterschied zu einem schon sprachlich unverfänglicheren *Gemeindefrühstück*) zu einer Art Reizwort, das mit offensichtlich negativen Assoziationen besetzt ist: nämlich der Vorstellung einer trockenen und primär liturgischen Veranstaltung mit „ein[em] Gebet nach’m andern“. Komplementär dazu fällt auf, wie Ophelia gerade durch die wiederholte Betonung der *Abwesenheit* religiöser Inhalte einen positiven Gegenhorizont der Darstellung entfaltet: Mit Formulierungen wie „[o]hne alles“, „kein Gebet“ und „kein Nix“ bringt sie ganz affirmativ die Erleichterung und Begeisterung im Blick auf ein letztlich bibelfreies Bibelfrühstück zum Ausdruck.

Im Vergleich zu den oben beschriebenen Einzelinterviews wird demnach auch Ophelias Darstellung durch ganz ähnliche Gegenhorizonte strukturiert – allerdings mit gewissermaßen umgedrehten Vorzeichen: Ophelias Beitrag in der Gruppendiskussion offeriert (nachdrücklich) die Vorstellung eines primär auf das leibliche und soziale Wohl fokussierten Angebots der Vergemeinschaftung, während religiöse Inhalte und Rituale eher als störende Zumutungen positioniert werden. Im weiteren Verlauf wird diese starke Proposition von den anderen Teilnehmerinnen aufgegriffen und bleibt dabei nicht gänzlich unwidersprochen:

Paula: Also wenn wir uns im Presbyterium treffen, dann geht das immer los mit ’ner kleinen Andacht, [mhm] die immer jemand anders hält, [ja] muss nicht unbedingt die Pfa- der Pfarrer sein oder die Pfarrerin sein. Und (ä h) schließen dann eben mit’m Vaterunser, *ne (leise)*, [mhm] *ja (leise)*. Das’s da so der Abschluss, *ja (leise)*. #00:03:02-5#

Regine: Oh ja, wir haben so 'n/unser Mittwochslied, [mhm] was wir dann immer jedes Mal singen ((lacht)) [ja], das ham wir so uns ausgedacht. Also auf eine Melodie, [ja] die alle kennen [ja] und das ist dann *ganz nett* (*leise*). #00:03:17-2#

Ophelia: Das ist ja auch sc(h ö)n. Es [mhm] kommt immer auf die Leute drauf an [ja, ja], die an den Veranstaltungen teilnehmen, ne? Wenn das ankommt, find' ich das in//Ordnung, ne?// #00:03:26-4# (Gruppendiskussion 10-K, Z. 105–122)

An der Interaktion der Teilnehmerinnen wird zunächst deutlich, dass Paula und Regine die Positionierung gegen religiöse Inhalte als solche erkennen und tendenziell hinterfragen. Auf eine vorsichtige und beinahe defensive Weise berichten sie nun ihrerseits von Ritualen in ihren Engagementzusammenhängen: etwa in Form einer „kleinen Andacht“ und dem „Vaterunser“ auf jeder Gremiensitzung oder dem selbst erdachten „Mittwochslied“ beim Treffen der Senior*innen. Gerade die zurückhaltenden bzw. leise werdenden Darstellungsweisen zeigen an, dass Ophelias Proposition auch diese (eigentlich „ganz nett[en]“) Rituale tendenziell anzugreifen scheint. Homolog dazu scheint auch Ophelia in ihrer Kritik zurückzurudern: Kleine und nette Rituale seien „ja auch schön“, sofern die Beteiligten daran Freude haben.

Die Kontroverse ist mit Ophelias Einlenken an dieser Stelle noch nicht abgeschlossen, insofern im Folgenden mögliche Schnittmengen zwischen den Zielgruppen der unterschiedlichen Angebote diskutiert und damit implizit auch die Frage nach dem allgemeinen Interesse an religiösen Ritualen verhandelt wird. Gleichwohl wird an der zitierten Sequenz beispielhaft deutlich, wie die Teilnehmerinnen in der Gruppendiskussion den Stellenwert von religiösen Inhalten und Praktiken in ihrer Kirchengemeinde aushandeln und dabei sukzessiv eine gemeinsame Orientierung herausarbeiten: Während Ophelias vergleichsweise radikale Positionierung einen „kurzen Bibelspruch“ (s. o.) oder die Anwesenheit des „Pastor Käfer“ (s. o.) im Rahmen eines Gemeindefrühstücks vielleicht eher billigend in Kauf nimmt, betonen letztlich auch die Gegenbeispiele von Paula und Regine primär den rituellen Charakter beispielsweise eines gemeinsamen Vaterunsers im Presbyterium oder eines gemeinsamen Singens. Bemerkenswert ist auch hier, worum es den beiden Engagierten *nicht* zu gehen scheint: Weder in Paulas Verweis auf die zeremonielle Rahmung der Gremiensitzung noch in Regines Darstellung eines gemeinsamen Lieds mit bekannter Melodie werden die Ernsthaftigkeit theologischer Impulse oder die Bedeutung von Glaubenserfahrungen relevant gemacht. Vielmehr treffen sich die Teilnehmerinnen in der Vorstellung von einer Kirchengemeinde, die v. a. Vergemeinschaftung bedeutet. In diesem Sinne werden (wohl dosierte) religiöse Rituale und Symbole in der Gruppendiskussion v. a. in der Logik (weltlicher) Vergemeinschaftung relevant gemacht.

Die gemeinsame Orientierung an Vergemeinschaftung in und durch kirchliche Angebote wird im weiteren Verlauf der Gruppendiskussion immer wieder deutlich: So schwärmt beispielsweise nur wenig später die Engagierte Saskia für den Gottesdienst in der Familienkirche. Relevant wird dabei auch hier v. a. das gemeinsame Singen eines schönen Abschlussliedes mit „viele[n] Bewegungen“ (ebd., Z. 183), was zum allgemeinen Amüsement der Teilnehmerinnen von Ophelia wiederum auch als „Gymnastik für die Älteren“ (ebd., Z. 188) pointiert wird. Als abschließendes Beispiel lässt sich in dieser Hinsicht auch betrachten, wie sich die Engagierten mit viel Freude über die kollektive Praxis der Adventsfenster in der Gemeinde austauschen:

Saskia: Ich weiß nicht, ob das schon einer erklärt hat, aber Adventsfenster ist äh bei uns immer, also es werden 24 Adventsfenster sozusagen verteilt und dann an jedem Tag ist ein anderes Adventsfenster bis Weihnachten. [...] Und man dekoriert dann sozusagen ein Fenster, zum Beispiel an Nikolaus macht man dann so was oder am 3. Advent macht man drei Kerzen. Und das wird dann so eröffnet immer mit Licht und dann gib't/wird ges(u)nge(n) und es gibt auch immer eine Geschichte und Kekse und Kakao für die Kinder und Glühwein für [Glühwein] die Erwachsenen. Fröhlich/te.
#00:07:11-1#

Ophelia: //Sekt//gibt es. [mhm] Je nachdem, wo man zum Adventsfenster *kommt* (lachend). #00:07:14-6#

Paula: ((lacht)) [ja, ja] Hier gib't nur Punsch. ((lacht)) #00:07:16-2#

Ophelia: Ja, richtig! #00:07:16-7#

Regine: //Das wird unterschiedlich gehalten.// #00:07:18-3# (Gruppendiskussion 10-K, Z. 232–256)

Im Vorfeld dieser Sequenz hatte Paula das Thema der nahenden Adventsferien als Beispiel für die Absprachen und Arbeitsteilung zwischen Engagierten auf der „Hauskonferenz“ (ebd., Z. 219) aufgeworfen. Damit hatte sie bei Regine die Assoziation zu den Adventsfenstern ausgelöst, deren Konzept Saskia dem Interviewer ausführlicher „erklärt“. Bemerkenswert ist, dass und wie es dabei zunehmend weniger um die arbeitsteilige Organisation, sondern vielmehr um das Erlebnis dieser Adventsfenster geht. So fokussieren bereits Saskias Erläuterungen v. a. die schöne Atmosphäre bei der Eröffnung eines solchen Adventsfensters mit besonderem „Licht“, Gesang und „eine[r] Geschichte“. Der religiöse Gehalt scheint hier weniger von Interesse. Zudem macht nun auch Saskia v. a. das leibliche Wohl (Kekse, Kakao, Glühwein, Früchte) auf dieser Veranstaltung relevant, was von den anderen Teilnehmerinnen aufgegriffen wird. Auf eine humorvolle Art und

Weise wird die Attraktivität der Adventsfenster durch die angebotenen Getränke unterschieden: Wahlweise gebe es ein Glas „Sekt“ oder auch „nur Punsch“. Erneut bilden religiöse Themen (z. B. der Advent) und Rituale (z. B. Geschichten oder Gesang) den *Anlass* für eine Form der Vergemeinschaftung, die zugleich auf eine ganz weltliche Weise lustvoll sein darf und soll. Gewissermaßen als Inbegriff einer ganz leiblichen Freude dokumentiert die Bedeutung des Glases Sekt an dieser Stelle eine spezifische Auslegung von Kirchengemeinde, die insbesondere mit der von Kilian kontrastiert. Zugespitzt formuliert ließe sich diese Orientierung an einer Glaubens*gemeinschaft* vielleicht auch folgendermaßen auf den Punkt bringen: „Sekt“ statt „Schwarzbrot“.

Im Vergleich der hier rekonstruierten Engagementerzählungen zeigt sich also bereits ein erstes Spannungsverhältnis: Die Orientierung an der Kirchengemeinde als „Gemeinschaft der Gläubigen“ bewegt sich zwischen den Gegenhorizonten von Orthodoxie und Profanität. Das Verhältnis von Glaube und Gemeinschaft erscheint als ein Kontinuum, das sehr unterschiedliche Akzentuierungen und Positionierungen ermöglicht. Die hier betrachteten Erzählungen dokumentieren eine Vorstellung von Kirchengemeinden v. a. als Orte der Vergemeinschaftung, sei es in Form verbindender Glaubenserfahrungen (z. B. bei einer guten Predigt) oder in Form geselliger Veranstaltungen (z. B. beim Bratwurstessen) oder auch irgendwo dazwischen (z. B. beim Singen christlicher Lieder). Relevant für das Verständnis von Engagedynamiken bis hin zum Abbruch ist nun die Analyse, dass diese Vorstellungen durchaus als gegensätzlich gesehen werden: Kilian, Kathleen und Klara artikulieren deutlich ihre Kritik an einer Kirchengemeinschaft, der es v. a. um vergnügliches Beisammensein geht – genauso wie Ophelia ihr Missfallen an übermäßigen Bibelsprüchen deutlich macht.

4.2 Kirchengemeinde als Ort von sozialer Bewegung

In anderen Erzählungen wird das Engagement in Kirchengemeinden jedoch auf eine ganz andere Weise erzählt. Mehrere Interviews beschreiben es als Ausdruck eines Bedürfnisses nach Veränderung im Blick auf die (sozialen) Verhältnisse in der Kirchengemeinde, der Kommune oder gar der Gesellschaft als Ganzes. Typischerweise erzählen diese Engagierten sich und ihr Engagement in dieser Hinsicht nicht (nur) im Verhältnis zu einer Glaubensgemeinschaft per se, sondern vielmehr (auch) in Relation zu sozialen und/oder politischen Herausforderungen. Mit anderen Worten teilen diese Engagementsgeschichten die Vorstellung von einer Kirche bzw. Kirchengemeinde, die nicht nur einen gemeinsamen Glauben nach innen organisieren, sondern sich auch nach außen zu gesellschaftspolitischen Fragen positionieren und verhalten soll. Dies analysieren wir im Folgenden als die Orientierung an der Logik einer „Bewegungskirche“.

Ein erstes und besonders anschauliches Beispiel für diesen Orientierungsrahmen findet sich in der Geschichte von Krisztina, die ihre Engagement- und Abbruchserzählung in ein langes biografisches Narrativ einbettet. Sie sei als Migrantin in den 1960er Jahren aus Osteuropa nach Deutschland gekommen. Bereits in der Schilderung ihres Aufwachsens als „Pfarrertochter“ (Interview 29-K Krisztina, Z. 55) in einem kommunistisch geprägten Land artikuliert sie eine spezifische Selbstpositionierung: So sei Krisztina damals gleichermaßen „überzeugte Sozialistin und sehr gläubige Christin“ (ebd., Z. 60f.) gewesen. In Deutschland habe sie zudem einen Mann aus einer evangelischen Organisation geheiratet, mit dem sie eine Art Gefährtenehe geführt habe. Insgesamt erzählt Krisztina ihren ersten Aufenthalt in Deutschland allerdings als „furchtbar“ (ebd., Z. 106), und das nicht nur im Blick auf erfahrene Diskriminierungen, sondern insbesondere auch hinsichtlich enttäuschender Erfahrungen mit einer christlichen Hochschulgemeinde, die von einem „absolut (.) superpietistische[n] Theologe[n]“ (ebd., Z. 99f.) geleitet worden sei. Vor diesem Hintergrund schildert Krisztina – nach wie vor als Vorgeschichte zu ihrem Engagement – einen Auslandsaufenthalt in Afghanistan, wo sie in der Entwicklungshilfe tätig gewesen sei:

„Und dort hab' ich dann eine wunderbare Pfarrer kennengelernt, die den deutsche Schule dort Religionslehrer war. [okay] Und der hat mich dann einer völlig andere/der Herr Müller hat ein völlig andere Christentum, ein bekennende Kirche Christentum gezeigt, [ja] der mit dem Armen mitgeht und der Ausgebeuteten unterstützt und gegen die Reichen sind. Und das war für mich ein/wie ein Leuchtturm.“ (Interview 29-K Krisztina, Z. 132–140)

Auf den ersten Blick scheint die Darstellung des „wunderbare[n] Pfarrer[s]“ in Afghanistan mit den obenstehenden Erzählungen vergleichbar, insofern auch hier eine ganz konkrete Person („Herr Müller“) als geistliche Führungsfigur („Leuchtturm“) relevant wird, die einen Zugang zu einer ganz spezifischen Form der Religiosität („ein völlig andere[s] Christentum“) eröffnet habe. Gleichwohl wird im direkten Vergleich auch sehr deutlich, dass Krisztina unter einer „bekennende[n] Kirche“ offenbar etwas völlig anderes versteht als beispielsweise Kilian, Kathleen oder Klara: So geht es in der Darstellung des Herrn Müller gerade nicht um die Mission (Kilian), einen raffinierten Gottesdienst (Kathleen) oder eine attraktive Kirchengemeinde (Klara). Vielmehr verkörpert der deutsche Pfarrer in Afghanistan geradezu ein aktivistisches Christentum, das „mit den Armen mitgeht“ und sich auf diese Weise solidarisch in die Welt außerhalb der Kirchenmauern einmischt.

Dass es in Krisztinas Erzählung dabei weniger um dezidiert sozialistische Inhalte geht – wie sie in der tendenziell marxistisch anmutenden Rede über die „Ausgebeuteten“ und „gegen die Reichen“ vielleicht aufscheinen –, sondern vielmehr um eine spezifische Auslegung von Christentum und Kirche, wird im weite-

ren Verlauf noch deutlicher. So erzählt sich Krisztina zurück in Deutschland nunmehr um das Wissen bereichert, dass es offenbar auch „eine andere Kirche“ (ebd., Z. 142 f.) geben müsse als die, die sie etwa im Blick auf die „superpietistische“ Gemeinde kennengelernt habe. Und tatsächlich habe sie in Deutschland Kontakt zu „evangelischen Frauen“ (ebd., Z. 145) aufgenommen, mit denen gemeinsam sie sodann verschiedene Themen der neuen sozialen Bewegungen bearbeitet habe: Sei es etwa im Blick auf die „Bewahrung der Schöpfung“ (ebd., Z. 146 f.), Geschlechterverhältnisse im Horizont einer „feministische[n] Theologie“ (ebd., Z. 148, 264), Antipartheit („Kauf keine Früchte aus Südafrika“, ebd., Z. 192) oder Frieden, insbesondere hinsichtlich des Nahost-Konflikts („Palästina, Israel“, ebd., Z. 266).

Während sich Krisztina hier wie dort an einer Schnittstelle zwischen Christentum und sozialer Bewegung verortet und damit den positiven Gegenhorizont der Erzählung entwirft, wird ihre Selbstbeschreibung als politische Christin im Interview an zwei Stellen besonders deutlich. Das erste Beispiel ist eine hochverdichtete Passage, in der sie das Schwinden der Mitglieder ihrer Frauengruppe reflektiert:

„Und das ist das, was mir dann später, (.) dass ich dann zu die letztige Zeit komme, sehr, sehr gefehlt/als den Generation im Rente gegangen und teilweise (.) aufgegeben haben, politisch zu kämpfen und angefangen haben, Katzenbilder zu malen. [...] Und als diese Generation, die/meine Generation, ich bin jetzt 77 Jahre alt, nicht mehr in der Kirche aktiv geblieben ist, teilweise aus Enttäuschung, (.) teilweise aus Altersgründen, teilweise, weil sie in Altersheim sind, teilweise, weil sie enttäuscht sind, teilweise, weil sie ihre Enkelkinder pflegen müssen, bin ich ziemlich alleine geblieben. [mhm] Und ein total andere Generation gekommen, die richtig ist, die gut ist, nur ihren Vorstellungen und meine Vorstellungen sind nicht kompatibel, [ja] weil ich finde in der Kirche jetzt gen- genauso viel Ungerechtigkeit und genauso viel Arbeit gibt, wie es war in der Achtziger- und Neunzigerjahren. [ja] Und sie machen die Augen zu, und sie versuchen, ihre Positionen zum (.) stärken, beim immer Abbauen der Kirche, immer weniger Geld und immer weniger Posten. [ja] Also im Frauenarbeit früher war drei Gruppierungen mit je Geschäftsführerinnen und Ehrenamtlichen und [mhm] so. Und jetzt gibt nur eine.“ (Interview 29-K Krisztina, Z. 297–325)

Bemerkenswert an dieser Sequenz ist u. E. erstens der (große) Zeitraum, den Krisztinas Gedanke überspannt: So gibt es offenbar Freundschaften im Engagement, die über Jahre und Jahrzehnte geprägt worden sind und die nun nach langer Zeit auseinandergehen. Zudem unterscheidet Krisztina dabei in zweierlei Hinsicht zwischen verschiedenen Generationen. Zunächst beschreibt sie einen unterschiedlich ausgeprägten politischen Änderungswillen und bedauert in diesem Zusammenhang den Ruhestand ihrer eigenen Generation. Dabei findet sie mit dem Malen von „Katzenbilder[n]“ eine starke Metapher für den negativen Gegenhorizont einer im Kern bedeutungslosen Selbstbeschäftigung

innerhalb kirchlicher Kontexte. Außerdem unterscheidet Krisztina die neue und „total andere Generation“ in der Kirche auch hinsichtlich der Möglichkeiten in der Organisation und Ausstattung ihres Engagements. Demnach, so scheint es, verschließe die nachfolgende Generation im Kirchenengagement „die Augen“ nicht (nur) aus einer Art Ignoranz vor der „Ungerechtigkeit“ und (eigentlichen) „Arbeit“. Vielmehr problematisiert Krisztina hier erneut einen sehr langfristigen Prozess des „Abbauen[s]“ von „Geld[ern]“ und „Posten“ in der Kirche, der auch das Engagement (bzw. konkret die „Frauenarbeit“) bedränge und in dieser Hinsicht vielleicht nachvollziehbarerweise primär zur Selbsterhaltung nötige. Zweitens wird damit auch ein grundsätzliches Verhältnis zwischen Kirchenengagement und Amtskirche angesprochen: Auf der einen Seite positioniert Krisztina das kirchliche Engagement von Frauen, die eine substanzielle Arbeit machen (sollen), und auf der anderen Seite eine Amtskirche, die diese Arbeit personell und finanziell nicht mehr ermöglicht.

Indem diese Passage einen langen Zeitraum überblickt und vielfältige Bezüge herstellt, zeigen sich in der Analyse gleich drei erzählstrukturierende Interpretationen von Kirchenengagement und Kirche: Erstens verweist Krisztina insgesamt immer wieder auf das Kirchenengagement als gesellschaftlich involviertes christliches Handeln und damit letztlich auch politisches Engagement. Demgegenüber manifestiert sich etwa in den „Katzenbildern“ zweitens die Vorstellung eines angepassten kirchlichen Engagements, das sich in den bestehenden (gesellschaftlichen wie kirchlichen) Verhältnissen einrichtet, ohne konkrete Ansprüche auf Veränderungen zu stellen. Drittens scheint in der Darstellung schließlich die (Amts-)Kirche als eine Organisation auf, die primär Planstellen verwaltet und Kosten optimiert. Dabei schildert Krisztina in der obenstehenden Passage (noch) nicht den Abbruch ihres Engagements, sondern leuchtet eher den Horizont von Engagement in der evangelischen Kirche aus, wie er ihr erscheint: Demnach bilden sowohl ein angepasstes Kirchenengagement als auch eine selbstbezogene Kirchenverwaltung den negativen Gegenhorizont, gegen den Krisztina ihr eigenes Engagement als christliches Handeln erzählt.

Die zweite Passage, in der die Selbstbeschreibung als politische Christin auf eine homologe Weise deutlich wird, betrifft auch die eigentliche Beendigung eines Engagements als Mitglied in der Kirchengemeindeleitung. Konkret berichtet Krisztina hier von einer Kirchengemeinde in ihrem Heimatort²⁴ mit einer Pfarrerin, die eine feministische Theologie gepredigt habe und ihr daher sympathisch gewesen sei. Allerdings habe diese Pfarrerin beispielsweise durch schrille Bekleidung im Konfirmationsgottesdienst das Missfallen vieler anderer Gemeindemitglieder hervorgerufen:

24 Neben dieser Gemeinde in ihrem Wohnort besucht Krisztina auch eine weitere, osteuropäische Gemeinde in einer nahegelegenen Großstadt.

„Und (...) der Gemeinde hat sie regelrecht kaputtmachen wollte, und ich hab' versucht, sie zu schützen, [ja] soweit, wie es möglich war. Und (...) das hat dann/und sie war auch teilweise unfähig. Die war mit sich selbst beschäftigt und nicht mehr mit dem Gemeinde, [ja] das muss ich auch zugeben. Und K-Stadt ist ein extrem konservativer/die gehört zu der pietistischste [ja] Gruppierungen, K-Stadt und/(...) und ein feministischer Theologe, der an dem Bibel in neue Sprache (...) sagt/(...) ist nicht überall gern gesehen [mhm] und (...) ich hab' einfach nicht mehr der Kraft gehabt, immer gegen der Wasser zu springen. [mhm] Und als die dann wieder me- nach vier Jahren gesagt haben: ‚Lass du dich aufstellen‘, hab ich gesagt: ‚Nee, ich hab' bei/ich hab' anders/anderswo kann ich meine Kräfte besser (...) benützen als dort.‘ (Interview 29-K Krisztina, Z. 1259–1274)

Auffällig an dieser Passage ist die Frontstellung zwischen einer (erneut) als „pietistisch“ und „konservativ“ beschriebenen Gemeinde einerseits und einer „feministische[n]“ Theologie und „Bibel in neue[r] Sprache“²⁵ andererseits. Vor diesem Hintergrund wird Krisztinas Engagement als eines erzählt, das in innerkirchliche Kämpfe und Konflikte hineingezogen wird und dort – selbst beim besten Willen – nichts auszurichten vermag. Die obenstehende Ausleuchtung des evangelischen Kirchenengagements ergänzend verweist uns diese Darstellung auf die Kirche selbst als ein (kirchen-)politisches Kampffeld mit unterschiedlichen Positionen, Gruppen und Verständnissen davon, wie Kirche sein soll: Hier eben insbesondere im Unterschied zwischen den konservativ-pietistischen Vorstellungen einer bibeltreuen und frommen Kirche einerseits und den Vorstellungen einer widerspenstigen und zu Selbstreflexion und -revision bereiten Kirche andererseits.

Krisztina schildert dies als einen tendenziell fruchtlosen Konflikt zwischen unterschiedlichen Auffassungen von Kirche, die offenbar nicht miteinander harmonieren können. So gesehen erinnert ihre Darstellung durchaus an die oben beschriebenen Fallbeispiele, insofern auch Krisztinas Erzählung ein Wissen um grundverschiedene Logiken von Kirchengemeinden dokumentiert. Dabei ähneln sich insbesondere die kritischen Darstellungen vom vermeintlich Bedeutungslosen in Kirchengemeinden: So unterstellt Krisztina der zuletzt angesprochenen Kirchengemeinde nur wenig später im Interview etwa auch, primär an „Wohlfühlprogrammen“ (ebd., Z. 1285) interessiert zu sein, was durchaus an Kilians Kritik am „Kaffeeeklatsch“ (s. o.) oder Klaras Enttäuschung über die Diskussion von „Bratwurstpreisen“ (s. o.) erinnert. Allerdings wird Krisztinas Erzählung im Blick auf die erzählstrukturierende Logik eines gesellschaftspolitisch involvierten christlichen Handelns im Kern durch einen anderen Orientierungsrahmen

25 Gemeint sein kann damit eigentlich nur die „Bibel in gerechter Sprache“ als ein Projekt zur Neuübersetzung der biblischen Originaltexte. Konservative Theolog*innen kritisierten, es handele sich bei diesem Projekt um eine Anbiederung an den Zeitgeist. Für die „Bibel in gerechter Sprache“ vgl. Bail (2007).

geprägt. Dies bedeutet freilich nicht, dass der eigene Glaube oder auch Gemeinschaft (z. B. in der Frauenarbeit) für Krisztina irrelevant wären. Gleichwohl orientiert sich Krisztina an einer Vorstellung von Kirche, die sich gerade nicht in der Konstitution einer (wie auch immer akzentuierten) Glaubensgemeinschaft erschöpft, sondern die als sozial bewegte und bewegende Akteurin auch konkret tätig wird.

Ein weiteres Beispiel für diesen Orientierungsrahmen findet sich in der Geschichte von Karl. In unserem Sample fällt seine Erzählung zunächst dadurch auf, dass Karl selbst als hauptberuflicher Pfarrer²⁶ in einer evangelischen Kirchengemeinde tätig ist. Gleichwohl begreift und erzählt er sich aber auch als (ehemaliger) Engagierter, insofern er zusätzlich zum Pfarrdienst für mehrere Jahre die (unbezahlte) Tätigkeit als „Migrationsbeauftragter“ (Interview 37-K Karl, Z. 21) des Kirchenkreises übernommen habe. Während z. T. auch andere Engagierte eine Gleichzeitigkeit von hauptberuflicher Tätigkeit und freiwilligem Engagement in einer Kirchengemeinde schildern,²⁷ stellt Karls besondere Position als Pfarrer hier einen Kontrast dar, zumal sich die Grenze zwischen Hauptamt und Engagement in seiner Erzählung nicht immer eindeutig bestimmen lässt. Daher soll die Analyse seiner Erzählung an dieser Stelle auch nicht die Frage klären, ob und inwieweit sich seine Tätigkeit als Migrationsbeauftragter konsequent als freiwilliges Engagement beschreiben lässt. Von Interesse ist vielmehr die Darstellungsweise, in der der engagierte Pfarrer seine Tätigkeiten und Kirchengemeinde insgesamt erzählt.

Schon inhaltlich fällt auf, welche Relevanzen in der Erzählung (nicht) gesetzt werden. So spricht Karl insgesamt beispielsweise kaum über Glaubenserfahrungen, Gottesdienste oder Gemeindefeste und dergleichen. Stattdessen ist vielmehr Migration das dominierende Thema in seiner Geschichte. Dies zeigt sich etwa daran, wie Karl seine Engagementserzählung mit einer kurzen Vorgeschichte zu seinem Weg in die Rolle als Migrationsbeauftragter einleitet:

„Äh ich bin vorgeschlagen worden, weil ich mich mit Flüchtlingen beschäftige, solange ich Pastor bin [mhm] äh also äh und auch ich ein Mann der Initiativgruppen bin. Ich [mhm] hab' also früher in der Friedensbewegung in Gruppen [mhm] gearbeitet, Aktionen gemacht und so, aber seit ich Pastor bin, auch mit Flüchtlingen, und zwar [mhm] nicht, weil ich das jetzt so von mir aus begonnen hätte, es kam immer auf mich zu. [...] Und ich habe auch für mehrere ähm ja, so 'n Asylkampf sag' ich mal durchgezogen, sodass sie hierbleiben [mhm] konnten. Äh beim Pastor ist immer das Problem, die Leute kommen, wenn nichts/wenn nichts anderes mehr geht. Wenn alles hoffnungslos ist, dann [mhm] kommen sie zum Pastor, und dann [mhm] wollen

26 Karl spricht im Interview von sich regelmäßig als „Pastor“.

27 So ist beispielsweise die oben zitierte Diskussteilnehmerin Paula nicht nur Engagierte im Presbyterium, sondern auch als hauptamtliche Küsterin in ihrer Gemeinde tätig.

sie vielleicht 'n Wunder. Na ja, und für die Wunder bin ich eben zuständig, wobei ich [ja] sage, Unmögliches kann ich, Wunder sind schwierig.“ (Interview 37-K Karl, Z. 38–56)

Karl beginnt seine Erzählung gewissermaßen mit einer Begründung seiner persönlichen Eignung für die Tätigkeit als Migrationsbeauftragter und markiert bereits hier – und vergleichbar mit Krisztinas Erzähleinstieg – eine tendenziell politische Stoßrichtung für die weitere Erzählung. So positioniert er sich mit der Selbstbeschreibung als „Mann der Initiativgruppen“ nicht nur als eine per se politisierte (Privat-)Person mit einer biografischen Vorgeschichte in den sozialen Bewegungen,²⁸ sondern vergleicht sein früheres Engagement in der „Friedensbewegung“ auch direkt mit seiner späteren Arbeit als Pastor mit Geflüchteten. Mit anderen Worten scheint sich der „Asylkampf“ für und mit Geflüchteten in Karls Wahrnehmung recht nahtlos sowie als eine Art Berufung („es kam immer auf mich zu“) an seine Erfahrung friedensbewegter „Aktionen“ anzuschließen. Homolog dazu scheint Karl im weiteren Verlauf der Sequenz die öffentliche Einmischung im konkreten Fall des Streitens für Bleiberechte auch weitgehend selbstverständlich als genuine Aufgabe eines Pfarrers darzustellen. Zumindest erscheint es in seiner Darstellung als legitim und sinnvoll, dass „die Leute“ mit vielleicht prekären Aufenthaltsstatus oder aussichtslosen Asylverfahren „zum Pastor“ kommen. Zugespitzt formuliert erzählt sich Karl hier weniger als Seelsorger in einer Kirchengemeinde, sondern eher als einen solidarischen Akteur im Migrationsregime.

Diese zuspitzende Betrachtung der Vorgeschichte soll deutlich machen, dass sich Karls Erzählung (ebenfalls) nicht an der Konstitution einer Glaubensgemeinschaft o. Ä. orientiert. Vielmehr sind es auch im weiteren Verlauf v. a. eine aufgeklärte und migrationsoffene Haltung sowie eine aktive und progressive Migrationsarbeit, die den positiven Gegenhorizont der Darstellung bilden. Inhaltlich geht es im Blick auf Karls Tätigkeit als Migrationsbeauftragter nicht nur um Fluchtmigration und Asyl, sondern auch um Themen wie interkulturelle Verständigung und Integration. Konkret schildert er eine umfangreiche Öffentlichkeits- und vielleicht auch Aufklärungsarbeit zu migrationsbezogenen Themen in Form einer „Internetseite“ (ebd., Z. 115), die er mit viel Eigeninitiative und „großem Eifer“ (ebd., Z. 248) sowie nicht zuletzt auf eigene Kosten betrieben habe.²⁹ Darüber hinaus habe er auch eine intensive Netzwerkarbeit betrieben

28 Die Geschichte der Asylrechtsbewegung in Deutschland und insbesondere von Pro Asyl ist nicht zu denken ohne die tatsächlich so genannten Initiativgruppen in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren. Insofern wird mit diesem Ausdruck nicht nur ein zeitgenössischer Begriff gewählt, der den Sprecher als Experten ausweist, sondern auch ein dezidiertes Kirchenverständnis kommuniziert. Vgl. dazu Spanos (2022).

29 Im Interview materialisiert sich Karls Engagement als Migrationsbeauftragter in Form von Papieren, auf denen er die Inhalte seiner Internetseite ausgedruckt und damit „gesichert“ (Inter-

und im Laufe der Jahre „viele wertvolle äh Kontakte und Beziehungen“ (ebd., Z. 240f.) zu migrantischen Communitys innerhalb der Kirchengemeinde und Kommune aufgebaut.

In starkem Kontrast dazu schildert Karl wiederum die Amtskirche, zu der sich im Laufe der Geschichte zunehmend größere Spannungen aufbauen. Den negativen Gegenhorizont bildet dabei ein desinteressierter bis ignoranter Umgang mit dem Thema Migration, den er der Amtskirche zumindest in der Zeit vor 2015 zuschreibt: Demnach habe bis dato v. a. eine intrusive „Mission“ (ebd., Z. 275) sowie eine paternalistische „Diakonie“ (ebd., Z. 276) den Umgang mit Migrant*innen in der Kirche dominiert, was Karl als antiquiert zurückweist. Komplementär zu dieser Kritik macht sich Karl daher auch eher mit lokalen Akteur*innen der Sozialen Arbeit gemein, die im Sinne einer modernen Migrationsarbeit „ganz hervorragend“ (ebd., Z. 305) seien. Vor diesem Hintergrund entspinnt sich in der Erzählung zunehmend ein Konflikt zwischen Karl und seinem Kirchenkreis, der sich scheinbar eher vordergründig um die Finanzierung der Internetseite dreht. Insgesamt beschwert sich Karl im Interview immer wieder darüber, dass der Kirchenkreis die Arbeit des Migrationsbeauftragten finanziell nicht unterstützt habe. So bezeichnet er es beispielsweise als „blamabel“ (ebd., Z. 372), wenn der *Landkreis* eine interkulturelle Veranstaltung auf dem Kirchentag mit einem vierstelligen Betrag unterstütze, während sein eigener *Kirchenkreis* hierfür „keinen einzigen Euro“ (ebd.) beigesteuert habe. Und auch im Blick auf die im Grunde vernachlässigbaren Betriebskosten der Internetseite erzählt Karl an späterer Stelle:

„Na ja, gut. Das hab' ich alles gemacht, (.) na ja, und dann/(.) dann äh hat mich das doch geärgert mit dem Geld. [mhm] (.) Also dass ich da überhaupt nicht unterstützt wurde. [mhm] (.) Das hat mich schon geärgert. (.) Und ähm (.) äh ja, dann irgendwann hab' ich gesagt: ‚Jetzt ist aber Feierabend.‘ Da hab' ich den letzten Versuch gemacht. Ich hab' gesagt: ‚Ich will für meine Internetseite für die Kosten 'ne Spende/'ne Spendenbescheinigung haben [mhm] über 120 Euro‘, [ja] 'ne Spendenbescheinigung, kostet die gar nichts, [ja] außer/(.) nichts. Hab' ich nicht gekriegt. [okay] Hab' ich gesagt: ‚Jetzt ist Schluss. Jetzt ist Schluss‘, hab' ich gesagt. [ja] ((lacht)) Dann hab' ich also das aufgegeben.“ (Interview 37-K Karl, Z. 524–537)

In dieser Sequenz moniert Karl zunächst erneut die fehlende finanzielle Unterstützung durch den Kirchenkreis und führt diese Sache „mit dem Geld“ womöglich auch als Grund für die Beendigung des Engagements an: „Jetzt ist aber Feierabend“. Allerdings transformiert die Darstellung des „letzten Versuch[s]“ den

view 37-K Karl, Z. 129) hat: Die Themen reichen dabei von einer kritischen Auseinandersetzung mit der Unterrepräsentanz von Migrant*innen in kirchlichen Angeboten und Gremien bis hin zu einer Reflexion der Bedeutung von „Migration in der Bibel“ (ebd., Z. 214).

Konflikt von einer ökonomischen in eine letztlich rein symbolische Frage: Schließlich gebe es Karl zufolge aus Sicht des Kirchenkreises keinen rationalen bzw. ökonomischen Grund, für die Betriebskosten der Internetseite nicht wenigstens eine „Spendenquittung“ auszustellen. Insofern dies den Kirchenkreis rein „gar nichts“ gekostet hätte, scheint Karl an dieser Stelle nur noch eine rein symbolische Anerkennung einzufordern: Eine symbolische Anerkennung, die sowohl in Form einer finanziellen Unterstützung als auch in Form einer bloßen Spendenquittung vielleicht auch eine Art Bekenntnis des Kirchenkreises zu einer progressiv(er)en Migrationsarbeit bedeutet hätte.

Begreift man Karls Forderung nach (finanzieller) „Unterstützung“ durch den Kirchenkreis im Kern auch als eine Forderung nach Zustimmung, werden die Beendigung des Engagements sowie das damit einhergehende Löschen der sorgfältig erarbeiteten Internetseite verständlich: Obwohl sich Karl in seinem Engagement durchaus als kompetent und erfolgreich erzählt, erzählt er sich in Relation zur Amtskirche und ihrer unveränderlichen Haltung auch als scheiternd:

„Es ist ja auch hier in A-Ortsteil, ne, da viel Positives geschehen, als sie hier untergebracht wurden. [ja ja] ((stöhnt)) Ja. (..) Na ja, gut, aber so was kann ich. Aber äh so treu dann da sitzen in diesen Gremien und dann die Dinge (.) tausendmal diskutieren, ohne [mhm] dass da was bei rauskommt und/und nett sein und sich dann lieb/lieb Kind machen, das kann ich nicht. Und [mhm] das ist sowieso/war vielleicht schon von Anfang an totgeboren, [mhm] aber ich wurde ja damals von dieser Kirchmeisterin da empfohlen, und es gab auch sonst niemanden, der das machen wollte. (.) Hat sich auch niemand richtig interessiert. Und das war dann so meine Chance, da reinzukommen. Wenn sie das [ja] als wichtig e- erachtet hätten, hätten sie bestimmt 'n anderen gewählt. [mhm] ((lacht)) [okay] Das denk' ich bis heute.“ (Interview 37-K Karl, Z. 596–610)

In dieser Passage wird abschließend noch einmal die Spannung deutlich, die Karls gesamte Erzählung strukturiert. Einerseits bezieht er sich affirmativ auf Aktivitäten und Veränderungen, die im Ortsteil einen Unterschied gemacht bzw. „viel Positives“ bewegt hätten. Andererseits beschreibt er v. a. eine Amtskirche, die an sozial bewegten Themen nicht nur per se desinteressiert sei, sondern aufgrund ihrer Organisationslogik in dieser Hinsicht auch als träge und untätig erscheint, insbesondere weil sie „treu [...] in Gremien“ verharret und „Dinge tausendmal“ diskutiert, ohne dass Veränderungen geschehen. Demnach orientiert sich die Erzählung hier (homolog zu Krisztina) an der Spannung zwischen dem fortschrittlichen Bewegungsengagement einerseits und der rückständigen Passivität der selbstbezogenen Amtskirche andererseits.

Einen minimalen Kontrast zu Krisztina und Karl stellt die Engagementgeschichte von Käthe dar, die von ihren Erlebnissen in einer katholischen Frauengruppe berichtet. Zufälligerweise spielen auch hier die Themen Migration

und Integration eine Rolle: So erzählt Käthe davon, wie sich aus einem Mutter-Kind-Kreis heraus ein Integrationsangebot für Migrantinnen entwickelt habe, bei dem es insbesondere um Begegnung und Austausch mit Frauen aus unterschiedlichen Ländern ging. Käthe beschreibt (homolog zu Karl) v. a. eine katholische (Amts-)Kirche, die sich in den 2000er Jahren mit einem Engagement konfrontiert gesehen habe, das nicht nur interkulturell, sondern v. a. auch weiblich geprägt war und dem sie mit einer Mischung aus Desinteresse und Überforderung begegnete. Die Geschichte nimmt Fahrt auf im Zuge einer staatlichen Preisausschreibung für toleranz- und integrationsbezogene Projekte. Die Preisausschreibung sei von kirchlicher Seite eher aus Verlegenheit an Käthes Frauengruppe weitergeleitet worden: „Die wussten sich nicht zu helfen und haben gedacht, ach ja, so mit interkulturell und so“ (ebd., Z. 137 f.). Und als die Frauengruppe den Preis dann auch noch überraschend gewinnt, zeigt sich die Reaktion der örtlichen Kirchengemeinde eher verhalten:

„Dann war aber große Aufregung, denn das war ja jetzt von der Kirche 'n Preis und das war ja irgendwie auch vom Staat was und das musste organisiert werden. Und wenn Frauen so was kriegen und Frauen in der Kirche, also Sie können sich vorstellen, da gab's kein Catering oder so was ((lacht)), sondern also wir kriegten den Preis, wir mussten uns also schön was zum Anziehen kaufen. Wir mussten aber vorher den Saal richten. [mhm] Wir mussten, ähm die Schnittchen wurden geschmiert von katholischen Krankenhaus ((lachend)). [mhm] Wir mussten Sektflaschen dahin schleppen. Wir mussten die Tische richten und ähm ich hatte dann von der einen Ordensschwester so 'ne schöne Schürze gekriegt, [mhm] weil die so 'ne große Schürze hatte [mhm] und äh der äh vom Domkapitel kam einer, der jetzt den Bischof vertrat, der jetzt mit uns diese Messe dann äh feiern sollte. Der äh kannte mich gar nicht, weil ich ja wie die Putzfrau in Schlappen und ((lacht)) (((lacht))) (unv. #00:09:52-3#) [mhm].“ (Interview 38-K Käthe, Z. 154–173)

Vielleicht stärker noch als Karl erzählt sich Käthe hier als eine verkannte Engagierte, der die Würdigung ihres Engagements durch die eigene Kirchengemeinde versagt bleibt. Deutlich wird aber hier wie dort, dass es dabei zumindest nicht ausschließlich um Fragen der persönlichen Anerkennung oder Reziprozität geht. Vielmehr erzählt Käthe ihr Erleben der Preisverleihung als beispielhaft für die Rolle der „Frauen“ in der katholischen Kirche und problematisiert damit ein kollektives (Geschlechter-)Verhältnis. Bemerkenswert ist dabei nicht nur der als selbstverständlich dargestellte Umstand („Sie können sich vorstellen“), dass die in dieser Hinsicht männlich erscheinende Kirche sich nicht um die Ausrichtung einer öffentlichen Würdigung weiblicher Kirchenmitglieder kümmert. Auffällig ist vielmehr auch, wie Käthe in der Darstellung der eigenständigen Ausrichtung v. a. reproduktive Aufgaben wie die Gestaltung des Raumes und die Verpflegung mit Speisen („Schnittchen“) und Getränken („Sekt“) thematisiert: als

große Feierlichkeit, für die die Kirche aber keinen externen Caterer beauftragt, sondern kostenlos auf engagierte Kirchenfrauen zurückgreift. Den Höhepunkt dieser Darstellung bildet die Aushändigung einer großen „Schürze“, die geradezu sinnbildlich für ein traditionelles Geschlechterverständnis stehen kann. Als der männliche Würdenträger zur Eröffnung der Messe erscheint, erzählt sich Käthe demnach nicht nur verkannt („der kannte mich gar nicht“), sondern auch in der gewissermaßen hybriden Position der Preisträgerin in einer öffentlichen Sphäre einerseits und der „Putzfrau mit Schlappen“ in einer privaten Sphäre andererseits.

Die Ausrichtung der öffentlichen Preisverleihung ist nur eine von mehreren Episoden, mit der Käthe in der Engagementserzählung ein rückständiges Geschlechterverhältnis problematisiert. So erzählt sie auf ganz ähnliche Weise von der folgenden Gemeinderatssitzung, auf der Man(n) sich v. a. über die „restlichen Schnittchen“ (ebd., Z. 367) gefreut habe, die im Zuge der Preisverleihung übriggeblieben seien. Den positiven Gegenhorizont bildet demgegenüber die auch weiterhin erfolgreiche Arbeit in der Frauengruppe, die interessanterweise gerade beim „Bürgermeister“ (ebd., Z. 186) auf Anklang gestoßen sei und sich bis zu einer Mitarbeit in einem kommunalen Integrationsprojekt weiterentwickelt habe. Insofern teilt Käthe mit Karl eine ähnliche Vorstellung eines fortschrittlichen und sozialen Kirchenengagements, dem von Seiten einer rückständig erscheinenden Amtskirche im Wesentlichen mit Argwohn und Unverständnis begegnet worden sei.

Insgesamt orientieren sich die hier betrachteten Engagementserzählungen an einem ähnlichen Spannungsverhältnis: In minimal kontrastierenden Spielarten befürworten Krisztina, Karl und Käthe ein bewegtes und bewegendes Kirchenengagement, das mit einer eher fortschrittlichen gesellschaftspolitischen Haltung Veränderungen anstößt bzw. anstoßen soll. Den negativen Gegenhorizont bildet hier wie dort eine selbstbezogen erscheinende (Amts-)Kirche, die sich jeglichen Veränderungsbestrebungen strukturell zu verschließen scheint, implizit aber auch ein um sich selbst drehender Glaube, wie ihn weiter oben Krisztina als pietistisch beschreibt.

4.3 Kirchengemeinde als Organisation

Die Darstellungen von Kirchengemeinden als Gemeinschaft der Gläubigen und als Bewegungskirche, mit denen die Engagierten jeweils für eine spezifische Bedeutung der Kirchengemeinde plädieren, gehen häufig mit emotionalen sowie mitunter auch moralisierenden Erzählweisen einher: etwa im Blick auf Kilians Forderung nach einer wahrhaftigen Glaubensgemeinschaft oder Krisztinas Plädoyer für eine Kirche als Streiterin für eine bessere Welt. In dieser Hinsicht kontrastieren beide Orientierungsrahmen mit einer dritten Vorstellung von

Kirchenengagement, die gerade den rationalen Organisationscharakter von Kirchengemeinden betont. In dieser Vorstellung sind weder Glaubens- und Gemeinschaftserfahrungen noch (gesellschafts-)politische Herausforderungen die Sache von Kirchengemeinden. Vielmehr verhandeln die folgenden Engagementsgeschichten ein Bemühen um finanzielle Seriosität, das Einhalten von (arbeits-)rechtlichen Vorgaben oder auch ein kongruentes und verantwortungsvolles Handeln in der Organisation und Verwaltung kirchlicher Angelegenheiten. In der Orientierung an dem Organisationscharakter von Kirchengemeinden positionieren sich Engagierte nicht selten als eine Art Sachwalter der Vernunft in ihrer Organisation.

Wie stark sich die Vorstellung von Kirchengemeinden als Organisationen von den anderen Vorstellungen unterscheidet, wird an der Erzählung von Kasimir sehr deutlich, der sich (wie etwa auch Paula, s. o.) im Presbyterium seiner Kirchengemeinde engagiert hat. Zunächst fällt die Sprache auf, mit der Kasimir im Interview auf seine Kirchengemeinde zugreift: Wiederholt beschreibt er die Gemeinde als einen „Wirtschaftsbetrieb“ (Interview 54-K Kasimir, Z. 193, 612) und positioniert die freiwillige wie hauptamtliche Gemeindeführung in der Rolle eines „Dienstleister[s]“ (ebd., Z. 271, 749). Zu diesem Vokabular passt auch, dass Kasimir im Interview v. a. die Aufgaben und Funktionen relevant macht, die die Kirchengemeinde letztlich für alle Bewohner*innen der (dörflich geprägten) Kommune erfüllen müsse. Er beschreibt Angebote wie die „Pfadfinder“ (ebd., Z. 344), „Seniorengruppe“ (ebd., Z. 345) oder den „Kirchenchor“ (ebd., Z. 346) sowie insbesondere auch den Betrieb des kirchlichen „Kindergarten[s]“ (ebd., Z. 198), der immer wieder im Mittelpunkt der Erzählung steht. Passend zu diesen inhaltlichen Relevanzen erzählt sich Kasimir als einen Engagierten, der für eine kompetente und solide Arbeit in der Gemeindeführung einstehe:

„[A]lso ich mein', wir hatten neunzig Kinder, fünfzehn Angeste/also fünfzehn Mitarbeiter und äh wie's halt so geht, und dann auch in der Kirchengemeinde, äh viele glauben ja, dass das halt, ja, 'n bisschen, ne, Godly Play und wir machen da 'n bisschen, so ist es net, ne? Zum Schluss muss man d/muss man die Finanzen [ja] im Griff haben, auch [ja] da war, ich sag' mal, 'ne Situation eingetreten durch, ich sag' jetzt mal, schlampige Arbeit, ja, oder/oder lustloses Arbeiten an einigen Stellen [ja]. (Ä h) und auch die äh/weil sie die/den/den Finanzhaushalt gar net im Blick hatten, das war bös ins Minus geraten. Also wir hatten finanzielle Probleme, waren i- fa/also wir faktisch pleite, ja. Also wenn wir keine Kassengemeinschaft gehabt hätten, dann hätt' ma Insolvenz anmüssen/anwen- äh an- anmelden müssen. Und äh, ja, und dann/so kam ich da rein und war dann auch gleich in/in der nächsthöheren, also in der Synode da äh reingewählt worden, weil dort ist über die Gelder entschieden worden und musste dann mein/meinen Antrag da vorstellen, dass ich also jetzt Unterstützung brauchte, damit wir überleben.“ (Interview 54-K Kasimir, Z. 142–162)

Wie schon in vielen anderen der bisher genannten Engagementgeschichten wird auch hier ein Gegensatz von zwei verschiedenen Perspektiven auf Kirchengemeinde und Kirchenengagement erzählt. Dabei beschreibt Kasimir einerseits eine sachliche Bestandsaufnahme der Gesamtsituation der Kirchengemeinde, die in seiner Darstellung als eine Art ungeschminkte Realität erscheint: So habe man es zu Beginn seines Engagements faktisch mit „neunzig Kinder[n]“, „fünfzehn Mitarbeiter[n]“ und einem existenziell bedrohlich in Schieflage geratenen „Finanzhaushalt“ zu tun gehabt. In Gegensatz hierzu stellt er eine eher verklart erscheinende Perspektive, die das Kirchenengagement nur als ein „bisschen [...] Godly Play“ und damit als einen (spielerischen) Zugang zum Glauben begreifen würde. Diese Frontstellung verdeutlicht bereits früh im Interview den Fluchtpunkt eines nüchternen und durchsetzungsstarken Engagements, das Kasimir für sich in Anspruch nimmt: Ihm geht es darum, (nicht nur) die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kirchengemeinde „im Griff“ zu haben. Es geht ihm gerade nicht um gefühlige Glaubens- und Gemeinschaftserlebnisse oder dergleichen.

Tatsächlich durchzieht dieser Kontrast die weitere Erzählung wie ein roter Faden. Konkret schildert Kasimir eine Art Imperativ der guten Führung, der sowohl seine Selbstbeschreibung im Engagement als auch die Darstellung anderer Personen anleitet. Dabei bezieht er sich wiederholt auf die Sachzwänge, die sich neben der Verantwortung für einen finanziellen Haushalt von über „einer Million pro Jahr“ (ebd., Z. 202) und der Bedeutung eines pädagogischen Angebots für später „hundertsechzig Kinder“ (ebd., Z. 204) nicht zuletzt auch aus den juristischen Anforderungen an die Kirchengemeinde als Arbeitgeberin aufdrängen. Letzteres wird in der (ebenfalls wiederholten) Darstellung einer Auseinandersetzung im Presbyterium besonders deutlich, der sich um die – aus Kasimirs Sicht notwendige – Entlassung von Personal im kirchlichen Kindergarten gedreht habe:

„Ja gut, äh das/das Problem war ja, es gab ja dann anfangs Konflikte, wo man mit Rechtsanwalt und wo man Leute rausschmeißen musste, ne, um den [ja] Konflikt zu lösen. Das war meine/Ich hab' gesagt: ‚Leute, wir kriegen das nicht mehr in den Griff, wenn wir jetzt net [ja] hart durchgreifen.‘ Und dann wollte natürlich/in so 'nem Gremium, ich sag' mal, das sind ja eher Leute, die Konflikt vermeiden in so 'ner/in so 'nem/in so 'ner kirchlichen Institution. [ja] Ja? Und/[...] ich war damals ja noch vier/ja, ja, mit vierzig oder kurz/kurz/also bissl über vierzig, ja, war ich ja einer der Jüngsten dort drin', ja, und dann gleich sag', da, den/den/da den Vorsitz und dann gleich da, ich sag' mal, Leute rauszuschmeißen, ne, äh äh das war natürlich (lacht kurz auf)), wie soll ich sagen, (d a) ham die schon 'n bisschen/wussten sie net, ob sie's mir das/geht das überhaupt in der Kirche? Kann man so unchristlich sein? Und solche Sprüche kamen da. Sag' ich, ja [ja], ab 'nem gewissen Punkt muss man, wenn zu viele Leute drunter leiden, muss man/muss man hart durchgreifen. Und dann ham die das auch/ham/die ham mich da auch in der nächsten Sitzung dann gewählt und das ham wir dann auch durchge- durchgezogen.“ (Interview 54-K Kasimir, Z. 518–549)

Kasimir erzählt einen (im ganzen Interview) abstrakt bleibenden Konflikt um und mit Mitarbeitenden im Kindergarten zugleich auch als Hintergrund für seine Übernahme des Vorsitzes im Presbyterium. Bemerkenswert sind an dieser Stelle v. a. die polarisierenden Positionierungen der involvierten Personen. Homolog zur obenstehenden Sequenz positioniert sich Kasimir einerseits selbst als eine Art Macher, der – in der Rolle des Vorsitzenden – den gleichermaßen notwendigen wie unangenehmen Konflikt mit den Mitarbeitenden auszufechten bereit gewesen sei. Diese Bereitschaft zum „Durchgreifen“ und „Durchziehen“ unterscheidet sich deutlich von der Darstellung der anderen Gremienmitglieder, die unisono als „konfliktvermeidende“ Personen positioniert werden. Die unterschiedliche Konfliktfähigkeit im Gremium rahmt Kasimir dabei nicht nur als eine Frage des Alters, sondern auch als eine Frage der Weltanschauung: Schließlich sei ein durchsetzungsstarkes „[R]ausschmeißen“ von Mitarbeitenden den anderen Gremienmitgliedern als ein womöglich „unchristlich[es]“ Handeln erschienen. Die etwas abschätzige Darstellung dieser letztlich wertgeleiteten Einwände als „solche Sprüche“ verdeutlicht, dass die Gremienmitglieder hier gleich in dreierlei Hinsicht relationiert werden: So habe sich ein a) junger, b) durchsetzungsfähiger und c) vernünftiger Kasimir im Presbyterium v. a. mit a) älteren, b) konfliktvermeidenden und c) tendenziell irrational agierenden Gremienmitgliedern konfrontiert gesehen. Homolog zur obenstehenden Sequenz sowie beispielhaft für weite Teile der Erzählung markiert diese Darstellung somit insbesondere den Vorrang von sachlichen Erwägungen gegenüber emotionalen Befindlichkeiten und unangebrachten Moralvorstellungen.

Während (auch) in dieser Engagementerzählung Pfarrpersonen eine zentrale Rolle spielen, werden sie dabei auf eine spezifische Weise relevant, die ebenfalls homolog zu einer primär organisationsbezogenen Sicht auf die Kirchengemeinde scheint: So werden im Verlauf der Erzählung verschiedene Pfarrer*innen von Kasimir etwa als „geschäftsführende“ (ebd., Z. 562) oder „bezahlte[] Kräfte“ (ebd., Z. 281) bezeichnet und in dieser Hinsicht auch sprachlich v. a. in einer Art Organigramm der Kirchengemeinde verortet. Aber auch inhaltlich fokussiert Kasimirs Darstellung Pfarrpersonen als bezahlte Kräfte der Gemeinde v. a. im Blick auf die (mangelhafte) Erfüllung ihrer dienstlichen Pflichten:

„Also ich hab' da schon manche/manche Konflikte, wo ich mir/über die Arbeitsaufassung mich gewundert habe, (ä h m) und das ist eigentlich zunehmend schlechter geworden, muss ich einfach so sagen, ja. Dass ja die/Äh ja, mir ist klar, ein junger Pfarrer sagt, der aus der Stadt kommt, der hat vielleicht so 'ne Idee von der 30-Stunden-Woche, ne, oder weniger, macht 'ne tolle Predigt und inszeniert sich da ((lacht)), aber es hat net unbedingt was mit Gemeindearbeit zu tun, ne?“ (Interview 54-K Kasimir, Z. 317–326)

Homolog zur Rede über die Kirchengemeinde als „Wirtschaftsbetrieb“ (s.o.) wird auch in der Rede über Pfarrpersonen erneut deutlich, wie stark Kasimirs Erzählung durch eine Orientierung an dem Organisationscharakter der Kirchengemeinde geprägt ist: So wird der hier exemplarisch angesprochene „junge Pfarrer“ im Grunde ausschließlich als Arbeitnehmer hinsichtlich seiner „Arbeitsauffassung“, Arbeitsleistung („zunehmend schlechter geworden“) und Arbeitszeit („30-Stunden-Woche“) thematisiert. Besonders auffällig ist zudem, dass und wie die Idee einer „tolle[n] Predigt“ (ganz ähnlich zum „Godly Play“, s.o.) von Kasimir verneint und als eine bedeutungslose „Inszenierung“ abgewertet wird. In dieser harten Gegenüberstellung von der Liturgie als Schauspiel einerseits und der eigentlichen „Gemeindearbeit“ andererseits scheint erneut auf, dass sich in Kasimirs Erzählung die Logik einer Kirchengemeinde dokumentiert, die zunächst einmal als tragfähige Organisation funktionieren muss.

In ähnlicher Weise und auch mit ähnlicher Emphase wie Kasimir plädiert auch Kurt für die Zukunftsfähigkeit seiner Organisation, wobei er sich jedoch etwas weniger in Opposition zur Gemeindeleitung erzählt. Konkret schildert Kurt eine Engagementkarriere in der Laienvertretung der katholischen Kirche, die auf der Gemeindeebene bzw. im Pfarrgemeinderat begonnen und ihn über die Vertretung im Dekanatsrat bis hin zum Katholikenrat auf Bistumsebene geführt habe. Dabei dokumentiert Kurts Gremienkarriere eine gute Vernetzung sowie einen gewissen Draht zu Funktionsträgern innerhalb der katholischen Kirche, zumal seine Gremienmitgliedschaften regelmäßig auf Vorschläge, Empfehlungen und Aufforderungen gefolgt seien: beispielweise durch den Pfarrer der Gemeinde oder später auch einen Dekanatsreferenten. Auch seine Erzählweise vermittelt den Eindruck eines Engagements, das ganz im Dienst der (klerikalen) Kirche steht:

„Ja. Ähm (.) ich fang' mal mit 'm Gemeinderat an. Da war [mhm] die größte Betroffenheit: Was passiert? [mhm] Es gab bei der ersten Zusammenlegung zwischen den beiden Gemeinden, St. Josef und Christopherus, gab es echt Krieg. [mhm] Wir waren quasi die große Gemeinde, die die kleine schluckt. [mhm] Die Kleine ist damals auch ein Teil aus uns entstanden, ist da auch mit Wohngebiet völlig neu entstanden. (.) Ähm ich hab' damals dem (.) damaligen Pastor, der sich ja darum kümmern sollte, das jetzt umzusetzen, (.) gesagt, äh: (.) ‚Halt dich da raus. [mhm] (.) Ich mach' das. [mhm] (.) Wenn, sollen sie mich anschießen.‘ Sie ham zwar immer ihn auch angeschossen, aber sie ham nachher quasi mir auch ins Bein geschossen. [mhm] Ähm es gab mit einigen wirklich heftig Krieg bis hin, äh solange Müller³⁰ hier das Sagen hat, gehen wir nicht in diese Kirche, [mhm] gehen lieber woanders hin. (.) Also war das/sind an manchen Stellen richtige Feindschaften entstanden. Ich hab' damals nur

30 Müller ist der anonymisierte Nachname von Kurt.

gesagt: Okay, da musst du durch. [mhm] Also ich hab' mich davon nicht äh vertreiben lassen.“ (Interview 30-K Kurt, Z. 224–243)

Die hier angesprochene Gemeindezusammenlegung ist nur eines von mehreren Beispielen, in denen sich Kurt als ein Engagierter erzählt, der (notwendige) Strukturreformen *gegenüber* den ebenfalls im Pfarrgemeinderat engagierten Kirchenmitgliedern vertritt. Die Darstellung ist dabei äußert knapp bezüglich der inhaltlichen Themen und konkreten Veränderungen, die mit der „Zusammenlegung“ der Gemeinden einhergegangen sind. Kurt spricht hier lediglich von einem „[S]chlucken“, was für eine Eingemeindung der kleineren Kirchengemeinde zu stehen scheint: Eine Gemeinde wird aufgelöst, ihr Name verschwindet und ihre Kirche wird womöglich geschlossen. Die Bedeutung der Eingemeindung für die kleinere Gemeinde bzw. für deren Mitglieder ist allerdings nicht die Sache von Kurts Schilderung. Im Mittelpunkt steht vielmehr der Konflikt per se, der mit einer drastischen Sprache beschrieben wird: Es habe „Krieg“ geherrscht, Leute seien (verbal) „[an]geschossen“ worden, es seien „Feindschaften“ entstanden und es wäre wohl auch denkbar gewesen, sich „vertreiben“ zu lassen. Diese Härte der Sprache scheint die Emotionalität der Auseinandersetzung zu dokumentieren, die in Kurts Darstellung noch nachhallt. Bemerkenswerterweise scheint Kurt die (emotionalen) Anliegen der Mitglieder in der kleineren Kirchengemeinde in dieser Darstellung nicht nachzuempfinden oder sich als Laienvertreter zumindest nicht mit ihnen zu solidarisieren. Vielmehr erzählt er sich als Anwalt der Bistumsleitung und ihrer Entscheidung sowie als Verteidiger des örtlichen Pastors. Der Ausspruch „[D]a musst du durch“ markiert demnach sowohl Kurts Einsicht in die Notwendigkeit der alternativlosen Strukturreform als auch eine gewisse Loyalität gegenüber der Amtskirche, die dieselbe umzusetzen sucht. An dieser Passage ließe sich nun auch die Spannung von Kurts Erzählung zu den beiden anderen Kirchengemeindelogiken nachzeichnen: Während die kleinen Gemeinden möglicherweise auch ihre jeweiligen Gemeinschaften zu bewahren hoffen, wofür Kurt scheinbar kein Verständnis aufbringen kann, würde eine bewegte Kirche eventuell die Prämissen der Zusammenlegungen kritisieren und etwa statt der Zuordnung neuer Großpfarreien zu einer geweihten Pfarrperson den Einsetzen von Laien-Gemeindeleitungsgremien fordern.

So besehen teilen die Erzählweisen von Kasimir und Kurt eine strukturelle Betrachtung und Reflexion ihrer jeweiligen Kirchengemeinde, die das (eigene) Kirchenengagement hier wie dort an faktischen Sachzwängen und rationalen Erwägungen ausrichtet. Damit dokumentieren die Engagementserzählungen auf ähnliche Weise eine Organisationslogik, die nicht (immer) mit der Logik einer Glaubensgemeinschaft vereinbar scheint. Vielmehr brechen in beiden Erzählungen Konflikte um die Verhältnisbestimmung zwischen funktionaler Organisation und Gemeindearbeit (z. B. Personalführung und Strukturreformen)

einerseits und symbolischen Inszenierungen von Glaubensgemeinschaft (z. B. Gottesdienste und Kirchengebäude) andererseits auf.

4.4 Zusammenfassung

In der Zusammenschau der Ergebnisse fällt auf, wie sehr sich die Engagierten in ihren Interviews und Diskussionsbeiträgen an der nicht explizit gestellten Frage orientieren: „Für welche Kirche will ich mich eigentlich engagieren?“ Die einen wollen sich für eine Kirche engagieren, die Gemeinschaft stiftet – wobei wiederum unklar und umstritten sein kann, ob es sich dabei eher um eine Gemeinschaft der Gläubigen bei „nahrhafter“ Liturgie oder um ein nettes Beisammensein ohne allzu viele „Bibelsprüche“ handeln soll. Andere möchten sich für eine Kirche engagieren, die etwas bewegt und vielleicht auch selbst in Bewegung ist. Ihnen geht es um gesellschaftliche Veränderungen hin zu mehr Gerechtigkeit und Integration. Wiederum andere erzählen ihr Engagement im Dienste einer Kirchengemeinde, bei der es sich um eine durchaus bürokratische Organisation handelt. Sie betonen, dass es in ihrer Kirchengemeinde zunächst einmal darum geht, dass die Finanzen stimmen und rechtliche Vorgaben eingehalten werden.

Die Engagementgeschichten orientieren sich also jeweils an einer spezifischen Vorstellung von der eigenen Kirchengemeinde, die oft kleinteilig ausbuchstabiert wird: Was finde ich attraktiv an dieser Vision? Was habe ich gemacht, um dieses Ziel zu erreichen? Aber auch: Was hat mich dabei behindert? In diesem Sinne kommt es in den Erzählungen immer wieder zur Schilderung von Spannungen. Es scheint offensichtlich, dass Engagierte wie Kurt und Kasimir wenig Verständnis für Engagierte wie die weiter oben geschilderten Klara und Krisztina haben – und auch umgekehrt. Auch ohne dass sich die Erzählenden der hier rekonstruierten Passagen untereinander kennen, wird deutlich, dass sie doch implizit aufeinander verweisen. So dokumentieren die Erzählungen der Engagierten ein Erfahrungswissen darüber, dass Kirchengemeinden durch heterogene Aufgabenbereiche und Ansprüche geprägt sind: Die Kirchengemeinde ist eine Gemeinschaft der Gläubigen, die von einigen Interviewten gar als (geistliche und/oder soziale) Heimat erzählt wird, bedeutet dabei zudem auch eine ethische (und bewegende) Haltung zur Welt und ist zugleich eine Organisation mit eigenen Finanzen, eigener Verwaltung und eigenem Recht.

In den Erzählungen über die anderen Engagementfelder finden sich kaum vergleichbar spannungsreiche und divergierende Vorstellungen davon, worum es beispielsweise in dem eigenen Sportverein oder der eigenen Umweltinitiative geht (oder gehen sollte). Dies mag auch dem Umstand geschuldet sein, dass Engagierte in anderen Feldern typischerweise breitere und vielleicht auch unverbindlichere Auswahlmöglichkeiten haben, z. B. zwischen mehr oder weniger leistungsorientierten Sportvereinen oder vielfältigen Umweltinitiativen, die

sich von ihrer thematischen Ausrichtung bis hin zu den konkreten Formen von Protest und Aktivismus stark unterscheiden. Derart ausdifferenzierte Wahl- und ggf. auch Wechselmöglichkeiten bieten sich im Blick auf die Mitgliedschaft und Sozialisation in die eigene Kirchengemeinde nicht auf vergleichbare Weise. Somit scheint es eine typische Erfahrung von Engagierten in Kirchengemeinden zu sein, dass verschiedene Vorstellungen und Ansprüche in der *einen* Gemeinde vor Ort integriert und ausgehandelt werden (müssen).

5. Engagement in Sportvereinen zwischen Selbstzweck und Strukturbildung

Wie auch in den anderen Engagementfeldern zeichnen sich Erzählungen von (ehemaligen) Engagierten über die Geschichte ihres Engagements in Sportvereinen durch eine zentrale Spannung aus:³¹ Einerseits erzählen sie von einem ihnen lieb gewordenen Hobby, von der Freude an der Bewegung und gemeinsamen Aktivitäten mit anderen, die von Aufgaben und Pflichten entlastet sind. Der Sportsoziologe Uwe Schimank bezeichnet Sport mit Verweis auf andere Autor*innen als „eine spielerische Aktivität ohne außerhalb ihrer selbst liegenden Zweck“, die durch ein „subjektives Sich-verlieren im momentanen Tun“ gekennzeichnet sei und v. a. „in-process benefits“ aufweise (Schimank 2006, S. 93). Andererseits erzählen die Engagierten von Zwängen des Organisierens oder mühseligen Verhandlungen zwischen unterschiedlichen Ansprüchen – so, als sei das von der Freude an der Bewegung losgelöst.³² Der Begeisterung für den Sport steht die Verantwortung für Trainingsgruppen, ganze Vereine und Liegenschaften gegenüber: quasi die Schaffung und Erhaltung der Strukturen, die notwendig sind, um überhaupt Sport im Verein betreiben zu können. Diese Arbeit lastet auf den Schultern der Engagierten. Die Spannung zwischen diesen beiden Erfahrungen bildet einen Rahmen, der die Erzählungen über Engagement in Sportvereinen orientiert.³³

31 Nicht berücksichtigt werden in unserer Arbeit das vereinsungebundene, eigenständige Sporttreiben, wie etwa privat vereinbarte Lauftreffs, sowie kommerzielle Angebote, wie etwa Fitnessstudios, weil beides kein freiwilliges Engagement darstellt.

32 Die Engagierten in unserem Sample, die sich dem Handlungsfeld Sportvereine zuordnen ließen, bearbeiteten verschiedene Aufgaben, z. B. Vorstandsarbeit, Training oder Öffentlichkeitsarbeit.

33 Die analytische Perspektive auf Engagementdynamiken in Sportvereinen im vorliegenden Kapitel unterscheidet sich in dreierlei Weise vom Mainstream der Forschung über Engagement im Sport. Zum einen folgt sie – wie auch die anderen Analysen in diesem Buch – einer relationalen Perspektive auf Engagement, d. h. sie betrachtet Engagementdynamiken im Zusammenhang mit Beziehungen im spezifischen Feld der Sportvereine. Dies unterscheidet sich vom Paradigma eines methodologischen Individualismus, wonach sich Sportengagement insbesondere an persönlichen Kosten-Nutzen-Kalkulationen orientiert (z. B. Emrich et al. 2017; Wicker und Hallmann 2013). Dieser methodologische Individualismus prägt den Großteil der Forschung zu Sportengagement. Unsere Analyse ist außerdem explorativ und nicht hypothesenprüfend angelegt, d. h. wir fragen offen nach den Aspekten, welche die Engagierten in ihren Erzählungen relevant machen, und prüfen nicht vorab gestellte Hypothesen, wie etwa diejenige, ob Sportvereine auf eine zunehmende Konsumorientierung seitens der Mitglieder reagieren (vgl. für diese derzeit prominente These Lorentzen und Hustinx 2007; für Deutschland vgl. Pahl und Zimmer 2019, S. 376 ff.; für die Niederlande vgl. van der Roest et al. 2016). Zuletzt unterscheidet sich das

5.1 Der Selbstzweck: Die Freude an der Bewegung

In der Analyse der Interviews erscheinen die Engagementkarrieren im Sport beinahe als Selbstläufer. So zumindest könnte ein erstes Fazit bei der Betrachtung der folgenden Zitate aus Handball-, Fußball- und Klettervereinen lauten, in denen auf eine intrinsische Motivation hingewiesen wird:

„Also erst meine ganz normale ähm als Kind aktive Phase bis hin zur A-Jugend ähm (.) hab' ich das da alles mitgemacht. Es hat mir immer Spaß gemacht. [...] Ich hab' mich wahnsinnig wohlgefühlt und bin dann irgendwann auch mal angesprochen worden, ob ich nich' (ä h m) Co-Trainer machen möchte.“ (Interview 47-S Sandra, Z. 69–78)

„Am einfachsten, äh die Motivation zu erklären, ähm ist vielleicht/ähm (.) fängt in der eigenen Jugend sozusagen an und ähm meinem eigenem Kinderdasein. Ähm ich hab' halt immer selber Fußball gespielt und ähm jetzt gar nicht professionell oder irgendwas, sondern einfach [...] in der Kommune bei uns ähm (.) ähm und [...] hatte da (.) recht äh viele, gute Trainer, muss ich sagen, ähm die/die einen auch dran gehalten haben, dass man selber Spaß hatte an dem Spielen. [...] Und ähm (.) ähm das/ich hatte schon immer das Gefühl, da muss ich mal was zurückgeben.“ (Interview 53-S Severin, Z. 21–40)

„Wir sind 2008 in/in den Alpenverein eingetreten, ähm (.) meine Frau und ich, wir ham dann/dann 2009 da 'n/n Kletterkurs gemacht, [...] ham wir oder ich dann auch be- für mich so 'n Stück weit als Hobby entdeckt (.) und hab' mich dann auch mehr und mehr eben wieder (.) als Teilnehmer im/im Verein engagiert, ja, in der Klettergrup(p)e, mit Fahrten und [mhm] ähm dann auch zunehmend schon wieder als/als Betreuer. [...] Hatte dann auch eigentlich für mich (.) äh schon so 'n Plan. Ich hab' gedacht: Na ja, machst deinen Kletterbetreuer, vielleicht gehste in Richtung Fachübungsleiter (.) ähm und machst da wieder irgendwelche Kletterkurse oder so was. (.) Und dann ähm kam s- Ende 2012 eben dann einer unserer Fachübungsleiter auf mich zu und sagte: ‚Du, äh unser Vorstand hört doch auf. [...] Überleg' dir doch mal, ob du Vorstand äh werden willst.‘ Also bin ich praktisch von/von 2008 null auf/auf 2013 ähm zum ersten Vorsitzenden gewechselt.“ (Interview 59-S Samuel, Z. 76–98)

von uns herausgearbeitete Spannungsverhältnis von demjenigen, das in einer anderen Studie über Sportengagement herausgearbeitet wurde: Eine Autor*innengruppe um Annette Zimmer beschrieb das Engagement im Sport als durch hohe soziale Homogenität im Verein geprägt – im Kontrast zu einer zunehmenden gesellschaftlichen Individualisierung, Flexibilisierung und kulturellen Diversifizierung (vgl. Zimmer et al. 2011). Dieses Spannungsverhältnis zwischen einer „geschlossenen Gesellschaft“ im Engagement (ebd., S. 377) und den Ansprüchen an mehr Integration verschiedener Milieus scheint uns eine durchaus passende Beschreibung auch für andere Engagementfelder – die von uns analysierten Interviews in Sportvereinen machen diese Spannung jedoch nicht relevant.

Der Sport, den unsere Engagierten teilweise von klein auf und teilweise erst seit dem Erwachsenenalter ausgeübt haben, wird als eine positive Erfahrung erzählt. Dies zeigt sich in den Zitaten etwa daran, dass die eigene Sporttätigkeit im Kindesalter stark gerafft erzählt wird, so als wäre sie einheitlich – nämlich positiv – und nicht irgendwie mehrdeutig oder widersprüchlich orientiert gewesen. Auf diese Erfahrung folge dann das Engagement auf eine selbstverständliche Art und Weise. Die Engagierten stellen den Nexus zwischen dem eigenen Sporttreiben und der Motivation zu einem Engagement teilweise ungefragt selbst her. Zwar wird bereits in den kurzen Zitaten sichtbar, dass sich Sportler*innen nicht nur deswegen für den Sport engagieren, weil dieser ihnen Spaß bereitet, sondern auch, weil sie für bestimmte Aufgaben angefragt werden, somit also persönliche Beziehungen eine Rolle spielen. Aber selbst dann wird der Eintritt in ein Engagement eher im Rahmen einer zwanglosen Freude am und im Sport und nicht bloß als eine soziale Verpflichtung erzählt.

Typisch für Sporterzählungen ist – diese Beobachtung soll als These das nachfolgende Unterkapitel leiten – die Orientierung an einer positiven Erfahrung von körperlicher Leistungsfähigkeit: Sei es die eigene Leistungsfähigkeit oder die Leistungsfähigkeit von anderen, mit denen die Befragten im Training zusammenarbeiten. Die Engagierten sind oder waren zumindest selbst begeisterte Sportler*innen. Entsprechend erzählen sie nicht selten auch davon, was sie an ihrer Sportart reizt und interessiert. Weil Sport häufig in Trainingsgruppen und Mannschaften ausgeübt wird, implizieren diese positiven Erfahrungen auch das Erleben von spezifischen Organisationen und Gemeinschaft. Diese Begeisterung für ein gemeinschaftliches Sporttreiben strukturiert unser Material insofern, als es einen positiven Bezugspunkt in unseren Sportinterviews und der Gruppendiskussion mit Sportengagierten darstellt. Auch Engagierte, die aus welchen Gründen auch immer nicht mehr regelmäßig selbst Sport treiben, freuen sich über den betriebenen Sport in ihrer jeweiligen Organisation.

Ähnlich zu den Zitaten weiter oben lesen wir auch die Einstiegserzählung des Leichtathleten und Jugendtrainers Sven als eine Erzählung über die motivierende Begeisterung im Sport. So beginnt auch seine Engagementgeschichte ganz selbstverständlich mit dem eigenen Sporttreiben, wobei Sven zunächst noch distanziert über eine Sportart spricht, die er vergleichsweise spät für sich entdeckt habe:

„Bin dann selber durch, ja, 'ne/'ne Ex-Freundin relativ spät mit, ich glaub', 25 ähm [mhm] selber an 'n Sport gekommen. Ähm sie hat Leichtathletik gemacht, und ich bin halt irgendwie mit/mit dazugekommen, ähm weil ich angefangen hab', selber zu laufen und so (.) ähm und mich dann immer mehr in diesem, ja, Leichtathletik, ja, eingefunden hab'.“ (Interview 24-S Sven, Z. 23–29)

Mit diesem Hinweis auf den eigenen Einstieg in den Sport nimmt Sven den Interviewer gedanklich mit auf eine Reise. Zunächst scheint weniger die Attraktivität des Sports per se im Mittelpunkt gestanden zu haben, sondern eher die gemeinsame Zeit mit seiner damaligen Freundin. Für die Leichtathletik hingegen fehlt Sven zunächst beinahe der Begriff („in diesem, ja, Leichtathletik“). Die hier ange-deutete Zufälligkeit der Sportwahl ist nicht untypisch für die von uns erhobenen Interviews: Auch andere Engagierte erzählen über einen eher späten oder zufälligen und durch andere Personen vermittelten Kontakt mit ihrem Sport. Unsere Analyse lautet, dass solche Erzählungen von Engagementkarrieren einen Prozess dokumentieren, in dem sich die emotionale Bindung an einen Sport und die Einbindung in Organisationen nach und nach entwickelt.

Sven erzählt seine Geschichte im Folgenden gleichermaßen als eine stetige Inklusion in und zunehmende Begeisterung für den Sport: Er habe „teilweise fünf-sechsmal die Woche trainiert“ (ebd., Z. 36 f.) und der Sport habe ihm „unheimlich viel gegeben“ (ebd., Z. 62). Aussagen über die Attraktivität des Sports für ihn als Person strukturieren die Erzählung und stellen einen positiven Gegenhorizont dar. Das gilt insbesondere auch für die Darstellung des Jugendtrainings in seinem Verein, das Sven zunächst durchaus kritisch beobachtet habe: So sei die Teilnahme der Jugendlichen spürbar rückläufig gewesen und auch insgesamt habe das damalige Jugendtraining in seinen Augen nur wenig mit (ernsthafter) Leichtathletik zu tun gehabt. Sven beschreibt das beobachtete Jugendtraining als eine eher spielerische Freizeitbeschäftigung und setzt es damit in Kontrast zu seiner eigenen Begeisterung für die Leichtathletik als leistungsbezogene und erschöpfende Körperarbeit. Vor diesem Hintergrund kommt Sven dann auch auf sein Engagement zu sprechen und beschreibt seine Motivation, das Trainieren der Jugendgruppe zu übernehmen:

„Ähm ja, die Motivation (...) ist eigentlich halt dadurch en- durch diesen/durch dies(e)n/diesen positiven (.) Feedback, den ich selber aus meinem Training gezogen hab', [mhm] dass das mir selber unheimlich viel gegeben hat, [mhm] dass ich mich danach ähm ja, ((bläst Luft aus)) entspa- also ja, entspannt gefühlt hab', ausgepowert gefühlt hab' (.) ähm und wirklich so (.) den ganzen Tag eigentlich da drauf ausgerichtet hab', weil's (.) halt, ja, irgendwie so'n Spaß gemacht hat. Das war so der Punkt, wo ich dachte, das würd' ich gern an andere weitergeben. [ja, mhm] Ja, definitiv.“ (Interview 24-S Sven Z. 522–532)

In der Darstellung seines Engagements als Trainer stehen nun nicht mehr (nur) Svens persönliche Begeisterung für die Leichtathletik und seine zunehmende sportliche Leistungsfähigkeit im Mittelpunkt.³⁴ Im Fokus der weiteren Erzählung

34 So schildert Sven sogar, dass und wie er durch das regelmäßige Trainieren der Jugendlichen im Alltag weniger Zeit für sein eigenes Training gefunden habe.

steht nun vielmehr das gemeinsame Training und die Gruppe der Jugendlichen: So habe Sven etwa die Tatsache „unheimlich motiviert“ (ebd., Z. 143), dass die Jugendgruppe unter seiner Leitung „immer schneller größer wurde“ (ebd., Z. 142) und schnell eine große Nachfrage zu verzeichnen hatte. Auch freut er sich im Interview über die sportliche Entwicklung der Jugendlichen: Beispielhaft erzählt er etwa von einem Jungen, der sich anfangs fast „schon einfach nur beim Warmlaufen 'n Bein [gebrochen]“ (ebd., Z. 832 f.) habe und nur ein „halbes Jahr später mit auf'n Wettkampf“ (ebd., Z. 835 f.) fahren konnte. Hier wie dort orientiert sich Svens Erzählung weniger an sportlicher Leistung im Sinne von Sieg oder Niederlage im Wettkampf. Vielmehr wird Svens Darstellung von dem eigenen Sporttreiben bis zum gemeinsamen Trainieren auf dem Platz durch eine weitgehend selbstgenügsame (und geteilte) Freude an Bewegung strukturiert.

Damit ist ein Orientierungsrahmen beschrieben, den verschiedene Interviews auf ähnliche Weise teilen. Insofern scheint uns die Freude am Sport als Selbstzweck ein kollektiv geteiltes Wissen im Sport zu sein, das auch maßgeblich an das Engagement bindet. Dabei lässt sich dieser allgemeine Orientierungsrahmen unserer Analyse zufolge in dreierlei Hinsicht ergänzen und weiter ausdifferenzieren.

5.1.1 Freude an der technischen Beherrschung einer Sportart

Eine erste Ausdifferenzierung des Orientierungsrahmens von Sport als Selbstzweck bezieht sich auf die jeweils spezifischen und zielgerichteten Bewegungsabläufe, in denen sich die geschilderten Sportarten konkretisieren. So macht zumindest ein Teil der interviewten Engagierten sehr deutlich, dass diese Bewegungsabläufe auch als solche verstanden, gelernt und reproduziert werden müssten: Wenn beispielsweise der vorhin genannte Sven im Interview beklagt, dass in der Kinderleichtathletikgruppe lange Zeit zu viel gespielt und zu wenig zielgerichtet geübt wurde, dann ist dies auch ein Plädoyer für das Einüben von spezifischen Bewegungsabläufen.

Ähnlich verstehen wir auch Silas, einen Vater und Trainer im Jugendfußball. Er begründet seine Arbeit im Jugendtraining mit seiner eigenen Fußballleidenschaft und erzählt, dass er sich zur Strukturierung seiner Trainingsarbeit Anregungen für technische Übungen gesucht habe:

„Im Gegensatz zu bei- zu den anderen beiden Trainerkollegen komm' ich doch eher aus 'm Fußball irgendwie so, äh [mhm] praktisch und äh hab'/hab' da eher m- mehr das Bedürfnis, teilweise ähm ja auch 'n bisschen was zu machen, technische Übungen zu machen mit dem Ball, ähm um die/um die auch weiterzubringen. [...] Das macht aber auch Spaß, ähm wenn man sich da was einfallen lässt und da 'n bisschen kreativ wird. (.) Und ähm dann mach' ich das ganz gerne.“ (Interview 65-S Silas, Z. 212–228)

In dieser Passage markiert Silas, wie sehr er sich im Unterschied zu seinen beiden Trainerkollegen für die Verbesserung der Technik interessiert. Er sagt über sich, dass er den Jugendlichen das Spiel mit dem Ball näherbringen möchte. Er habe sich vorbereitet und dabei teilweise auf Wissen aus dem Internet, teilweise aber auch auf eigene Erfahrungen zurückgegriffen. Im Gegensatz dazu schildert Silas die anderen Trainer im Team als weniger an der Technik interessiert. Diese „stellen sich auch ganz gerne neben das Spielfeld und gucken sich das Treiben dann ganz gerne dort an“ (ebd., Z. 235–237), wie er sagt. Damit dokumentieren sich in Silas' Interview beinahe gegensätzliche Involvierungsmuster, welche möglicherweise für den Jugendsport (oder gar die Jugendarbeit insgesamt) gelten können: Da ist einerseits die Begeisterung für die Verbesserung der technischen Ausübung einer Sportart und andererseits lediglich ein Interesse an Spiel oder Kinderbetreuung.

Die Tatsache, dass wir zahlreiche Reflexionen über das Lernen und die technische Beherrschung von Bewegungsabläufen in unseren Interviews finden, bekräftigt die Lesart, dass viele Engagierte in ihrem Sport nicht nur ganz allgemein ein gutes Gefühl erleben, sondern dass sie Freude an der technischen Beherrschung ihrer Sportart haben. In anderen Interviews beobachten wir diese substanzielle Auseinandersetzung mit der technischen Ausführung einer Sportart etwa da, wo Engagierte über geeignete Trainingsmethoden im Geräteturnen reflektieren (Interview 21-S Sabrina) und den nicht unerheblichen Nutzen des Turnsports herausstreichen, „fallen“ zu lernen (ebd., Z. 389), wo Engagierte zwischen der grundlegenden Schwimmausbildung und der weiterführenden „Gold“-Ausbildung³⁵ im Schwimmen unterscheiden (Interview 56-S Sophie) und damit eine unterschiedliche Arbeitsweise im Schwimmtraining reflektieren oder wo sie von einer spezifischen Ausbildungsphilosophie im Jugendfußball sprechen (Interview 53-S Severin). Sport begeistert somit nicht nur, weil er körperlich guttut, sondern einige unserer Engagierten beschäftigen sich auch in ganz spezifischer Weise mit seiner technischen Ausführung.

5.1.2 Freude in einem institutionalisierten Kontext

Die zweite Differenzierung des allgemeinen Orientierungsrahmens „Sport als Selbstzweck“ können wir ebenfalls anhand des Interviews mit Silas herausarbeiten. Sie betrifft den institutionalisierten Kontext des Sports. Silas schildert das Sporterleben so, als würde es erst durch eine gewisse Regelmäßigkeit und Form ermöglicht. In einer Erzählpassage verknüpft er seine Begeisterung über den Fußball mit der Erfahrung des Vereinslebens. Das ist insofern bemerkenswert,

35 Das Interview verweist mit diesem Begriff auf das „Deutsche Schwimmabzeichen“, welches es in den Klassen Bronze, Silber und Gold gibt.

als er nicht – was bei Fußball ja auch denkbar wäre – das Spielen auf der Straße oder dem Bolzplatz anführt, sondern die auf Dauer gestellte Organisationsform:

„Und äh dann hab' ich das aber auch, ja, schon gerne auf jeden Fall (.) gemacht, weil ähm ich hab' ja früher auch Fußball gespielt ähm in meiner Kindheit und Jugend, durchgehend, eigentlich, ähm und/und äh ka- kannte das so über/also über äh meine ganze Kindheit und Jugend, diese ganzen Erfahrungen im Verein und äh mit den/mit den anderen Jungs über/über Jahre ähm bauen sich da ja dann auch eben diese Beziehungen auf. Und ähm ich war dann viele Jahre raus, hatte da keine Berührung zum Vereinssport. Ähm Fußball hab' ich immer mal wieder hin und wieder irgendwie gespielt. Ähm und von daher hatt' ich da schon auch Lust drauf, mal wieder so in 'n Verein reinzugehen und da mitzumachen.“ (Interview 65-S Silas, Z. 128–141)

Für Silas scheint der Fußball ganz selbstverständlich im Verein institutionalisiert. Dort sei er in Kontakt mit anderen „Jungs“ getreten und habe Beziehungen aufgebaut. Und diese institutionalisierte Form übe auf ihn auch heute noch eine Anziehungskraft aus, sodass er sich dort wieder engagieren möchte. Sport wird in diesem Sinne nicht als eine flüchtige Laune oder ein informeller Spaß erzählt, sondern durchaus als etwas mit einem formalen Rahmen.

Auch in anderen Erzählungen lässt sich die Bedeutung der Institutionalisierung zeigen: Der Sport wird gelebt in einem Verein, dessen konkreten Orten wie der Halle im Handball (Interview 47-S Sandra) oder dem Vereinsheim etwa im Hockey³⁶ (Interview 36-S Susanne) eine besondere Bedeutung zugeschrieben wird genauso wie den Veranstaltungen und organisierten Wettkämpfen, in denen man sich und die eigenen Fortschritte etwa in der Leitathletik messen kann (Interview 24-S Sven). Anders ausgedrückt: Wir verstehen manche Engagierte so, als betonten sie nicht nur die Freude an der Bewegung und am Sport, sondern vielmehr die Freude an Bewegung und Sport in einem institutionalisierten Kontext mit regelmäßigen Trainingszeiten, spezifischen Räumen und organisierten Wettkämpfen.

5.1.3 Freude in Gemeinschaft

Eine dritte wichtige Ausdifferenzierung des Orientierungsrahmens von der Freude am Sport bildet die Perspektive auf Gemeinschaft, in die der (Vereins-)Sport oft eingebettet scheint. Ein Beispiel in diese Richtung gibt der Engagierte Sören. Er war jahrelang in der Verbandsarbeit eines Präzisionssports engagiert und auch in

36 „Wir ham auch 'ne große Gastronomie natürlich, [mhm] übrigens auch 'n ganz wichtiges Thema in 'nem Verein, die Vereinsgastronomie, [mhm] das ist ja immer so das/so 'n bisschen der Dreh- und Angelpunkt auch, ne [okay ja] so man sich trifft, wo man [ja ja] dann auch zusammensitzt und so.“ (Interview 36-S Sandra, Z. 854–859)

der Vereinsarbeit in einem Sportverein an seinem Wohnort aktiv. Zur Wahrung seiner Anonymität muss seine Sportart im Folgenden stark verfremdet werden. In seiner Stegreiferzählung bezieht sich Sören gleichermaßen affirmativ auf das Sporttreiben und die damit zusammenhängende Gemeinschaft:

„Da habe ich damit angefangen, da habe ich ziemlich schnell Feuer gefangen. Äh ich habe in A-Land angefangen und bin dann nach A-Stadt zurück, habe da auch dann Leute kennengelernt. In A-Stadt wurde das sehr viel gespielt. (.) Und äh da waren die damals 1986 in der Vorbereitung, dass sie im Jahr 1987 eine Deutsche Meisterschaft durchführen. Und äh da ham sie mich gefragt, ob ich irgendwie 'ne kleine Aufnahme/ Aufgabe übernehmen kann. (.) Und weil ich die Leute toll fand und weil ich so frisch im Futter war und voll engagiert und begeistert, hab' ich gesagt, da mach' ich mit. (.) Ähm das war der Start meiner ehrenamtlichen Tätigkeit, und ich erinnere mich sehr angenehm daran, dass das damals ähm ohne großartiges Konzept und ohne Vorschriften letztendlich relativ frei geplant wurde, dass da Leute sich zusammengetan haben, die die gleichen Ideen hatten, die gleiche Motivation.“ (Interview 63-S Sören, Z. 43–60)

Sören erzählt die Involvierung in seinen Sport gleichzeitig als die Involvierung in eine Gruppe aktiver Sportler*innen, wenngleich er den Sport in einem anderen Land lernte und dadurch zunächst nicht in eine Gemeinschaft (vor Ort) eingebunden war. So sind es sowohl die Begeisterung für die neue Sportart als auch die anderen Mitspieler*innen („weil ich die Leute toll fand“), die Sörens Einstieg in das Engagement rahmen. Die angesprochene Organisation einer „Deutschen Meisterschaft“ ließe dabei auf den ersten Blick auch vermuten, dass Sören hier – im Unterschied zu den bisherigen Interviews – insbesondere an Leistungssport interessiert gewesen ist. Wenngleich Sören die Relevanz von Leistung im Wettkampf nicht explizit anspricht, legt seine Darstellung im weiteren Verlauf allerdings nahe, dass ihm etwas anderes wichtiger war:

„Wir ham damals erfolgreich 'ne deutsche Meisterschaft organisiert ohne große Bürokratie, ohne [ja] große Vorschrift mit viel Spaß. Den Teilnehmern hat das super gefallen. Finanziell wars 'n Misserfolg, weil wir dann hinterher also 'n Minus in der Kasse hatten, das wird dann äh durch 'ne Gemeinschaftsaktion 'n Grillfest ähm wieder ausgeglichen haben. [ja] Und damit will ich sagen, dass also wir ähm das alle als großen Erfolg gesehen haben, nicht finanziell, sondern weil wir halt eben im Sinne des Sports und gemeinschaftlich Spaß hatten.“ (Interview 63-S Sören, Z. 90–99)

In Sörens resümierender Darstellung der gemeinsam organisierten Meisterschaft scheint der sportliche Erfolg im Wettkampf eher nebensächlich zu sein: Sören erwähnt hier weder seine konkrete Rolle in der Meisterschaft und ihrer Organisation noch, ob er oder jemand aus seinem Verein erfolgreich abgeschnitten hat. Nicht die Leistung im Wettkampf orientiert also die weitere Darstellung,

sondern der gemeinschaftliche Spaß im und durch den Sport sowie – darauf wird weiter unten zurückzukommen sein – Bürokratie und Finanzen.

Ähnliche Beobachtungen lassen sich auch in anderen Interviews finden, wenn auch mit leicht verschobenen Nuancen. So betont beispielsweise die Turntrainerin Sabrina gleich zu Beginn ihrer Erzählung, wie wichtig ihr der „Teamfaktor“ (Interview 21-S Sabrina, Z. 24) im Training gewesen sei: Auch wenn (oder gerade weil) allein geturnt würde, sollten sich die Turnenden immer auch als eine „Mannschaft“, ein „Team“ und eine „Gruppe“ begreifen (ebd., Z. 26 f.). Insofern wird ihre Erzählung – wie auch die von Sören, der ebenfalls von einer Einzelsportart erzählt – stark durch einen sozialen Aspekt des Sporttreibens orientiert.

Auch bei dem Jugendfußballtrainer Silas wird ein solcher Gemeinschaftsbezug sehr relevant. So erzählt er den (Jugend-)Fußball gerade nicht als einen leistungsorientierten Sport, in dem immer die Besten auf dem Platz spielen dürfen, sondern als Gemeinschaftserlebnis. So habe es einen großen Wert, wenn alle gleichermaßen eingesetzt werden können:

„Wir [haben] wirklich auch äh Kinder dabei, die sind schon ganz gut, fußballerisch, die sind besser. Wir ham aber auch welche dabei, ähm für die ist es eher irgendwie die Freude an der Bewegung. [...] Also auch am Wochenende wechseln wir durch. Es ist nicht so, dass wir da jetzt einige/die Besseren spielen, die anderen [mhm] stehen nur daneben. Ähm wir ham äh so diesen/diesen Modus, dass wir eben ähm am Wochenende mehrere Spiele haben, mehrere kurze Spiele, auch nicht sieben gegen sieben mehr, sondern vier gegen vier, sodass alle wirklich auch mal den Ball kriegen, und dann wird viel gewechselt. Das ist auf jeden Fall so schon strukturell ähm äh jetzt so angelegt, dass alle auch berücksichtigt werden können. Und das machen wir auch. Ähm äh also Leistung ist eigentlich, in dem Sinne fordern wir nur ab von den Kindern, dass sie auch ähm mitmachen beim Training äh und nicht äh dauernd querschießen, ähm weil dann kommt kein Spiel zustande, so, ne?“ (Interview 65-S Silas, Z. 442–464)

Auch diese Passage wird durch zwei Gegenhorizonte strukturiert: Erstens zeigt sich das Leistungsprinzip im Sport als ein eher negativer Gegenhorizont der Darstellung. Demgegenüber erklärt Silas das Durch- und Einwechseln (gerade) auch von leistungsschwächeren Kindern als maßgebliches Prinzip im Training. Somit wird der Fußball hier als ein Sport beschrieben, an dem alle teilnehmen können. Dies zeigt sich als der zweite und positive Gegenhorizont zu dem auch die dargestellte Anforderung an die teilnehmenden Kinder passt: Anstelle von sportlicher Leistung gehe es um „[M]itmachen“ und das Training nicht zu stören („querschießen“). Insofern laufen beide Erzählstränge darauf hinaus, den Fußball durch das Engagement als einen gemeinsam ausgeübten Sport zu stärken: Sodass „alle“ etwas lernen, Freude an Bewegung erleben und im Spiel dabei sein können. Insofern wird das gemeinschaftliche Sporttreiben auch als eine grundlegende Bedingung des Sports erzählt: Und das nicht nur in einem Mannschaftssport wie dem

Fußball bei Silas, sondern durchaus auch in Einzelsportarten wie dem Kunstturnen bei Sabrina.

Zusammengefasst zeigt sich in unseren Analysen von Engagementerzählungen über Sportvereine immer wieder die Selbstreferenzialität des Sporttreibens. Sport wird uns in dreierlei Hinsicht als attraktiv erzählt: So erzählen uns die Engagierten erstens von der Beherrschung einer spezifischen Sportart, die zweitens in einem institutionalisierten Kontext organisiert ist und drittens gemeinschaftlich betrieben wird. Wenngleich die Engagierten hier mitunter leicht unterschiedliche Akzentuierungen vornehmen, werden diese drei Aspekte in den Erzählungen vom gemeinsamen Training auf dem Platz (z. B. Sven) oder der gemeinsamen Organisation einer Meisterschaft (Sören) meist eng miteinander verwoben. Dieses positive Erleben des kollektiven und organisierten Sports bildet einen der beiden Rahmen für die Engagementerzählungen über Sportvereine.³⁷

5.2 Die Schaffung und Erhaltung notwendiger Strukturen: Der selbstorganisierte Sport als Last

Weil die Bedeutung des Sports derart positiv hervorgehoben wurde, scheint es zunächst nur nachvollziehbar, dass Engagierte ihren Sport auch dadurch fördern und erhalten wollen, dass sie selbst für relevante Strukturen einstehen: Sei es im Training oder in der Gremienarbeit in Vereinen oder Verbänden. Anders ausgedrückt: Für den Sport werden zumeist im Verein notwendige Strukturen geschaffen und erhalten.³⁸ Sport setzt eine ganze Reihe von Bedingungen und Regelmäßigkeiten voraus, die uns in den verschiedenen Interviews anschaulich erzählt wurden: Sport benötigt zunächst spezifische Plätze, Hallen und Geräte, die angeschafft und erhalten werden und deren Nutzungszeiten zwischen verschiedenen Gruppen koordiniert werden müssen. Notwendig sind außerdem regelmäßige Übungen und Trainingseinheiten, die geplant, organisiert und

37 Wenngleich hier einleitend ein sehr positives Bild von Sport als Bewegung, Vereinsalltag und Gemeinschaft geschildert wird, soll nicht verschwiegen werden, dass gerade solche Strukturen auch negative Seiten hervorbringen, etwa nach außen abgeschottete Organisationsstrukturen in Vereinen und Verbänden, die etwa sexuellen Missbrauch begünstigen. Wir haben in unseren Erhebungen – möglicherweise auch aufgrund des kleinen Samples – keine derartigen Erzählungen erhoben, aber auch nicht explizit danach gesucht.

38 Der Begriff der Struktur wird in den Sozialwissenschaften fast inflationär und auch uneinheitlich gebraucht (zur Begrifflichkeit der Struktur vgl. Sewell 1992; Martin 2009). Wir verwenden ihn, um jene Regelmäßigkeiten zu beschreiben, welche die Grundlagen für den Sport bilden. Konkret meinen wir damit neben den materiellen Voraussetzungen sowohl formalisierte Rollen und Aufgaben – etwa Funktionsämter und Trainer*innenposten – als auch Schemata, wie sie beispielsweise in Trainingsplänen und -lizenzen, aber auch Regelwerken repräsentiert werden. Beides steht miteinander in Verbindung und baut aufeinander auf (Trainer*innen müssen beispielsweise Regeln kennen und bestimmte Lizenzen besitzen).

durchgeführt werden müssen. Die spezifischen Sportarten folgen bestimmten Regeln und verlangen von den Trainer*innen spezifische Kompetenzen und Trainingslizenzen. Sport benötigt schließlich auch Körperschaften, die sich um eine verantwortungsvolle Finanzierung, Legitimität und Organisationsentwicklung kümmern müssen.

Die Schaffung und Erhaltung dieser notwendigen Strukturen gehen mit (unentgeltlicher) Arbeit einher. Engagierte bringen eigene Kompetenzen, z. T. aus anderen Bereichen wie dem Management, der Jugendarbeit, Gestaltung, Öffentlichkeitsarbeit oder Projektplanung ein.³⁹ Sie beschreiben diese Form des Engagements sehr viel stärker als mühsam und herausfordernd als das „reine“ Sporttreiben. Sport im Verein bedeutet deswegen mehr als nur Begeisterung. Entsprechend gilt es, das Engagementfeld Sportverein gerade in dieser Ambivalenz zu verstehen: als Gleichzeitigkeit von attraktivem Sporttreiben und eher unattraktiver Arbeit an den tendenziell eher formalen – betriebswirtschaftlichen, organisationalen, ggf. auch politischen – Strukturen.

5.2.1 Arbeit am Training

Wir beginnen hier nochmals mit dem Leichtathleten Sven, der aufgrund der eigenen Begeisterung für das körperliche Auspowern in seinem Sport aufzugehen scheint. Weiter oben haben wir bereits beleuchtet, wie Sven dieses positive Erleben des Sports als Motivation für sein Engagement als Jugendtrainer in seinem Verein beschreibt. An einer anderen Stelle (gleich zu Beginn des Interviews) zeichnet Sven das Jugendtraining zugleich als eine notwendige Sportförderung, weil es dazu beiträgt, dass zukünftig überhaupt noch Trainings und Wettkämpfe stattfinden können:

„Ähm und macht man sich halt schon Gedanken, ähm: Was ist dann/in zwei Jahren steht man dann komplett allein hier, weil [mhm] unten niemand mehr hochkommt ähm (.) und weil es mir zu dem Zeitpunkt unheimlich viel gegeben hat. Und ähm ja, also so dieses (.) einmal für mich selber der Sport aber halt dann auch mit anderen Leuten auf dem Platz, ähm ja, Erfahrungen oder ich dann auch Erfahrungen gemacht habe, die ich bisher so auch noch nicht wirklich kannte, ähm [mhm] (.) ja, kam eigentlich relativ schnell die Überlegung, ob man das Ganze angehen soll, ne, diese Gruppe zu übernehmen, ähm die Kinder zu trainieren und halt diesen, ja, Spaß irgendwie so weiterzugeben.“ (Interview 24-S Sven, Z. 58–70)

39 Bei der Auswertung der siebten Erhebungswelle zum Sportentwicklungsbericht wurde gesondert hervorgehoben, dass und wie sehr ehrenamtliche Vorstandsmitglieder im Sport berufliche Qualifikationen mitbringen, die sie für die Vorstandsarbeit besonders qualifizieren (vgl. Breuer und Feiler 2019, S. 61 ff.).

Diese Erzählung über den Beginn des Engagements klingt ein wenig nach der sprichwörtlichen Weitergabe des Feuers: Weil der Sport Sven viel gibt und auch das gemeinsame Tun auf dem Platz so angenehm erscheint, erzählt sich Sven als aufgerufen, dafür Sorge zu tragen, dass dies auch so bleibt. Deutlich wird hier aber auch ein negativer Gegenhorizont der Erzählung: Ein Sportverein, in dem kein Nachwuchs mehr „hochkommt“ bzw. den Sprung in die Senior*innen-Klasse wagt und in dem man „dann komplett alleine“ dasteht, wäre nicht (mehr) attraktiv. Insofern unterstreicht der negative Gegenhorizont hier nicht nur die oben beschriebene Bedeutung des kollektiven Sporttreibens. Sondern wir lesen in der Passage auch davon, wie Sven sein Engagement als Trainer nicht zuletzt als eine wichtige Nachwuchsarbeit rahmt, die den Sport fördern und auf Dauer stellen soll. Anders formuliert: Sven verbürgt sich hier dafür, dass Kinder und Jugendliche eine Anleitung erhalten, die sie dazu befähigt und motiviert, den Sport auch in Zukunft auszuüben. Diese Strukturkomponente im Sport – Training als Weitergabe maßgeblicher Kenntnisse und Techniken – wird hier eben durch Sven geschaffen bzw. erhalten.

Im weiteren Verlauf der Erzählung schildert Sven sein Engagement zunächst als erfolgreich, insofern als das Training unter seiner Leitung deutlichen Zulauf gefunden habe. Dabei kontrastiert Sven seinen (sportlichen wie pädagogischen) Eifer allerdings mit einer mangelnden Zuverlässigkeit der Kinder und Jugendlichen, die ein sinnvolles Training zunehmend erschwert habe:

„Ähm aber so, dass halt immer so um die ((bläst Luft aus)) 15 bis 20 da waren, aber immer 'ne unterschiedliche Konstellation, [mhm] ähm was dann auch schon mal so'n bisschen/(.) ich selber, wenn jemand/wenn ich trainiere, für mich ist/montags, mittwochs, freitags ist von 18 Uhr/da ist Training. Da ist auch völlig egal, was anderes ist, da geh' ich ins Training, mach Sport. [mhm] Ähm und diesen Anspruch, (.) ist vielleicht/ähm ist unter Umständen auch schwierig, aber den Anspruch hab' ich eigentlich an jemanden, der in mein Training kommt.“ (Interview 24-S Sven, Z. 256–266)

Das Klagen über die fehlende Bereitschaft von Jugendlichen, regelmäßig und zuverlässig am Training oder an gemeinsamen Terminen teilzunehmen, scheint kein Alleinstellungsmerkmal des Sports zu sein – das mag Jugendarbeit insgesamt betreffen. An dieser Stelle ist aber bemerkenswert, wie Sven eine Struktur beschreibt, die eben nicht (mehr) allein von seiner eigenen Begeisterung und seinem Erfolg leben kann. In der oben skizzierten Idee von Training als Struktur wird eine Beziehung vorausgesetzt, in der Trainer*innen Vorgaben machen können, die von den Trainierenden so auch umgesetzt werden. Ein Element dieses Trainings wäre entsprechend, dann zu trainieren, wenn es von dem oder der Trainer*in vorgegeben wird, in der von ihm oder ihr vorgeschlagenen Art und

Weise.⁴⁰ Im Umkehrschluss ließe sich aber auch sagen: kein Training ohne zu trainierende Personen. Wenn diese sich entziehen, wird das Training unmöglich. Damit wird auch deutlich, was Strukturarbeit im Sport alles beinhaltet: Es geht zunächst um Trainingszeiten. Es geht zudem – was Sven an anderer Stelle seines Interviews andeutet – um Wettkämpfe und Wettkampffähigkeit. Es geht aber auch darum, eine Grenze zu ziehen zwischen dem Sport als ernsthafter Tätigkeit und einer bloßen „Verwahrstation“ für Kinder (ebd., Z. 321), die Eltern nutzen, um zu Hause „mal zwei Stunden Ruhe“ zu haben, wie Sven beklagt (ebd., Z. 326).

Von einem ähnlichen Spannungsverhältnis im Zusammenhang mit der Arbeit an der Struktur erzählt der oben bereits zitierte Silas, der ursprünglich ein Fußballjugendtraining aufgebaut hatte und nun innerhalb des Vereins auch eigene sportliche Ambitionen verfolgen wollte:

„Ich hab’ jetzt eben ’ne/eine [Sportart] -Gruppe aufgebaut, ähm das ist also mein Projekt [mhm] sozusagen, ähm weil ich selbst ähm das äh mache ähm und auch/ähm ja, und auch Spaß daran hab’, ähm andere [mhm] Mitglieder oder nicht nur Mitglieder innerhalb des Vereins, dass/viele Leute dazu zu gewinnen, da mitzumachen, ähm und das ist relativ viel Arbeit, weil ich da ’ne Gruppe aufbaue. Und äh das ist auch mehr Arbeit, als ich dachte, am Anfang, tatsächlich zu gucken, die Leute bei der Stan-ge zu halten, ähm also dass auch genug Leute beim wöchentlichen Training da sind, die Leute zu überzeugen, auch in den Verein zu kommen. Ähm also das ist alles relativ viel Arbeit, und es wird auf längere Sicht, wenn das Projekt weiterläuft, auch noch einiges an Organisationsarbeit sein, sodass/dass äh die Trainersache äh dazu/beides w- wäre einfach zu viel, (.) denke ich.“ (Interview 65-S Silas, Z. 486–502)

Die Sequenz beginnt und endet mit einem „Ich“. Silas thematisiert hier sein Bedürfnis, selbst wieder Sport zu betreiben, im Verein sein eigenes Projekt voranzutreiben, (gleichaltrige) Leute für seine spezielle Sportart zu akquirieren und dadurch eine sportfähige Mannschaft aufzubauen. Im Prinzip stellt er in seinem Interview zwei Trainingsgruppen und zwei unterschiedliche Beziehungsstrukturen gegeneinander: Einerseits seine Arbeit als Trainer im Jugendfußball, andererseits seine Arbeit mit anderen Sportler*innen in seiner neuen Sportart. Silas erzählt sich als denjenigen, der Verantwortung für diese Gruppen und ihre Übungen

40 An diesem Beispiel kann nochmals unsere Auswertungsmethode verdeutlicht werden: Es geht uns nicht darum zu bewerten, ob Svens Vorstellung von Training fachlich richtig ist oder ob die hier vorausgesetzte Beziehung zwischen Trainer*in und zu Trainierenden zu rechtfertigen wäre. Mit den Worten der dokumentarischen Methode: Wir klammern die „mit dem immanenten Sinngehalt verbundenen Ansprüche auf Wahrheit und normative Richtigkeit“ (Bohnsack 2003, S. 552) ein, ohne dabei die relativistische Position beziehen zu wollen, dass im Sporttraining alles möglich wäre. Worum es vielmehr geht, ist die Analyse von Engagement in Sportvereinen als einem geteilten Erfahrungsraum, in dem typischerweise an Strukturen gearbeitet werden muss, eine solche Struktur im regelmäßigen Training besteht und diese Arbeit mühsam ist, weil die zu trainierenden Kinder und Jugendlichen nicht immer zuverlässig mitmachen.

übernimmt. Aufgrund seiner beschränkten Zeit überlegt er allerdings, sein Engagement für das Training der Kindergruppe aufzugeben. Weil er in seiner neuen Sportart, die ihn begeistert, nun auch als Sportler tätig sein kann, betont er hier auch die stärkere emotionale Bindung („Spaß daran hab“). Dem gegenüber wird das bisherige Training im Kinderfußball eher als fremdgesteuert beschrieben: Hier müsse er die Eigensinnigkeiten der Kinder und Jugendlichen aushalten – beispielhaft nennt er „Nebenkriegsschauplätze“ (ebd., Z. 393), etwa Unzufriedenheit über sportlichen Misserfolg, oder die schwankende Motivation der Spielenden. Mit der Entscheidung, die Silas treffen muss (für oder gegen eine eigene sportliche Mitwirkung und den Aufbau einer eigenen Gruppe in der spezifischen Lieblingssportart, für oder gegen das Kindertraining), wird das Spannungsverhältnis zwischen Arbeit an der Struktur und Begeisterung für den Sport besonders deutlich.

Training als Arbeit an der Struktur umfasst schließlich auch Verhandlungen um Hallen, Plätze und Geräte. Der Leichtathlet Sven erzählt, dass er sich mit einem „Oberturnwart“ (Interview 24-S Sven, Z. 167 ff., 238 ff.) auseinandersetzen musste, um sowohl Unterstützung beim Training als auch Hallenplatz zu erhalten. Der Jugendfußball-Trainer Severin bekommt es mit dem Hausmeister einer genutzten Sporthalle zu tun, der die korrekte Nutzung von „Licht“ und „Heizung“ (vgl. Interview 53-S Severin, Z. 580 f.) einfordert und mit dem sehr aufwendige Absprachen zu treffen seien. Solche Verhandlungen mit Verwalter*innen der Vereinsgüter stehen für eine Art Hinterbühne der Trainingsarbeit, die ebenfalls als mühselig erzählt wird.

5.2.2 Arbeit im Zusammenhang mit Regelwerken und Trainingslizenzen

Eine weitere Struktur, an der die Engagierten mitarbeiten und die umgekehrt auch ihre Arbeit strukturiert, betrifft die Regeln und technischen Grundlagen der entsprechenden Sportarten. Eine besondere Rolle spielen hierbei die Trainingslizenzen, die regelmäßig erneuert und überprüft werden müssen. Welche Bedeutung diese Lizenzen haben können, wird in der Erzählung der Turnerin Sabrina besonders deutlich. Sie erzählt, dass sie ihre fachbezogenen Trainingsscheine immer wieder habe erneuern müssen. Die dazu notwendigen Fortbildungen habe sie über ihr Engagement in Turntrainingscamps erhalten, bei denen sie sich von arrivierten Kolleg*innen den ein oder anderen Trick habe anschauen können. Nach einem Trägerwechsel der Turncamps sei diese Regelung aber nicht mehr fortgesetzt worden. Die folgende Textpassage schildert neben diesem Ausschluss aus dem Fortbildungsbetrieb zusätzlich einen Ausschluss aufgrund nicht ausreichender formaler Qualifikation:

„Ähm beim XXX- Turnerbund war so mein Eindruck von: Welchen Trainerschein hast du und können wir dich überhaupt einsetzen? Und warum warst du die letzten acht Jahre nicht auf Fortbildung, [ja] wo ich gesagt hab': ‚Hier, ich war jedes Jahr auf Fortbildung, hier steht der Satz drunter: Ist [ja] als Trainerfortbildung anzuerkennen.‘ ‚Das machen wir aber nicht.‘ [ja] Ich sag': ‚Ich schick' meine Lizenz auch nach Frankfurt. Ob/ob ich da jetzt XXX- oder Deutscher (lachend) oder/[ja] oder TTT-Turnerbund drunter steht, das ist mir Pott wie Deckel', [ja] ja? Und da merkte ich schon, wehte 'n anderer Wind. (.) Und auch so dieses: Na ja, wir können keinen C-Trainer brauchen, wir ham keine Anfängerkinder.“ (Interview 21-S Sabrina Z. 1027–1040)

In dieser Passage schildert Sabrina einen Strategiewechsel des Verbandes in der Ausbildung von Turntrainer*innen. Die hier für den Turnsport skizzierten Anforderungen an Trainer*innen lassen sich dabei verallgemeinern: Vereine und Verbände haben Vorgaben, unter welchen Bedingungen Sportbetrieb und Training stattfinden können. Im Rahmen der Trainer*innenfortbildung wird Qualitätsentwicklung vorangetrieben und das freiwillig engagierte Personal geschult. Über diese Fortbildungen wachen wiederum die Verbände.

Der Sport erscheint in dieser Hinsicht auch als eine normative Struktur, die Anforderungen an die Kompetenzniveaus von Trainer*innen sowie deren Aus- und Fortbildung stellt. Sabrina erzählt sich hier als aufgerufen, einem aus ihrer Sicht offenbar wenig sinnvollen Trainingslizenz-Reglement Genüge zu tun, in dem erworbene Lizenzen ein Verfallsdatum haben und die notwendigen Fortbildungen nicht überall gemacht werden können. Zudem wird eine Passung zwischen dem Leistungsniveau der Trainer*innen und dem Leistungsstand der zu trainierenden Kinder zwingend vorausgesetzt: Insofern unter den Turner*innen keine „Anfängerkinder“ mehr zu finden seien, sei ein alters- und leistungsstandadäquates Training durch „C-Trainer“ nicht gegeben. Sabrina erzählt die Vorgaben ihres Verbandes als sehr strikt und exkludierend. Letztlich erzählt sie ein persönliches Scheitern an den Vorgaben des Verbandes. Qualitätsstandards werden hier nicht als handlungsermächtigend, sondern als handlungsbeschränkend erzählt.

In Bezug auf die Anstrengung der Arbeit an der Struktur werden Trainingslizenzen in mehreren Interviews erwähnt. Während diese Lizenzen in der Engagementgeschichte von Sabrina besonders relevant werden, spielen sie in vielen anderen Erzählungen eine eher untergeordnete Rolle. Gleichwohl wird der damit einhergehende zeitliche Aufwand von den Engagierten regelmäßig thematisiert. So erzählt der Kletterer Samuel, dass er im Rahmen seiner Vorstandstätigkeit dafür sorgen wollte, dass der Verein „nach einem einheitlichen Standard“ lehrt und „nicht jeder macht, was er will“ (Interview 59-S Samuel, Z. 563 f.). Beim Jugendfußballtrainer Silas stellt der zukünftig benötigte „Trainerschein“ (Interview 65-S Silas, Z. 532) eine zusätzliche zeitliche Herausforderung dar, die er zu meiden versucht, weil ihm dies Zeit für sein eigenes Sportprojekt koste. Hier wie dort wird

deutlich, dass das Training einer Qualifizierung bedarf, die auch regelmäßig erneuert werden muss. Sportengagierte fordern und prüfen diese Qualifizierung nicht nur, sondern müssen sich auch selbst Prüfungen und Weiterbildungen stellen.

Auch weitere Regelwerke sind mit Anstrengung verbunden. Der Jugendtrainer Severin etwa erzählt von einem Spielmodus im Fußball, bei dem es keine festen Positionen für die Kinder gebe. Dies habe den Vorteil, schwachen wie starken Kindern mehr Spielmöglichkeiten zu geben, sodass sich alle in der Gruppe wohlfühlen. So sinnvoll ihm diese Neuerung auch erscheine – sie geht gleichzeitig mit einem Aufwand einher: Die Umstellung auf die neuen Methoden fordere ihn heraus, den Eltern seine Vorstellung von Training und Spielbetrieb zu erläutern. Er müsse „transparent“ (Interview 53-S Severin, Z. 762) über seine Trainingsphilosophie sprechen und argumentieren, wieso er nicht nur die Leistungsstärksten fördere. Solche Trainingsmethoden werden wie auch die Trainingslizenzen, nicht allein individuell von den Trainer*innen festgelegt. Sie stellen die normativen Strukturen dar, in denen das Engagement vollzogen wird.

5.2.3 Arbeit im Vorstand

Eine wichtige Rolle spielt in den Engagementerzählungen auch die Arbeit im Vorstand (nicht nur) von Sportvereinen. Das Engagement im Vorstand wird uns dabei als eine anstrengende und vielschichtige Herausforderung erzählt. Typischerweise handeln diese Erzählungen von der Verantwortung für die Steuerung des Vereines: Es geht um wichtige Entscheidungen für die Zukunft des Vereins (etwa die Bildung einer Spielgemeinschaft), um Verantwortung für Regelwerke und Finanzen (Satzungen und Steuererklärungen), um teure Anschaffungen (z. B. einer Flutlichtanlage) oder um Veränderungen in der Organisationsstruktur (etwa in der Koordination von Engagierten). All dies unterstreicht etwa die ehemalige Engagierte Susanne, wenn sie ihren Sportverein aus der Perspektive des Vorstands mit einem „mittelständischen Unternehmen“ (Interview 36-S Susanne, Z. 86) vergleicht.

a) Bürokratie und Finanzen als sportfremde Anforderungen

Ein Teil der Anstrengung, welche im Zusammenhang mit der Vorstandsarbeit erzählt wird, rührt daher, dass der Vereinssport als Struktur formal dem Bürgerlichen Gesetzbuch unterworfen ist. Daraus ergibt sich eine formalisierte Beziehung nicht nur zwischen den Vorständen und den Vereinsmitgliedern, sondern auch zum organisationalen Umfeld, das in der Vorstandsarbeit relevant wird: etwa Steuerbehörden oder Institutionen, die über Arbeitsschutz oder Hygienevorschriften wachen. Auch die Abhängigkeit von externer finanzieller Förderung, et-

wa durch die Kommunen, führt dazu, dass sich Vorstände sportfremden Anforderungen fügen müssen.

Die Herausforderungen, die mit dem Vereinsrecht einhergehen, schildern uns Engagierte aus dem Fechtsport in einer Gruppendiskussion. Auf die Frage des Interviewers „Was machen Sie im Vorstand konkret, jetzt Sie als Personen, und wie machen Sie das im Verein? [...] Wie läuft das so?“ antworten sie:

„Na ja, wir ham halt 'ne Satzung natürlich, d(i e) ganz klar für den Vorstand gewisse Aufgaben vorsieht. Ähm (.) es gibt 'n geschäftsführenden Vorstand. Das ist eigentlich der Wesen sag' ich mal, die Leute, die im Endeffekt den Verein voranbringen, ne, und die, ja, also rechtlich repräsentieren, auch drauf aufpassen müssen, natürlich, dass ähm mit den Mitteln richtig umgegangen wird, dass eigentlich das Vereinsrecht im Endeffekt eingehalten wird.“ (Gruppendiskussion 9-S, Z. 4–19)

Vereinsengagement wird in der Gruppendiskussion als formales Engagement gerahmt. Auf die Frage, was der Vorstand denn so mache, wird zunächst „natürlich“ auf die Satzung verwiesen: Alles sei formal geregelt und dieser Vorstand habe sich entsprechend zu verhalten.⁴¹ Wie der weitere Verlauf der Gruppendiskussion zeigt, gibt es in diesem Fechtverein immer mal wieder Schwierigkeiten bei der Form und Frist der Einladung und der korrekten Protokollierung von Vorstandssitzungen. Steuererklärungen erweisen sich als kaum zu bewältigendes Arbeitspaket. Und auch wenn die Satzung sicherlich vorsieht, dass die Mitgliederversammlung die Arbeit des Vorstands kontrolliert, so deuten die Vorstandsmitglieder in der Diskussion an, dass sie sich aufgrund der vielfältigen Regularien, die nicht immer ganz einfach einzuhalten sind, eine nicht allzu kritische Mitgliederbasis wünschen. Das Sporttreiben tritt in solcherlei Schilderungen absolut in den Hintergrund, wenngleich implizit immer klar ist, dass es ohne die Form des Vereins eben vor Ort auch kein solches gemeinsames Sporttreiben gäbe. Insofern wird die Erfüllung der vielen rechtlichen Vorgaben als notwendiges Übel erzählt, das eben im Sinne des Sports erledigt werden muss.

41 Grundsätzlich lässt sich das Engagement in Vorständen von Vereinen und Verbänden durchaus in verschiedenen Engagementfeldern vergleichen. Gerade im Blick auf Themen wie die Verwaltung von Finanzen und Liegenschaften zeigen sich Ähnlichkeiten zwischen dem Engagement im Vorstand von (Sport-)Vereinen und der Mitarbeit in kirchlichen Gremien. Hieran lässt sich erneut unser Forschungszugang verdeutlichen: Im systematischen Vergleich zeigen sich neben den inhaltlichen Ähnlichkeiten die unterschiedlichen feldspezifischen Darstellungsweisen der Engagierten: So erzählen Engagierte aus Sportvereinen die Vorstandsarbeit eher als mühselige und sportfremde Strukturbildung in Kontrast zur Freude am Sport als Selbstzweck, während Engagierte aus Kirchengremien eher von Konflikten aufgrund von unterschiedlichen Logiken von Kirchengemeinde erzählen (vgl. Kapitel 4 Unterschiedliche Logiken im Kirchenengagement: Engagement zwischen Gemeinschaft, Bewegung und Organisation). Engagementfeldübergreifend verbringen Vereinsvorstände durchschnittlich etwa 6,5 Stunden mit der Erledigung solcher bürokratischen Aufgaben (Normenkontrollrat Baden-Württemberg 2019, S. 8).

Das Spannungsverhältnis zwischen dieser Arbeit an der Struktur (als notwendigem Übel) und der Begeisterung für das Sporttreiben und die Gemeinschaft im Verein lässt sich anhand dieser Gruppendiskussion im Fechtverein besonders gut zeigen: Wie sehr die Vereinsvorstände ihren Sport und die Gemeinschaft in der Halle lieben, konnte der Interviewer im Verlauf der Diskussion, die während der Trainingszeit in der Halle stattfand, vielfach erleben: Er beobachtete ein permanentes Zuwinken und Abklatschen zwischen den Befragten und den anwesenden Vereinsmitgliedern, das in der Gruppendiskussion mit der Bemerkung kommentiert wurde, dass man abends kaum vor 22 Uhr aus der Halle komme, weil immer noch jemand quatschen müsse (vgl. ebd., Z. 789 ff.). Mit Emphase wird auch von einem Trainer gesprochen, der wie „der Rattenfänger von Hameln“ (ebd., Z. 364) die Leute einfach begeistere und bei der Stange halte. Dass die Arbeit im Vorstand hier eher ein Mittel zum Zweck (nämlich dem Selbstzweck des Sports) darstellt, zeigt sich wiederum daran, wie eine Diskussionsteilnehmerin die „Prioritäten“ (ebd., Z. 393) ihres Engagements betont: „Ich will, dass hier Leben in der Bude ist, und ich will/ich bin motiviert, weil die Leute fechten und weil die sich begeistern“ (ebd., Z. 394–396). Homolog dazu bescheinigen sich die Engagierten in der Diskussion eine Arbeitsweise der „Hemdsärmeligkeit“ (ebd., Z. 377), in der die legalistischen und formalen Anforderungen (etwa die der eingangs erwähnten Satzung) nicht immer korrekt eingehalten werden. Luhmann (1964) beschreibt mit dem Begriff der „brauchbaren Illegalität“, dass solche formal inkorrekten Verhaltensweisen für Organisationen durchaus „brauchbar“ (ebd., S. 304) sein können. Kontrovers diskutiert wird und letztlich offen bleibt dabei die Frage, ob dieser Arbeitsmodus auch in Zukunft fortgesetzt werden kann und soll. In dieser Diskussion dokumentiert sich anschaulich das Spannungsverhältnis zwischen der Freude am gemeinsamen Sport als eigentlichen (Selbst-)Zweck und der Arbeit an der Bildung und Erhaltung von Strukturen, die ihn erst ermöglichen und auf Dauer stellen sollen.

In Spannung gerät die Begeisterung für das Sporttreiben auch zu den Herausforderungen, die sich aus der Akquise von Fördermitteln und der Verwaltung von Finanzen ergeben. Dies lässt sich am Beispiel des Präzisionssportlers Sören gut darstellen. Weiter oben wurde bereits geschildert, wie er mit Begeisterung von der ersten Deutschen Meisterschaft in seinem Sport erzählt hat. In seinen Augen sei diese Meisterschaft trotz des finanziellen Misserfolgs erfreulich gewesen, vielleicht gerade auch deswegen, weil sich der bürokratische Aufwand im Rahmen gehalten habe. An anderer Stelle erzählt er von einer späteren Meisterschaft, die er damals in leitender verbandlicher Funktion verantwortet habe. Dabei betont er die Diskrepanz zwischen finanziellem Erfolg und der Mühseligkeit der dazu notwendigen Arbeit:

„Ich hab' 2012 noch 'ne Deutsche Meisterschaft in C-Stadt verantwortlich geleitet. Ähm die war konzeptionell voll durchgeplant. [...] Ähm es war 'n hoher organisatori-

scher Aufwand mit ganz, ganz viel Bürokratie, äh wenig Spaß, weil ich hab' da wirklich viel zu tun gehabt und zu wenig Mitstreiter, (.) und äh mit 'nem finanziellen Erfolg von 10.000 Euro Plus [mhm] im Gegensatz zu damals Spaß aber 'n finanzielles Minus. [mhm] Und da hab' ich mir gedacht, ich hab' da halt eben 'n Haufen Aufwand gehabt, viel Ärger mit der Bürokratie. Äh ich hab' Fördergelder ähm äh geneuert (.) ähm mit dem ganzen äh Drumherum, dass man also aufwändige Anträge stellen muss. Dann muss man 'nen Verwendungsnachweis äh aufwendig führen. (.) Hab' dann den Erfolg gehabt, dass also die/die Veranstaltung selber, die ist spitze gelaufen. Ähm wir hatten 'ne gute Sport/äh 'n Sportergebnis, also es war/war auch ganz hohes Niveau. (.) Und wir haben 10.000 Euro Plus gemacht, und zum Schluss hab' ich mich gefragt, ja, die 10.000 hab' ja nicht ich, die hat ja jetzt der Verband.“ (Interview 63-S Sören, Z. 294–316)

Sören stellt hier die Arbeit an der Bürokratie und am finanziellen und sportlichen Erfolg in Gegensatz zum Spaß. Weiter oben hat er von einer finanziell erfolglosen, dafür persönlich angenehmen Meisterschaft dreißig Jahre zuvor geschwärmt. Hier haben wir es 2012 nun mit einer finanziell erfolgreichen und gut konzipierten Meisterschaft mit gutem Sport zu tun – aber eben mit viel Arbeit und wenig Spaß. In seiner Funktion als freiwillig engagierter Verbandsrepräsentant habe er dieses Ereignis im Sinne des Sports organisiert und dabei erleben müssen, wie sehr sich die Bürokratie verselbstständigt habe (Anträge, Verwendungsnachweise ...). Auch die Klage über Arbeitsaufwand und organisationale Herausforderungen („zu wenig Mitstreiter“) stehen in Kontrast zu der gemeinsamen Organisation der ersten Meisterschaft dreißig Jahre zuvor. In dieser Erzählweise scheinen es die sportfremden Erwartungen von Fördergeldgeber*innen und Kommunen zu sein, die in das Engagementfeld Sport hineinwirken und den Engagierten seiner Arbeit entfremden.

Insgesamt werden in den verschiedenen Erzählungen über Vorstandsarbeit auf ähnliche Weise Anforderungen von außen geschildert, die das Engagement (mit-)strukturieren: Neben den Vorgaben des Vereinsrechts werden immer wieder das Finanzamt (s. o.), aber auch öffentliche Förderprogramme genannt, für die jeweils Anträge geschrieben und Verwendungsnachweise geführt werden müssen.⁴²

42 Hingegen sei auch angemerkt, dass wir in einem Interview mit einem Sportfunktionär und Lokalpolitiker erzählt bekamen, wie reibungslos solche Verbindungen zwischen Sport und Politik laufen können, wenn Funktionär*innen in beiden Bereichen – der Vorstandsarbeit und der Politik – vernetzt sind. Damit soll kein Plädoyer für solche Verbindungen gehalten werden. Es soll lediglich darauf hingewiesen werden, dass wir diese Außenbeziehung des Sports in den Interviews nicht nur problematisierend erzählt bekommen haben.

b) Organisationsentwicklung im Konflikt zwischen Vorstand und Vereinsmitgliedern

Bemerkenswert an den Vorstandserzählungen im Sport ist die Relation zwischen dem Vorstand und den Mitgliedern des Vereins.⁴³ In mehreren Interviews wird Ähnliches erzählt: dass der Vereinsvorstand eine eigene Idee zum Wohle des Gesamtvereins entwickelt habe, die von Teilen der Mitgliedschaft aber abgelehnt worden sei. So erzählt etwa die Engagierte Silke von einer Satzungsänderung zur Implementierung eines hauptamtlichen Geschäftsführers, der angesichts der vielfältigen Aufgaben wie dem regelmäßigen Einholen von polizeilichen Führungszeugnissen oder dem Einhalten bestimmter Verordnungen notwendig sei (Interviews 24-S Silke, im Kampfsport; vergleichbar auch 63-S Sören, im dörflichen Sportverein). Die Engagierte Sandra beschreibt auf ähnliche Weise, wie sie mit ihrem Vorstand in vielen Arbeitsstunden eine Spielgemeinschaft zwischen mehreren Dörfern entwirft und mit den beteiligten Akteur*innen bespricht, um den Spielbetrieb für die Jugendklassen angesichts zurückgehender Spieler*innenanzahl aufrechterhalten zu können (Interview 47-S Sandra, im Handball). Die Engagierte Susanne schließlich erzählt von der Einrichtung einer Ehrenamtskoordination zur besseren Verteilung und Einweisung von engagierten Vereinsmitgliedern bei anfallenden Aufgaben (Interview 36-S Susanne, im Hockeyverein). In all diesen Beispielfällen haben Vorstände versucht, Innovationen in ihre Vereine hineinzutragen, um im Sinne des Gesamtvereins bestimmte Veränderungen herbeizuführen oder (aus ihrer Sicht) bestehende Mängel zu verbessern. Die Entwicklung von Ideen wird dabei als eine zwar anstrengende, aber eben auch notwendige und durchaus befriedigende Arbeit erzählt. Demgegenüber wird es regelmäßig als eine frustrierende Entwertung der eigenen Arbeit erzählt, wenn die gut gemeinten und gründlich erdachten Vorschläge von den Vereinsmitgliedern – zumeist bei Abstimmungen auf Mitgliederversammlungen – nicht mitgetragen und/oder mitunter bereits im Vorfeld unterminiert werden. In diesen Erzählungen wird die Beziehung zwischen Vorstand und Mitgliedern so erzählt, als müsse der Vorstand die Allgemeininteressen des Vereins gegen die Partikularinteressen von einzelnen Gruppen vertreten: seien es konkrete Sparten innerhalb des Vereins oder schlicht gut vernetzte Cliquen beispielsweise eines ehemaligen Vorstands.

Auch jenseits von Kampfabstimmungen über konkrete Modernisierungsvorschläge problematisieren Engagierte in Vorständen häufig ihre Positionierung innerhalb des Vereins: Der Klettervereinsvorstand Samuel bringt es im Interview folgendermaßen auf den Punkt: „Aber sehr häufig hört man eben auch äh die-

43 Dies unterscheidet die von uns erhobenen Erzählungen von Engagement im Vorstand in Sportvereinen von jenen in Kirchengemeinden, bei denen wir diese Art von Konflikten zwischen Vorstand und den Mitgliedern nicht gehört haben.

ses: (.) ,Boah, ihr seid der Vorstand. Jetzt macht doch mal!' Und/und man kann's sowieso nie irgendwem recht machen, ja?' (Interview 59-S Samuel, Z. 538–541). Mit diesem Vorwurf wird umgekehrt das Gros der Mitglieder kritisiert, welches schlicht Aufgaben und Veränderungswünsche an den Vorstand delegiere, ohne dabei selbst Verantwortung zu übernehmen oder unterstützend mitzuwirken.

In der Zusammenschau wird die spezifische Position des Vorstandes damit gleich in mehrfacher Hinsicht als mühsam und belastend erzählt: vom Tragen der Verantwortung für den Verein und dessen Entwicklung, über die Auseinandersetzung mit sportfremden sowie oft bürokratischen Anforderungen und Aufgaben bis hin zu einem tendenziell ambivalenten Verhältnis zu den Vereinsmitgliedern, die ebendiese Arbeit an den Vorstand delegieren und zugleich überwachen.

5.2.4 Zur Ambivalenz der Arbeit an Strukturen

Zunächst lässt sich feststellen, dass die Arbeit an und in den Strukturen nicht nur notwendige Grundlagen für das Sporttreiben schafft und erhält, sondern dass sie den Engagierten auch Möglichkeiten zur Gestaltung und Weiterentwicklung ihres Vereines und ihrer Sportart bietet:

- mit neuen *Trainingsmethoden* können sie das Erlernen bestimmter Bewegungen erleichtern oder zu einem verbesserten Körpergefühl beitragen (dies wird etwa im Interview 21-S von der Turnteamerin Sabrina ausführlich beschrieben), ähnlich wie sie mit neuen *Spielsystemen* in der Jugendarbeit die Ausbildung verbessern (dies wird in Interview 53-S von Severin für den Fußball geschildert);
- mit *Organisationsentwicklung* können sie zu einer besseren Einbindung oder Wertschätzung von Ehrenamtlichen (Interview 36-S mit Susanne), einer professionellen Abwicklung von Bürokratie (die Interviews 25-S mit Silke und 63-S mit Sören) sowie dem Überleben ihres Vereins in einer größeren Spielgemeinschaft (Interview 47-S mit Sandra) beitragen;
- und auch mit der Arbeit an *Liegenschaften* und *Infrastruktur* können sie Wesentliches gestalten: Im Interview 63-S mit Sören geht es um Flutlichtanlagen, Mannschaftsbusse und Sportplatzbelegungen, im Interview 36-S mit Susanne um die Pflege eines ganzen Vereinsgeländes, im Interview 25-S mit Silke um die Renovierung eines mehrstöckigen Trainingsgebäudes und im Interview 59-S mit Samuel um die Errichtung einer Kletterhalle.

Eine gewisse Ambivalenz ist dieser Arbeit an den Strukturen allerdings dadurch eingeschrieben, dass sie den Trainer*innen und Vereinsvorständen nicht nur Möglichkeiten eröffnen, sondern ihre Begeisterung für das Engagement im Sportverein gleichzeitig auch begrenzen oder gar ganz beenden kann. Die Gestaltungsmöglichkeiten der Engagierten werden nicht zuletzt dadurch einge-

schränkt, dass sie in ihren Tätigkeiten auf andere angewiesen sind, die ihre Pläne und Vorhaben nicht immer unterstützen. Sie beklagen, dass Kinder unregelmäßig zum Training kommen, dass Eltern dieses als preiswertes Betreuungsangebot nutzen und dass bestimmte Gruppen – die Interviewten sprechen von „Klüngel“ oder „alteingesessene Gefüge“ – bei Entscheidungsprozessen und Abstimmungen dominieren. Gerade (ehemalige) Engagierte in Vorständen machen im Interview besonders deutlich, dass in ihren Vereinen bestimmte *Entscheidungsprogramme* und *Organisationskulturen* etabliert sind, gegen die sie mit ihren Strukturbildungsabsichten ankämpfen mussten (für die kursiven Begriffe vgl. Borggrefe et al. 2012, S. 314 ff.).

Wenn wir nun mit einem sozialtheoretischen Vokabular feststellen, dass Strukturen verfestigte Beziehungsmuster sind und im Sport etwa Trainingsangebote, Qualifizierungen, Vereine und Verbände, aber auch Gebäude und Plätze die Beziehungen strukturieren, dann bedeutet dies, dass die in diesen Strukturen handelnden Akteur*innen ihre Beziehungen nicht immer neu aushandeln können. Vielmehr müssen sie sich den etablierten Beziehungen gewissermaßen unterwerfen und deren Anforderungen, beispielsweise im Blick auf das Einberufen von Mitgliederversammlungen erfüllen. Das bedeutet aber auch, dass die Akteur*innen hier nicht in erster Linie als Individuen, sondern vielmehr in ihrer jeweiligen Rolle adressiert werden: etwa als Trainer*innen, denen Kinder zur Betreuung vorbeigebracht werden, oder als Vorstände, die von den Vereinsmitgliedern pauschal kritisiert werden („Der Vorstand müsste mal ...“) und die auch für externe Akteur*innen wie das Finanzamt als Ansprechpartner*innen geradestehen müssen.

5.3 Zusammenfassung

Deutlich geworden ist das spezifische Spannungsverhältnis, das Erzählungen über Engagementverläufe in Sportvereinen prägt: Da ist die Begeisterung für den gemeinschaftlich betriebenen Sport, die eigene Bewegung und die Bewegung anderer, die sich zunächst selbst genügt, dann aber auch an das Engagement bindet. Im Kontrast dazu wird erzählt, wie die eigene Arbeit an der Struktur rund um den organisierten Sport dieser Freude abträglich wird: Sei es die Verwaltung von Liegenschaften, die Konzeption und Verantwortung von Trainingsangeboten oder das Vorhalten einer rechtlichen Körperschaft. Diese Arbeit an der Struktur tritt in Konkurrenz zur Freude am Sport; Konflikte in ersterem trüben die Freude aus letzterem.

Mit diesem Spannungsverhältnis nehmen wir den Sport ein wenig anders in den Blick, als es eine Verbandsperspektive nahelegen würde. Während der organisierte Sport mit dem Slogan „Sport ist im Verein am schönsten“ den Sport nicht ohne die Strukturen denken mag und die Ambivalenz im Engagement in

Sportvereinen dadurch auch prinzipiell verschleiert, zeigen die von uns erhobenen Interviews die Spannung auf, die sich offensichtlich auch nicht ohne Weiteres auflösen lässt: Weil es das Jugendtraining gibt, ist eine frühe Begeisterung für den Sport möglich. Auch weil Sportvereine ihren Mitgliedern ein vergleichsweise günstiges Betreiben ihrer Sportart ermöglichen und finanzielle Belastungen auf viele Schultern verteilen, ist Vereinssport attraktiv. Aber weil eben auch jemand die mit dem Vereinssport verbundenen Aufgaben übernehmen muss, ist die Freude am Sportengagement nicht gänzlich ungetrübt. Daran zeigt sich, dass die Strukturbildung und -verwaltung im Sport eine wesentliche Voraussetzung für dessen Attraktivität darstellen und zugleich dem Engagement abträglich sein können: In jedem Fall werden sie eben nicht durch die gleichen „in-process benefits“ (Schimank 2006, S. 93) getragen wie das Sporttreiben.

Im Vergleich mit den Erzählungen aus den anderen Engagementfeldern wird deutlich, dass diese Verantwortung für die Bildung und den Erhalt der Strukturen spezifisch für das Engagement in Sportvereinen ist. Auch das Engagement in den anderen Feldern wird durchaus als zeitintensiv und erschöpfend erzählt, der Fokus liegt jedoch auf anderen Aspekten. In den Wohlfahrtsverbänden erzählen sich die Engagierten eher auf einzelne Personen konzentriert, über die Strukturen der Verbände können sie nicht bestimmen. In den vergleichsweise kleinen Umweltinitiativen haben sie viel Verantwortung und können viel mitbestimmen – sie konzentrieren sich jedoch auf einzelne, zeitlich begrenzte Aktionen. Die Bildung von auf Dauer angelegten Vereinsstrukturen spielt hier im Vergleich eine viel geringere Rolle. Am ehesten ließen sich Ähnlichkeiten zu Kirchengemeinden denken. Auch diese leben von einer persönlichen Überzeugung und benötigen ebenfalls Strukturen für die Vergemeinschaftung und die Weitergabe von Überzeugungen. Allerdings übernehmen hier die Pfarrpersonen eine wichtige Rolle, was wiederum zu anderen Konflikten führen kann. Der Vergleich zwischen den Erzählungen zu Kirchengemeinden und Sportvereinen macht deutlich, dass die Engagierten aus den Sportvereinen sehr viel mehr über Arbeit an der Struktur erzählen und mehr verschiedene Verantwortlichkeiten und Aufgaben berichten, nicht zuletzt durch die Bereitstellung unterschiedlicher Angebote für verschiedene Sportsparten, Alters- und Leistungsgruppen.⁴⁴ Die vergleichsweise hohe Zahl der deshalb notwendigerweise zu vergebenen Rollen und Aufgaben scheint uns das Engagement in Sportvereinen stärker herauszufordern als dasjenige in den Kirchengemeinden.

44 Der Vergleich zwischen der Arbeit an Strukturen in unterschiedlichen Engagementfeldern macht auch deutlich, dass die evangelische Kirche in ihrer Struktur sehr viel stärker von Engagierten abhängt als die katholische Kirche.

6. Engagement in Umweltinitiativen zwischen Umweltbewusstsein und Kompetenzanspruch

Im Unterschied zu den bisherigen Kapiteln benötigt das folgende Kapitel einen Disclaimer: In der empirischen Sozial- und Bewegungsforschung ist bekannt, dass das Engagement in politischen Bewegungen und Initiativen insbesondere von Personen geleistet wird, die über eine höhere formale Bildung verfügen. Auch im internationalen Vergleich wird deutlich, dass Umweltaktivismus ein Phänomen besonders der gebildeten Mittelschichten ist (Dalton 2015; Giugni und Grasso 2015; Moor et al. 2021; Freymeyer und Johnson 2010; Ganzevoort und van den Born 2020). Für das freiwillige Engagement in Umweltinitiativen muss somit hervorgehoben werden, dass der Kreis der hier engagierten Personen sozial sehr (selbst-)selektiv ist. Während sich hinsichtlich der Besorgtheit um den Schutz der Umwelt keine Unterschiede zwischen den sozialen Schichten mehr nachweisen lassen (Hartmann und Preisendörfer 2021), fühlen sich Menschen mit höheren Bildungsabschlüssen eher angesprochen, sich politisch zu engagieren und kennen die Spielregeln im Politikbetrieb besser.⁴⁵ Es ist uns im Erhebungsverfahren nicht gelungen, diese im Umweltinitiativbereich bestehende soziale Ungleichheit in der Auswahl der Teilnehmenden an unserer Studie zu unterlaufen. In diesem Sinne repräsentiert unser Sample die Zusammensetzung des Feldes.

Eine Vertrautheit der Befragten mit den Spielregeln des Politikbetriebs lässt sich in unseren Interviews auch daran ablesen, dass sich im Interview niemand über politische Verfahren als solche beschwert hat: Dass beispielsweise Gesetze komplizierte Namen haben oder dass für Beteiligungsverfahren spezielle Gutachten erstellt werden müssen, schien den Interviewten keiner weiteren Kommentierung wert. Vielmehr erwähnten sie diese Dinge, als seien sie ganz normal. Dies sagt u. E. nicht nur etwas über die Kompetenzen dieser Engagierten im Umgang mit Gesetzestexten, politischen Verfahren und Ähnlichem aus, sondern auch et-

45 Diese Voraussetzungen für ein politisches Engagement nennen Visser et al. (2023). Anhand einer empirischen Studie in Rotterdam/NL über die geringere Beteiligung von Menschen mit niedrigen Bildungsabschlüssen an Bürger*inneninitiativen arbeiten sie heraus, dass es weniger fehlende Zeit oder fehlende andere Ressourcen sind, die Menschen von einem politischen Engagement fernhalten, sondern eher Gründe, die in gesellschaftlichen Hierarchien verortet sind: d. h. Misstrauen oder Antipathie der Politik gegenüber oder schlicht eine Geringschätzung von Bürokratie.

was über das Engagementfeld der Umweltinitiativen: In diesem Feld werden solche Kompetenzen vorausgesetzt.

Diese Anmerkungen zur Voraussetzung von spezifischen Kompetenzen im umweltpolitischen Engagement und der damit einhergehenden sozialen Ähnlichkeit der von uns Befragten vorweggeschickt, kann im Folgenden gezeigt werden, dass sich auch das Engagement in Umweltinitiativen durch eine spezifische Spannung auszeichnet. Deutlich wird zunächst ein (geteiltes) *Umweltbewusstsein* der Engagierten, das den Erzählungen implizit zugrunde liegt und an das Engagement bindet (1): Wenngleich die geschilderten Engagements verschiedene Themen wie Luftverschmutzung, Flächenverbrauch oder Energiegewinnung adressieren, teilen die Engagementgeschichten dabei einen ähnlichen umweltpolitischen Horizont. So erzählen die Interviewten nicht nur ihr Engagement, sondern auch ihr alltägliches Handeln als eines, das die natürlichen Voraussetzungen des menschlichen Lebens auf der Erde in den Blick nimmt und einen unbedachten Ressourcenverbrauch oder Raubbau an der Natur zu vermeiden sucht – im Gegensatz zu all jenen Handlungsweisen (z. B. der Kohleverstromung etc.), gegen die sich ihr Engagement richtet. Insofern wird in den Engagementgeschichten mit dem Eintreten *für* umweltbewusstes Handeln zugleich ein Eintreten *gegen* andere Interessen und Handlungsweisen erzählt. Damit wird in den Erzählungen immer auch ein gesellschaftlicher Horizont aufgespannt, in dem das eigene Handeln seinen Sinn erhält: An das Engagement binden demnach nicht nur die abstrakte Vorstellung einer zu erhaltenden Umwelt, sondern auch konkrete Ziele (z. B. mehr Fahrradwege oder nachhaltigere Energiequellen), die den Engagierten wichtig sind und die in der Auseinandersetzung mit politischen Gegner*innen erreicht werden sollen.

Demgegenüber zeigen sich in unserer Analyse auch die abträglichen Seiten des Engagements in Umweltinitiativen: Die Erzählungen von Umweltengagierten sind geprägt von Reflexionen über die enormen Ressourcen, die für ein erfolgreiches Engagement notwendig sind. Um in der politischen Öffentlichkeit mitreden und gesellschaftliche Veränderungen (gegen Widerstände) anstoßen und durchsetzen zu können, benötigen die Engagierten viel Zeit und Wissen (2). Im Rahmen unserer vergleichenden Analyse scheint freiwilliges Engagement im Feld der Umweltinitiativen damit auch am stärksten auf konkrete Ziele sowie strategisches und effektives Handeln ausgerichtet.

Hinsichtlich der Spannungsverhältnisse, die unserer Studie ihren Namen geben, scheint es, als diskutierten die Engagierten in diesem Feld mehr noch als in anderen Feldern das Dilemma, dass ihr jeweiliges Engagement nach eigenem Dafürhalten einerseits dringend gebraucht werde, dass sie es aufgrund ihrer begrenzten Ressourcen andererseits allerdings nicht mehr leisten könnten. In dieser Auseinandersetzung mit den Ressourcen der Engagierten spielen politische Gegner*innen – an die sich das Bewegungsentagement richtet – eine zentrale Rolle. Im Unterschied zu den bisher beleuchteten Engagementfeldern ist die Fi-

gur eines Gegners bzw. einer Gegnerin im Umweltinitiativengagement konstitutiv. So orientieren sich die Engagementgeschichten typischerweise an der (effektiven) Organisation von Gegenmacht zu etablierten Akteur*innen in Politik, Verwaltung oder Öffentlichkeit.

Im Folgenden zeigen wir zunächst, wie ein Bewusstsein für umweltpolitische Belange einen positiven (und oft selbstverständlichen) Bezugspunkt in den Engagementgeschichten darstellt. Anschließend beschreiben wir, wie das Engagement in Umweltinitiativen durch die enormen Anforderungen an die Kompetenzen und Zeitressourcen der Engagierten unter Spannung gerät.

6.1 Umweltbewusstsein und die Attraktivität der Ziele binden an das Engagement

Im Vergleich der verschiedenen Schilderungen von (ehemaligen) Engagierten aus Umweltinitiativen hat uns zunächst überrascht, wie wenig sie von Streit in der Sache erzählen. Angesichts aktueller Debatten hätten wir durchaus erwartet, dass es in den Initiativen (ähnlich wie in Kirchengemeinden) Uneinigkeit über die konkreten Ziele des gemeinsamen Engagements oder über die Art und Weise ihrer Realisierung gebe.⁴⁶ So wird zumindest in den eher linken Medien derzeit eine Debatte darüber geführt, ob Klimaproteste radikaler werden müssten oder nicht,⁴⁷ wobei sich die Argumente aus der Debatte über militanten Protest in der Anti-AKW-Bewegung wiederholen (Pettenkofer 2014). In den von uns erhobenen Erzählungen ist ein solcher Dissens über die Art und Weise des umweltbewegten Engagements allerdings weitgehend ausgeblieben.

Um an das Engagement zu binden, genügt eine solche Abwesenheit von Dissens und Streit allein jedoch noch nicht. Hier zeigt sich eine weitere Ähnlichkeit zwischen den Erzählungen: Im Vergleich mit Erzählungen über andere Engagementfelder wird die Sinnhaftigkeit des Engagements hier weit weniger ausführlich hergeleitet und besonders schöne Momente des Engagements werden weniger deutlich hervorgehoben (auch wenn es sie durchaus gibt). Vielmehr wird das,

46 Streng genommen verdeckt der Oberbegriff „Umweltbewegung“ die z. T. gegensätzlichen Strategien einzelner Teile der Bewegung. Folgende Ausprägungen werden in der Literatur diskutiert und auch in unseren Interviews thematisiert: 1. ein radikaler Aktivismus, beispielsweise kombiniert mit einer Wachstumskritik; 2. eine vergleichsweise weniger radikale Nachhaltigkeitsbewegung, die sich beispielsweise in der Nutzung nachhaltiger Verkehrsmittel oder Energien äußert; zuletzt 3. der Naturschutz, der prinzipiell auch eine konservative Politik darstellen könnte (vgl. Dalton 2015; Giugni und Grasso 2015).

47 Folgende Akteure werden zum Zeitpunkt der Drucklegung dieses Buches immer wieder genannt und hinsichtlich ihrer Strategien und Trägergruppen verglichen: Fridays for Future, Ende Gelände, Extinction Rebellion, Letzte Generation. Für einen Vergleich der beiden Erstgenannten s. etwa Ruser (2020).

was an das Engagement bindet, in den Erzählungen eher implizit vorausgesetzt und scheint auch dem jeweiligen Engagement zumeist vorgängig: Als bindend zeigen sich im Vergleich der Erzählungen ein (geteiltes) Umweltbewusstsein, eine Begeisterung für umweltbewusste Praktiken sowie die angestrebten Ziele bzw. die (in Aussicht stehenden) Erfolge des Engagements.

Sowohl die Einzelinterviews als auch die Gruppendiskussion werden auf ähnliche Weise durch ein Bewusstsein für umweltpolitische Belange getragen, das den Erzählungen meist implizit zugrunde liegt: Dass all jene Praktiken problematisch sind, die beispielsweise im Verkehr, in der Energiegewinnung oder im Konsum von einer intensiven Nutzung natürlicher Ressourcen abhängen, wird in den Erzählungen beinahe als eine Selbstverständlichkeit vorausgesetzt, die keiner Erläuterung bedarf. Diese Ähnlichkeit zwischen den Erzählungen über Umweltengagement ist vielleicht nicht unbedingt überraschend, aber dennoch bemerkenswert. Die Engagierten teilen ein Bewusstsein für das komplexe Verhältnis, in dem Einzelne sowohl zueinander stehen (und gesellschaftliche Verhältnisse reproduzieren) als auch zur Natur stehen, indem sie Ressourcen verbrauchen und Vorstellungen von deren Verfügbarkeit haben. Sie scheinen sich also bewusst zu sein, dass der Mensch nicht unabhängig ist: Er ist Teil von Gesellschaft, die wiederum nicht ohne Natur zu denken ist. Um das Bewusstsein für dieses Verhältnis zu benennen, adaptieren wir für unsere Forschung den mittlerweile etwas veralteten Begriff des Umweltbewusstseins.⁴⁸ Wir nutzen ihn als eine Art Oberbegriff für unterschiedliche normative Fluchtpunkte und verschiedene Grundannahmen zum Verhältnis zwischen Mensch, Gesellschaft und Natur in den Engagementserzählungen: Manche Engagierte formulieren ein eher romantisches Naturverständnis und wollen die Schönheit der Natur bewahren. Andere argumentieren, der Mensch könne die Dinge schon ändern und mit umweltschonende(re)m Verhalten zu Verbesserungen beitragen. Wiederum andere Engagierte führen Umweltzerstörung auf gesellschaftliche Strukturen wie Mobilitätssysteme oder kapitalistische Steigerungslogiken zurück. Bei aller Varianz, die sich hier in den Erzählungen findet, teilen sie doch eine ähnliche Prämisse: dass die Beziehungen zwischen Mensch, Gesellschaft und Natur relevant sind und der Umgang mit den natürlichen Grundlagen gesellschaftlichen Handels kritisiert und verändert werden muss. Dabei muss dieses Umweltbewusstsein in den Erzählungen gar nicht lange ausgeführt werden: Vielmehr ist es ein (impliziter) Orientierungsrahmen, der die Erzählungen strukturiert und in dem das geschilderte Engagement überhaupt erst (s)einen Sinn erhält.

Eine weitere Ähnlichkeit zwischen den erhobenen Interviews ist die Attraktivität, welche die Engagierten umweltbewussten Praktiken zuschreiben. Sie

48 Zum Begriff des Umweltbewusstseins vgl. auch die Studien des Umweltbundesamtes. Zur Definition, die noch aus den 1970er Jahren stammt und gleichermaßen Problembewusstsein wie Aktionsbereitschaft meint, vgl. Bauske und Kaiser (2019, S. 21 f.).

erzählen umweltbewusstes Verhalten nicht nur als wichtig, sondern auch als eine positive Erfahrung: Die Stadt mit dem Fahrrad statt aus dem Auto heraus zu erleben, ermögliche eine ganz neue Form der Kommunikation in Städten, schwärmt etwa Urban (Interview 35-U Urban, Z. 684–697). Das Leben ohne Braunkohlekraftwerk in der Kommune bedeute gleichzeitig auch die Umsetzung des christlichen Auftrags zur „Bewahrung der Schöpfung“, betont Ullrich (Interview 28-U Ullrich, Z. 49 f.). Und für Ulf gebe der Einsatz für eine Umweltinitiative dem ganzen Unmut über politische Herrschaftsverhältnisse in deutschen Kohleregionen wie auch über globale Ausbeutungsverhältnisse ein „Ventil“ (Interview 49-U Ulf, Z. 322–421, für das Zitat, Z. 365).⁴⁹ Entgegen einer medial transportierten Perspektive auf Umweltschutz, welche diesen oft mit Verbot, Verzicht oder Gewalt assoziiert, erzählen sich die befragten Engagierten als von umweltbewussten Praktiken begeistert.⁵⁰ Auch diese Begeisterung orientiert die Erzählungen und gibt ihnen bzw. dem erzählten Engagement ihren Sinn. Somit bindet etwa auch die Freude am Fahrradfahren an das Engagement für mehr Fahrradwege.

Sowohl das Umweltbewusstsein als auch die Freude an umweltverträglichen Praktiken gehen dabei weit über das konkrete Engagement hinaus. Sie kommen in den Erzählungen nicht nur dann zum Ausdruck, wenn das Engagement thematisiert wird, sondern meist auch in Schilderungen über den Alltag oder über biografische Erfahrungen. Dies zeigt sich beispielsweise im Interview mit Ursula, einer ehemaligen Aufsichtsrätin in einer ehrenamtlich organisierten Energiegenossenschaft. „Umweltschutzaspekte“ werden hier vom Interviewer angesprochen und (erst) dann von Ursula vergleichsweise ausgiebig thematisiert. Auf die Frage, welche Rolle Umweltschutz denn für die spiele, sagt sie:

„Ne große, (.) würd' ich sagen. Also ich/ich versuche, (.) mh mich auch außerhalb von der Ge- Energiegenossenschaft ähm (.) eben so sagen wir mal umweltbewusst wie möglich zu verhalten. Ich will jetzt nicht [mhm] sagen, dass ich nur Fahrrad fahr',

49 Alternative Lesarten zum Material lauten, dass die Engagierten im Umweltbereich alle ihr Engagement auf der guten Seite positionieren. So richtig eine solche Beobachtung ist, so erwartbar ist sie in einem derart normativen, moralisch aufgeladenen Kontext auch. Tatsächlich stellt diese Selbstpositionierung auch keine Sonderstellung des Umweltinitiativengagements dar: Auch in anderen Handlungsfeldern wird uns das eigene Engagement als besonders gut (weil kreativ, aufopferungsvoll, unkonventionell ...) erzählt. Zu den vermeintlich Guten zu gehören ist somit kein ausschließliches Merkmal von Erzählungen im Umweltbereich.

50 In einer quantitativen Studie zu Umweltengagement in den Niederlanden fanden Ganzevoort und van den Born (2023) ganz ähnlich zu unserer Studie, dass sich Umweltengagement aufspanne in bindende und abstoßende Faktoren, wobei zu den bindenden u. a. attraktive Aspekte, wie der Spaß an den Aktivitäten, das Gemeinschaftserlebnis in der Gruppe sowie das Agieren in der Natur gehörten. Insgesamt beschreiben sie also ebenfalls einen positiven Naturbezug, der insbesondere von Einschränkungen bei Autonomie und Kompetenz im Umweltengagement getrübt werde.

(mit hoher Stimme) ich hab' auch 'n Auto. Das verleiht' [mhm] ich aber zum Beispiel gerne, ähm wenn ich's nicht brauche. (.) [...] Ich versuche so, (.) ähm mit Bio-Einkauf und möglichst äh an Klamotten irgendwie äh äh nachhaltig zu sein, weil ich's nicht verschwenden will, ich bin Vegetarierin und so.“ (Interview 50-U Ursula, Z. 472–486)

Sichtbar werden in dieser kurzen Passage zahlreiche Verhaltensweisen, die sich als gut oder schlecht bewerten lassen: Das Radfahren ist gut, das (eigene) Auto eher schlecht, weswegen der Hinweis auf das Verleihen wiederum bedeutsam ist: Wenn schon ein Auto besessen wird, dann ist es beispielsweise aus Gründen des Stoffeinsatzes wie auch des Flächenverbrauchs besser, das Auto nicht alleine zu nutzen, sondern zu teilen. Mit Biosiegel zertifizierte Lebensmittel scheinen besser als konventionell angebaute/produzierte Ware, weil dabei weniger synthetische Gifte in die Umwelt gelangen können und Landwirtschaft extensiver betrieben wird. Weniger (Kleider-)Konsum ist prinzipiell nachhaltiger als Fast-Fashion, da weniger produziert und im Produktionsprozess weniger Ressourcen verbraucht werden. Eine vegetarische Lebensweise ist aufgrund des geringeren Tierleids ethischer sowie aufgrund der geringeren Notwendigkeit zur Tierhaltung auch umweltverträglicher. Diese Begründungen werden von Ursula jeweils *nicht* expliziert, sie scheinen ihr selbstverständlich und bleiben dadurch implizit. Ursula präsentiert hier also schlagwortartig alternative Verhaltensmuster im Alltag, die jeweils als gut oder schlecht codiert sind. Dabei nimmt sie für sich in Anspruch, in diesem Möglichkeitsraum diejenige Variante zu wählen, die einen rücksichtsvolleren Umgang mit natürlichen Ressourcen verspricht.⁵¹

Wie breit gefächert umweltverträgliche Praktiken sind, zeigt sich auch in der Gruppendiskussion mit einer Umweltgruppe. Nach dem Kern ihrer Arbeit in der Initiative gefragt, bringt eine Teilnehmerin das Anliegen der Initiative folgendermaßen auf den Punkt:

„Und innerlich steht die [Initiative] eigentlich für so 'ne Form von (.) ä(h)m, ja, partizipativ(e)r ähm, sehr auf Gemeinschaft ausgerichtete ähm Nachhaltigkeit. Also wie können wir das Zusammenleben in der Stadt [...] denn auch gemeinschaftlich ähm gestalten, ohne über unsere Ressourcen hinaus zu leben? So.“ (Gruppendiskussion 7-U, Z. 57–63)

Mit der Betonung von „Partizipation“ und „Gemeinschaft“ wird deutlich, dass es in der Initiative nicht nur um die Förderung von bestimmten umweltschonenden

51 Diese Beobachtung einer recht breiten, potenziell gut-schlecht codierten Erzählweise trifft ebenfalls auf Engagierte zu, die in unserem Sample ansonsten eher untypisch erscheinen, wie der Lehrer Ullrich, der sich eher als „bürgerlich“ und „Wolf im Schafspelz“ erzählt (Interview 28-U Ullrich, Z. 340). Er betont an anderer Stelle, er sei nicht im ADAC, sondern im VCD-Mitglied (vgl. ebd., Z. 885 ff.) und innerhalb der Schule habe er den Antrag gestellt, dass Klassenfahrten grundsätzlich klimaneutral sein sollten (vgl. ebd., Z. 333 ff.).

Praktiken im engeren Sinne, sondern um einen ganzheitlicheren Blick auf das Zusammenleben in der Stadt geht: Umweltschutz bzw. „Nachhaltigkeit“, das alltägliche (Zusammen-)Leben in der Stadt sowie eine partizipative Gestaltung desselben fallen hier also in eins. Als Ort der Manifestation dieses Gedankens wird im weiteren Verlauf von einem Projekt erzählt – der „Eckkneipe des guten Lebens“ (ebd., Z. 314) – das zugleich Second-Hand-Laden, Werkstatt, Meditationsort, Café und Lesecke sei. Darüber hinaus sei es aber auch ein Ort, an dem eine „total breite Range an [...] Engagierten“ (ebd., Z. 379 f.) anzutreffen sei, die „halt unterschiedlicher auch nich' sein könnten“ (ebd., Z. 381 f.). Umweltbewusstes Leben und umweltbewegtes Engagement scheinen uns hier entsprechend eng miteinander verwoben zu sein: Umweltbewusstsein wird anhand von vielfältigen alltäglichen Praktiken dargestellt und das Engagement in Umweltinitiativen wird wiederum als eine Art Zeugnis für die eigene Haltung erzählt.

Darüber hinaus werden die umweltbewusste Haltung wie auch die Freude an umweltbewussten Verhaltensweisen in vielen Erzählungen auch biografisch verortet. Die Engagierten beschreiben etwa, wie sie schon als Kinder Freude am Fahrradfahren entwickelten (Interview 27-U Ulrike), wie sie sich durch Reisen in Länder des globalen Südens ihrer eigenen Privilegien bewusst wurden (Interview 49-U Ulf), wie sie im Laufe ihres Studiums die Gefahren von Atomkraftwerken verstanden haben (Interview 61-U Ulla) oder wie sie in einem bestimmten sozialen Umfeld in politische Initiativen hinein sozialisiert wurden (Interview 26-U Urs; Interview 49-U Ulf).

Wie biografische Erfahrungen mit Umweltbewusstsein in Verbindung gebracht werden, um das eigene Engagement zu begründen, zeigt z. B. die Erzählung von Ulrike, die sich als Radaktivistin in verschiedenen Zusammenschlüssen engagiert(e). Sie beschreibt, wie sehr umweltverträgliche Fortbewegungsmittel wie Fahrrad- und Fußverkehr in ihrer Stadt durch das Auto verdrängt worden seien. Ausgangspunkt dieser Schilderung ist dabei ihre Erinnerung an ihren Schulweg, den sie als Kind mit dem Fahrrad gefahren ist:

„Da gab's 'n breiten Bürgersteig, dann 'n eigenen Radweg. Die waren früher immer so 'n bisschen erhöht [okay] noch. [mhm] Und da bin ich früher zur Schule langgefahren. (.) So, [...] mittlerweile erlaubt, parken da die Autos auf unserem alten Radweg. [ja] und zwar mit noch mehr verlagert auf den Bürgersteig.“ (Interview 27-U Ulrike, Z. 456–463)

Ulrike argumentiert hier mit ihrer Erinnerung als Ausgangspunkt für ihr Engagement. Abstrahiert ließe sich sagen, sie spricht über kontingente Nutzungen von Stadtraum: Der biografische Rückblick zeigt, dass dem Auto nicht immer so viel Platz zugestanden wurde. Die Art und Weise, wie wir für unsere Mobilität auf den Stadtraum zugreifen, ist nicht schon immer so gewesen, sie hat sich verändert. Es gäbe nicht nur in der Gegenwart andere Möglichkeiten – wie von Ursula beschrie-

ben – sondern es gab diese auch schon früher hier vor Ort. Dies ist der Wissensbestand, vom dem ausgehend sie folgende Beobachtung macht:

„Jetzt, die stehen teilweise so/so nah an den Hauswänden, dass die Leute nur noch hintereinander herlaufen können [ja] zwischen Auto und Hauswand. [ja] [...] Dann gibt es 'n Fahrradweg, der aber kein/kein richtiger Fa- keine benutzungspflichtiger Radweg ist, sondern [ja] es sind da nur 'n paar Striche gemalt, [ja] ja, und man fährt daher, aber/so. Natürlich parken dann auch immer noch Autos mit dem einen Bein fast am Haus und mit dem anderen manchmal halb auf'm Radweg.“ (ebd., Z. 463–474)

Mit dem Gegenhorizont ihrer Erinnerung beschreibt Ulrike, dass heute das Auto als zusätzliches Verkehrsmittel hinzugekommen sei und sowohl dem Fuß- als auch dem Radverkehr Platz nehme. Autos dominieren mit ihrem Platzbedarf, weil sie ihn nicht nur in der Bewegung, sondern auch nach der Nutzung beim Parken benötigen. Aus dieser Passage lässt sich eine gewisse Empörung über die Selbstverständlichkeit herauslesen, mit der Autoverkehr heutzutage auch im ruhenden Zustand anderen Möglichkeiten der Fortbewegung den Platz nimmt.

Neben dem Umweltbewusstsein und der Freude an umweltbewussten Verhaltensweisen binden schließlich auch die zu erreichenden Ziele an das Engagement. Wenn es den Engagierten gelingt, solche Ziele zu erreichen, dann schildern sie dies in den Interviews sehr eindrücklich und mit viel Begeisterung. Am ausführlichsten erzählt hierzu Urban. Dieser berichtet begeistert von der Selbstläufigkeit eines direktdemokratischen Verfahrens zur Verbesserung des Radverkehrs in seinem Bundesland. Er habe gemeinsam mit anderen eine Kampagne organisiert und den Kontakt zu den Unterschriftensammler*innen gehalten:

„Und daraus entstand quasi [...] ein neues Gefüge, (.) das so viel Strahlkraft und auch so viel (.) ähm Dynamik entwickelt hat, dass wir wirklich baff waren. [...] Und die Akteure oder die Menschen, die dann (.) vor Ort gesammelt haben, ham/ham so viel, (.) na ja, Ansteckung auch entfaltet, dass wir wirklich (.) das Land auch angesteckt haben mit dem Fahrradthema.“ (Interview 35-U Urban, Z. 129–137)

Der Erfolg des Einsatzes für eine umweltfreundliche Mobilität wird in vielfältiger Weise mit positiven Begriffen beschrieben. Weitere Begriffe, die Urban nutzt, sind „hoher Spaßmoment“ (ebd., Z. 156) und „Energie“ (ebd., Z. 160). Viele lokale Teams, die Unterschriften gesammelt hatten, hätten anschließend gar weitere kommunale Begehren zur Verbesserung der lokalen Radinfrastruktur angesprochen. In der Retrospektive schwärmt Urban von besonderen Aktionen, in denen die Sammler*innen mit Verkleidungen an Protesten teilgenommen oder Weihnachtsschmuck am Fahrrad drapiert hätten. Insofern Urban also auf die ansteckende Begeisterung in kollektiven Momenten abhebt – das oben zitierte „Gefüge“ meint in diesem Sinne so etwas wie ein Kollektiv –, wird Umweltengagement nicht nur als ein vernünftiges oder in Zeiten des Klimawandels gar gebotenes,

sondern insbesondere auch als ein Engagement erzählt, das in besonderer Weise positive Emotionen weckt.

Deutlich wird, dass der konkrete Handlungsgegenstand, die Sammlung von Unterschriften und die Organisation einer Petition, emotionalisiert, weil er mit einem Erfolg einhergeht – obwohl er von außen betrachtet eigentlich eher langweilig ist: Direktdemokratische Verfahren zeichnet aus, dass sie konkrete Probleme adressieren und politisch zu lösen versuchen, indem sie Verantwortlichkeiten feststellen und Mehrheiten zu organisieren versuchen. Eigentlich geht es also darum, für gesetzliche Änderungen zu kämpfen und diese argumentativ beim Sammeln auf der Straße auch vertreten zu können. Solche positiven Emotionen, die mit konkreten erfolgreichen Aktionen einhergehen, lassen sich in mehreren Interviews rekonstruieren: andere Engagierte schwärmen etwa von gelungenen Demonstrationen oder eindrucksvollen Bildern in sozialen Medien.

Als Zwischenfazit lässt sich an dieser Stelle festhalten, dass das Engagementfeld der Umweltinitiativen zunächst thematisch recht breit und vielfältig ist. Die Engagierten bearbeiten unterschiedliche Themen, vom Energieverbrauch über den Verkehr bis hin zur Ernährung. Die an das Engagement bindenden Erfahrungen ähneln sich jedoch im Vergleich der Interviews und Gruppendiskussion. An das Engagement binden zum einen das Umweltbewusstsein und die Freude an umweltbewussten Verhaltensweisen, die wiederum auch den Alltag und mitunter die Biografie der Engagierten prägen. Das Handlungsfeld des Umweltengagements macht dabei spezifisch aus, dass die Engagierten den natürlichen Voraussetzungen gesellschaftlichen Handelns nicht indifferent oder gar negierend gegenüberstehen, sondern umgekehrt sich diesen bewusst sind und sie politisch gestalten wollen. Entsprechend zeigt sich das Engagement nicht nur als (weiterer) Ausdruck einer umweltbewussten Haltung, sondern (im Rahmen unseres Samples) auch als vergleichsweise stark durch konkrete Ziele geprägt. Auch dies bindet an das Engagement: Die ehemaligen Engagierten woll(t)en etwas bewegen und schildern mit besonders viel Emphase, wenn ihnen dies tatsächlich gelang.

6.2 Die notwendige Ressourcenausstattung der Engagierten

Während dieses doch recht konsensual geteilte Umweltbewusstsein in den Engagementgeschichten eher selbstverständlich vorausgesetzt wird, stehen in der Regel die konkreten und alltäglichen Aufgaben und Tätigkeiten des jeweiligen Engagements im Mittelpunkt der Erzählungen. Gerade hier zeigt sich eine auffällige Gemeinsamkeit zwischen den Schilderungen der ehemaligen Engagierten: Immer wieder wird in den Interviews das praktische Wissen und Vermögen relevant, das für ein Engagement in Umweltinitiativen notwendig erscheint. So werden weite Teile der Erzählungen dadurch geprägt, dass die Engagierten

sowohl sich selbst als auch die anderen in ihren Initiativen beobachten und reflektieren, dass sie nicht vollumfänglich über das erforderliche Wissen und Können verfügen.

Auf eine geradezu beispielhafte Weise deutlich wurde dies bereits in unserem ersten Interview über Bewegungsengagement. Urs, der sich als erfahrener Aktivist in verschiedenen Bewegungskontexten beschreibt, erklärt die Beendigung seines Engagements damit, dass er nicht zum „Oberexperten“ (Interview 26-U Urs, Z. 281) werden wolle, um in seiner Initiative noch mitreden und mitwirken zu können. Urs spricht damit eine Herausforderung politischer Arbeit an, die viel mit Sachkenntnis – in seinem Fall insbesondere Baurecht – zu tun habe. Einerseits scheint dieses Wissen in der Sache unbedingt erforderlich, um als Initiative auf Augenhöhe mit der Stadtverwaltung agieren und Veränderungen erreichen zu können. Andererseits verweist Urs auf zeitliche Restriktionen durch seine Erwerbsarbeit, Familie und Hobbies, zu denen das Engagement angesichts immer spezifischerer Themen zunehmend in Konkurrenz gerate: konkret etwa in der Arbeit an einer kommunalen Satzung zum Umgang mit Gebäuden (ebd., Z. 231). Das notwendige Wissen in der Sache scheint dabei nicht nur entscheidend für den Erfolg der Initiative, sondern auch relevant für die eigene Position in der Initiative: So deutet Urs eher implizit die Alternativen an, entweder (Ober-)Experte in der Sache zu werden oder nur Mitläufer in der Initiative zu sein.

Ebendiese Herausforderung dokumentiert sich in den Erzählungen stets auf ähnliche Weise: Um beispielsweise wasserdichte Gutachten, effektive Proteststrategien oder wirksame Öffentlichkeitsarbeit zu einem politisch umkämpften Thema zu entwickeln, ist es notwendig, die jeweils spezifischen Gesetze, Regeln, Zusammenhänge und/oder Abläufe zu kennen. Neben dem Fachwissen in der Sache selbst geht es in den Erzählungen dabei oft auch um Wissen über Umgangsweisen in den Organisationen.

So erzählt etwa der ehemalige Engagierte Ulf, dass ihm im Rahmen seines Engagements in einer antikapitalistischen Umweltinitiative noch einmal deutlich geworden sei, wie voraussetzungsreich linkes Bewegungsengagement gerade in Großstädten sei. Er habe aus eigenem Erleben den Eindruck, dass häufig sehr viel Wissen vorausgesetzt werde, wie man sich „richtig“ darstellen und wie man andere ansprechen solle. So müsse man etwa die Vielfalt der Diskurse über gewaltfreie Kommunikation, gesellschaftliche Hierarchien oder Geschlechterverhältnisse kennen. So müsse man wissen, dass es bedeutsam sei, zu sagen, wie man „gelesen“ und wie man angesprochen werden möchte – in seinem Fall männlich, mit dem Geschlechtspronomen „er“ (vgl. Interview 49-U Ulf, Z. 447–450) –, statt einfach nur zu sagen, was man „ist“.⁵² Er habe den Eindruck gehabt, dass sich die Mehrheit der Mitglieder seiner Gruppe aus der örtlichen Universität rekrui-

52 Ulf schließt damit an den Diskurs über geschlechtergerechte Sprache an und definiert in der Gruppe selbst, wie er wahrgenommen und angesprochen werden möchte.

tiert, wo er selbst nicht eingeschrieben sei. Gleichwohl sei gerade diese Umweltinitiative sehr um einen niedrigschwelligen Zugang bemüht, was ihm den Einstieg auch durchaus erleichtert habe:

„Aber die Linke und vor allem die Linke in Großstädten (.) ist halt auch versnobt bis ins Mark, zum Teil. [mhm] Also so/so Dorf-Antifa ist, keine Ahnung, der hört Feine Sahne Fischfilet, cool. Soll er mit 'm Kasten Bier vorbeikommen, easy. Und irgendwie keine Ahnung, jetzt kriegst du erst mal dreimal gewaltfreie Kommunikation und lies doch bitte auch noch mal Hegel, bevor du hier [mhm] dich äußerst, ja? [mhm] Also das ist so manchmal 'n bisschen der Vibe, der in so Großstadt-äh-Linken-Zusammenhängen aufkommt. [...] Wobei, ich [die Gruppe, d. A.] tatsächlich da als deutlich angenehmer wahrgenommen hab' als ich das aus anderen Zusammenhängen so mitbekommen habe.“ (Interview 49-U Ulf, Z. 458–473)

In dieser Passage stellt Ulf eigentlich eher beiläufig dar, dass er sich mit linken politischen Bündnissen und deren Gepflogenheiten auskennt: einem von ihm als „Dorf-Antifa“ typisierten Bewegungskontext bescheinigt er einen eher spaßigen Vergemeinschaftungsmodus (Musik von Feine Sahne Fischfilet, Bier), wohingegen die urbane „Linke“ es eher intellektuell möge. Am Beispiel philosophischer Schriften und Regeln der (gewaltfreien) Kommunikation beschreibt er, wie voraussetzungsvoll ein Bewegungsengagement in Städten sein kann und dass es sowohl intellektueller als auch sozialer Kompetenzen bedarf, um in diesem Kontext mitreden zu können. Wenngleich Ulf im Interview immer wieder demonstriert, dass er die relevanten Diskurse kennt, sie bedienen kann und das nicht selten auch recht affirmativ tut, so liest sich der letzte Satz des Zitats wie ein erleichtertes Aufatmen: In seiner konkreten Initiative sei er davon doch einigermaßen verschont geblieben.

Tatsächlich begeistert sich Ulf in seiner Erzählung gerade dafür, dass Wissenshierarchien in der Initiative bewusst reflektiert und abgebaut werden sollten. Er betont das Prinzip des „Skill-Share“ (ebd., Z. 152), nach dem sich die Engagierten wechselseitig beim Lernen relevanter Dinge unterstützt und ihr Wissen geteilt hätten. Im Mittelpunkt der weiteren Erzählung steht sodann Ulfs konkrete Aufgabe in der Initiative: das Erstellen und Einpflegen von Inhalten in soziale Medien. Und auch hier orientiert sich Ulfs Darstellung an den erforderlichen Kompetenzen. Maßgeblich sei etwa ein Wissen um die Erstellung von guten SharePics⁵³ gewesen, die bei der Mobilisierung über soziale Medien eine große Rolle spielen würden. Mit Geschick und Kreativität müssten hierfür Bilder von besonderen Aktionen (etwa Blockaden) oder Slogans komponiert werden, die Emotionen schüren können. Während Ulf diese Aufgabe von Anfang an als Teamarbeit in einer

53 SharePics sind kleine Medien, die in Social-Media-Kanälen prägnant Inhalte vermitteln, sei es ein kurzer Text, ein Bild oder eine Text-Bild-Kombination.

kleinen Gruppe schildert, erzählt er auch, wie er dabei zunehmend in Konkurrenz zu einer bestimmten Mitengagierten geraten sei: Als „gelernte Grafikdesignerin“ (ebd., Z. 253) habe sie Ulf freilich einiges vorausgehabt und solche SharePics im Handumdrehen „zusammenbasteln“ (ebd., Z. 254) können. Über die qua Berufsausbildung unterschiedlich verteilten Kompetenzen schleichen sich allmählich, so scheint es in Ulfs Erzählung, dann sehr wohl Hierarchien in die Zusammenarbeit ein: Die Grafikdesignerin⁵⁴ habe schneller als Ulf gearbeitet, sich in der Gruppe besser vernetzt, irgendwann auch mal unabgesprochen Logos verändert und Ulf damit eher stillschweigend einen Randplatz in der Zusammenarbeit zugewiesen. Während Ulf das Interview also mit der Betonung von „Skill-Share“ und dem Abbau von Wissenshierarchien im Engagement beginnt, entwickelt sich die Erzählung im Verlauf zu einem Erfahrungsbericht über die Notwendigkeit von relevanten Wissensbeständen und Kompetenzen im Umweltengagement. Dabei scheint das Verfügen über spezifische Kenntnisse und Fertigkeiten für die Bewegungsorganisation so bedeutsam, dass dafür auch gruppeninterne Normen wie eben Skill-Share (stillschweigend) übergangen werden.

Auch der oben bereits angesprochene Urban erzählt von solchen eher demotivierenden Seiten seines Engagements. Er schildert, wie er zunächst auf lokaler Ebene diverse Kommunikationsformate ausprobiert, zentrale Bewegungsakteur*innen kennengelernt und deren Strategien aus anderen Städten adaptiert habe. Dadurch habe er sich in die Lage versetzt, zusammen mit anderen ein eigenes Kampagnenbündnis zu initiieren und diesem Titel und Inhalt zu geben. Urban erzählt im Unterschied zu Ulf oder Urs aus einer anderen Position – eher wie ein typischer Bewegungsunternehmer⁵⁵: Während Ulf und Urs ihren relativen Mangel an Zeit und/oder Wissen beschreiben, stellt Urban seinen Wissensvorsprung gegenüber anderen im Kampagnenbündnis dar. Dennoch sei er von Teilen des Bündnisses immer mal wieder für seine Strategie kritisiert worden, obwohl diese doch, so begründet er, die effektivere Strategie sei. Hier geht es im wahren Sinne des Wortes um ein Besserwissen und um Konkurrenz auch innerhalb der Bewegung. Urban erzählt aber auch, dass er glücklicherweise mit der Initiative erfolgreich gewesen sei. Sein Engagement für die Initiative habe er deswegen auch nicht abgebrochen, sondern mit dem erfolgreichen Ende – der Landtag habe sich dem Wunsch nach einer Gesetzgebung angeschlossen – das Projekt beendet.

Diese drei Beispiele zeigen auf vergleichbare Weise die Anforderung an Engagierte in (umwelt-)politischen Initiativen: Sie müssen mit ihrem Wissen, ihrer Öff-

54 Tatsächlich verwendet Ulf in der Rede über seine Mitengagierte im Interview durchgehend ihre Berufsbezeichnung: Indem er hier also durchgehend von „der Grafikdesignerin“ spricht, unterstreicht er noch einmal die Relevanz der professionellen Kompetenzen.

55 Mit dem Begriff Bewegungsunternehmer*in wird in der Bewegungsforschung jener Typus Aktivist*in beschrieben, der*die bereit ist, in Erwartung „zukünftiger (finanzieller oder nicht-finanzieller) Erträge Ressourcen“ in politische Prozesse einzubringen, beispielsweise Zeit, Energie, Reputation, aber auch Geld (Gluns und Walter 2014, S. 71).

fentlichkeitsarbeit und ihren Kampagnen besser sein als die politische Gegner*innen, gegen die sie Veränderungen durchsetzen wollen. Die Konkurrenz mit den politischen Gegner*innen bewirkt aber auch eine Konkurrenz im Inneren der Initiative. In den Interviews wird das Wissen um die praktischen Aspekte der Erzeugung von Gegenmacht dargestellt: Die politischen Gegner*innen beschäftigen Jurist*innen, PR-Angestellte und Lobbyist*innen nicht nur ehrenamtlich. Entsprechend wirkt in den Umweltinitiativen selbst auch ein Mechanismus der sozialen Selektion nach Wissensressourcen. Der Kampf um den politischen Erfolg macht letztlich auch die Gruppenmitglieder untereinander zu Konkurrent*innen: etwa wenn es um die Fähigkeit geht, die Möglichkeiten sozialer Medien bei der Emotionalisierung der politischen Auseinandersetzung bestmöglich einzusetzen (ähnlich Bosse 2019).

Damit verknüpft ist die Frage nach der Ressource Zeit. Urs stellt die oben beschriebene Herausforderung des Oberexpertentums nicht nur als ein Konkurrenzverhältnis innerhalb der Gruppe und gegenüber der Verwaltung dar, sondern auch als ein Konkurrenzverhältnis hinsichtlich seiner eigenen zeitlichen Mittel: Urs führt seine Familienarbeit, aber auch Hobbies wie etwa den Sport als Gründe an, wieso er nicht noch zusätzliche Zeit für das Engagement habe aufwenden können. Das Thema Zeitnot aufgrund von Familienzeit ist auch ein Argument in den Darstellungen von Ursula, die nach der Geburt ihres zweiten Kindes ihr Amt aus Zeitgründen abgibt. Auch in der Gruppendiskussion mit der Nachhaltigkeitsinitiative schildert eine Engagierte, dass sie zwischenzeitlich aufgrund anderer, auch familiärer Verpflichtungen nicht mehr vergleichbar intensiv mitarbeiten konnte. Insofern wird Zeit nicht als objektive Ressource, sondern immer nur als relative Ressource erzählt, nämlich im Verhältnis zu anderen Zeitbedarfen, die auch wichtig sind. Etwas anders gerahmt wird das Thema Zeit bei Ullrich, einem Vereinsvorstand in einem Naturschutzbund. Er erzählt, dass sein Verband im Rahmen einer Verbändebeteiligung zu einem Gutachten in einer Bausache angefragt wurde. Seine Weigerung, dieses Gutachten zu erstellen – auch hier war Zeitnot das Argument (vgl. Interview 28-U Ullrich, Z. 134–154) –, habe letztlich dazu geführt, dass er mit der Verbandsvorsitzenden in Konflikt geriet und daher ausschied. Gleichwohl bewertet Ullrich das Problem homolog zu etwa Urs oder Ursula: Verbändestellungnahmen müssten „teilweise in einer Geschwindigkeit erstellt werden, wo ich einfach sagen muss, da kann ich mit meinem Eigenanspruch an Akribie [...] nicht mithalten“ (ebd., Z. 151–154).

Im Vergleich des empirischen Materials wird somit deutlich, in welcher Weise die hohen Anforderungen an Wissen und Können in Umweltinitiativen dem Engagement abträglich werden. Über Gutachten, Öffentlichkeitsarbeit in sozialen Medien oder Expertise in einem bestimmten Rechtsgebiet setzen sich die Engagierten nicht nur mit den politischen Gegner*innen in ein Verhältnis, sondern auch untereinander. In diesen Verhältnissen müssen sie ihre jeweils spezifischen, individuellen Ressourcen offenlegen – sie müssen zeigen, was sie zu bieten haben.

Jenseits des gemeinsam geteilten Umweltbewusstseins, das an das Engagement bindet, entstehen hierdurch Konkurrenzbeziehungen, die typisch für das Engagement im Feld der Umweltinitiativen sind. Die Engagierten geraten jedoch nicht nur zueinander in Konkurrenz, sondern das Engagement gerät auch in Konkurrenz zu anderen Lebensbereichen, für die die Engagierten ebenfalls Zeit aufbringen wollen oder müssen (hier vgl. Kapitel 9 Das Kuratieren von Lebenszeit mit Engagement). Diese Konkurrenz um Wissen und Zeit bildet den negativen Pol im Spannungsverhältnis in diesem Engagementfeld.

6.3 Zusammenfassung

In diesem Kapitel ist zunächst deutlich geworden, dass die Erzählungen der Engagierten aus Umweltinitiativen durch ein Umweltbewusstsein geprägt sind, ohne dass die jeweiligen Engagements keinen Sinn ergeben würden. Sie zeichnen eine eher bipolare Ordnung (gut-schlecht) gesellschaftlicher Naturverhältnisse und bedienen dabei bestimmte Bewertungen; sei es, dass sie nachhaltige Verkehrsmittel befürworten oder bestimmte Energieträger als nachteilig markieren. An dieser Stelle dokumentiert sich eine typische Logik des Bewegungskommunikations (zur Begriffsdefinition vgl. etwa Rucht 2021, S. 61): Bewegungsakteur*innen wenden sich entweder gegen bestimmte gesellschaftliche Entwicklungen (wie etwa Ulrike, die gegen den zunehmenden motorisierten Individualverkehr argumentiert, oder Ulf, der gegen Kohleverstromung kämpft) oder sie engagieren sich für eine Förderung von umweltverträglichen Strukturen (wie etwa Ursula, die sich für dezentrale Energiegenossenschaften einsetzt). In jedem Fall ist das Feld im Bewegungskommunikation durch ein Kämpfen für alternative, weil umweltbewusste Handlungsmöglichkeiten geprägt. Umweltbewusstes Verhalten wird dabei als positiv und attraktiv dargestellt. Dies bindet die Engagierten an ihr Engagement.

Das Engagement in Umweltinitiativen positioniert die Engagierten gegenüber Akteur*innen in Politik, Verwaltung und Wirtschaft. Zugleich positionieren die Anforderungen an ein effektives und erfolgreiches Engagement gegen diese ressourcenstarken politischen Gegner*innen die Engagierten auch zueinander: Neudeutsch gesagt müssen sie liefern. Dadurch geraten sie sich auch gegenseitig zur Konkurrenz. Der Verweis auf die Notwendigkeit von Kompetenzen und Ressourcen bzw. das Bedauern ihres Fehlens ist ein zentrales Merkmal dieses kollektiven Erfahrungsraumes. Die Erzählungen verbindet ein Wissen darum, dass es für die politische Auseinandersetzung bzw. die Organisation von Gegenmacht viel Zeit, Wissen und Einsatz bedarf. Entsprechend stellen die von uns interviewten Engagierten auch heraus, wie unsicher und ggf. auch fehlbar sie in bestimmten Alltagsdingen sind: Sie erzählen, dass sie bestimmte Dinge nicht wissen und können oder ihnen schlicht die Zeit für ein gutes, effektives Engagement fehle.

Diese Spannung zwischen der besonderen Bedeutung von Umwelt- und Naturbelangen einerseits und den Beschränkungen bei der Umsetzung eigener Überzeugungen aufgrund begrenzter eigener Ressourcen andererseits kennzeichnet das Engagement in diesem Feld in spezifischer Weise. Eine solche Spannung ist in den anderen Engagementfeldern so kaum ein Thema gewesen. Weder sagen Engagierte in der Wohlfahrt, dass sie aus Gründen der Menschlichkeit für eine solidarische Gesellschaft eintreten, aber ihnen gerade dafür das Wissen und die Zeit fehle, noch sprechen Menschen im Sport davon, dass körperliche Bewegung für das menschliche Wohlbefinden eminent wichtig sei, sie aber nicht wüssten, wie dies konkret umzusetzen wäre. In kaum einem anderen Engagementfeld werden also die Ziele des eigenen Engagements als dermaßen grundlegend und die zu erfüllenden Aufgaben als derart anspruchsvoll und voraussetzungsreich dargestellt.

Auch sind die anderen Engagementfelder nicht gleichermaßen durch politische Gegner*innen strukturiert, die über wesentlich mehr Ressourcen verfügen – etwa Entscheidungsbefugnisse, Personal und Wissen – und die mit freiwilligem und unentgeltlichem Engagement zu Veränderungen bewegt werden müssen. Gegner*innenschaften werden in Sportvereinen und in Kirchengemeinden eher zwischen den Engagierten beschrieben – im Sport werden etwa Klüngel von Altvorderen kritisiert, in Kirchengemeinden sind es Engagierte, die andere Vorstellungen von Kirche pflegen, aber auch Pfarrpersonen, mit denen Konflikte beschrieben werden. Engagementexterne Gegner*innen, gegen die sich das Engagement in systematischer Weise richtet, werden hingegen nicht erzählt: Das Engagement im Sport wird beispielsweise nicht gegen einen Zusammenschluss von Coach Potatoes beschrieben und Kirchenengagement wird uns in der Regel nicht als solches erzählt, bei dem die Kirche der Gläubigen gegen die Gottlosen aktiv wird. Im Feld der Wohlfahrt üben die Engagierten Widerspruch gegen die Funktionslogiken in ihrem Bereich, bei denen die Adressat*innen ihrer Arbeit – Alte, Geflüchtete, Opfer – lediglich als unpersönliche „Fälle“ behandelt werden. Dieser Widerspruch operiert stärker im Modus des Moralischen: So könne man nicht mit Menschen umgehen. Da die Engagierten hier ein Geflecht von sehr mächtigen Akteuren für die kritisierten Umgangsweisen einer ökonomisierten Wohlfahrt verantwortlich machen, beschreiben sie sich mit ihrem Widerspruch im Vergleich zu jenen in den Umweltinitiativen jedoch als ausgeliefert und hilflos. Als mächtig wirken in der Wohlfahrt auf der operativen Ebene zunächst die Wohlfahrtsverbände, (Pflege-)Einrichtungen oder Ausländerbehörden sowie auf der legislativen Ebene der Gesetzgeber in Verbindung mit Akteur*innen wie Kranken- oder Rentenkassen. Die vereinzelt Engagierten in der Wohlfahrt sehen in diesem Geflecht keine* konkrete* Ansprechpartner*in. Insgesamt geht es somit in allen Erzählungen irgendwie um Macht und Konflikte, die systematische Aktivierung von Gegenmacht steht jedoch in keinem anderen Engagementfeld dermaßen im Vordergrund wie in den Umweltinitiativen. In diesem Sinne geht es in vielen Engage-

mentgeschichten zwar um die Kompetenzen von Engagierten – so systematisch wie in den Umweltinitiativen prägen sie das Spannungsverhältnis in den anderen Engagementfeldern jedoch nicht.

7. Zwischenfazit: Zur Feldspezifik von Engagementdynamiken

In diesem Zwischenfazit wollen wir die empirischen Einsichten der vorangegangenen Kapitel kurz zusammenfassen und auf eine allgemeinere, theoretische Ebene heben. Dabei reflektieren wir auch unsere Perspektive auf die Feldspezifik von Engagementdynamiken. Zuletzt legen wir dar, wie diese für künftige Forschungsprojekte genutzt werden kann.

Die Forschung zu verschiedenen Engagementbereichen konzentriert sich bislang v. a. darauf, die Heterogenität von Engagement zu beschreiben und eine sinnvolle Systematisierung von verschiedenen Engagementbereichen zu erstellen (Rauschenbach und Zimmer 2011; Kausmann et al. 2021; Flatau et al. 2017; Eimhjellen 2023). Unser Ziel ist es demgegenüber, die Feldperspektive analytisch zu nutzen, um die Erfahrungen, die die Engagierten schildern, besser zu verstehen. Wir gehen also über eine Beschreibung der Felder hinaus und können zeigen, wie die jeweiligen Engagementfelder die Engagementdynamiken jeweils spezifisch prägen. Denn soziale Felder sind in der Sozialforschung mehr als nur Instrumente zur Sortierung, sie ermöglichen auch, das Handeln von Personen zu verstehen. Wir wollen entsprechend erforschen, mit welchen verschiedenen Herausforderungen die Engagierten je nach Engagementfeld konfrontiert werden. Wir nutzen somit eine grundlegende sozialwissenschaftliche Perspektive, um die Art und Weise, wie Menschen handeln, wie sich ihre Biografien entwickeln oder wie sie sich die Welt erklären, im Zusammenhang mit ihrem sozialen Umfeld zu erklären. Damit wollen wir die Engagierten jedoch nicht als Marionetten des Feldes verstehen. Unsere Analysen zeigen vielmehr, dass sie zwar mit den gleichen feldspezifischen Herausforderungen konfrontiert sind, mit diesen jedoch unterschiedlich umgehen und auch selbst an der Reproduktion dieser Herausforderungen beteiligt sind (vgl. Schützeichel und Wächter 2017).⁵⁶ Diese Perspektive

56 Hierzu muss angemerkt werden, dass das Verständnis von Feldern in Feldtheorien der Sozialwissenschaften nicht einheitlich ist (für die Dritte-Sektor-Forschung vgl. Barman 2016; Lang und Mullins 2020; für die Thematisierung von Feldern in der Sozialtheorie insgesamt vgl. Schützeichel und Wächter 2017). Es gibt Engagementforschung, welche Zivilgesellschaft oder den Dritten Sektor als aufgeteilt in unterschiedliche soziale Felder versteht. Dabei bestehen aber Unterschiede zu unserem Begriffsverständnis, weswegen das hier der Vollständigkeit halber kurz genannt werden soll: So argumentieren beispielsweise Meyer und Rameder (2022) in Anlehnung an die Theorien von Pierre Bourdieu, dass für leitende Positionen in unterschiedlichen Handlungsfeldern der Zivilgesellschaft unterschiedliche Kapitalien benötigt werden. Damit implizieren sie, dass sich Engagement in verschiedenen Handlungsfeldern schon alleine wegen dieser Hierarchisierungsmechanismen unterscheidet (ähnlich argumentiert Eimhjellen).

auf feldspezifische Erfahrungen hat sich in unserer Analyse als wesentlich fruchtbarer für das Verständnis von Engagementdynamiken und Abbrüchen gezeigt als individuelle Motivationen und Ressourcen von Engagierten.

Der Vergleich zwischen den an das Engagement bindenden und abträglichen Erfahrungen zeigt, dass diese sehr verschieden sind. So machen die (ehemaligen) Engagierten je nach Engagementfeld ganz verschiedene Aspekte relevant, um die Dynamik ihres Engagements mit seinen bindenden und abträglichen Erfahrungen zu beschreiben. Die Erzählungen aus den Wohlfahrtsverbänden sind einerseits durch die Erfahrung von persönlicher Nähe und Beziehungen der Resonanz mit den Adressat*innen der Hilfe und andererseits auch durch relative Machtlosigkeit angesichts der dominanten Ökonomisierung von wohlfahrtsstaatlichen Dienstleistungen strukturiert. Die Erzählungen aus den Kirchengemeinden sind durch die unterschiedlichen, als konträr dargestellten Vorstellungen von Kirche geprägt und diejenigen aus den Sportvereinen durch den Aufwand, die für den Vereinssport notwendigen Strukturen zu erhalten. Und die Engagierten aus Umweltinitiativen erzählen sich schließlich im Wettbewerb mit politischen Gegner*innen, der ihnen viele Ressourcen und Kompetenzen abverlangt und sie nicht selten auch untereinander in Konkurrenz setzt. In den geschilderten Erfahrungen, welche dem Engagement abträglich sind, wird somit Unterschiedliches relevant: Je nach Feld geht es um abstrakte ökonomische Strukturen, Konkurrenz zwischen individuellen Kompetenzen, verschiedene Vorstellungen über das, was das Feld bedeuten soll, oder Aufwand für die zu erhaltenden Strukturen.

Angesichts dieser Vielfalt von Aspekten, welche je nach Engagementfeld relevant gemacht werden, scheint uns ein offener Zugang, der mit narrativen Interviews nach den Relevantsetzungen von (ehemaligen) Engagierten fragt, auch für weitere Forschung über Engagementdynamiken fruchtbar. Bei einer Befragung mit vorgegebenen Fragen hätten die Engagierten nicht die Möglichkeit, ihre eigenen Relevanzen zu entwickeln und spezifischen Erfahrungen in ihrer Erzählung eine besondere Bedeutung zuzuweisen. In welcher Weise diese zunächst individuellen Erfahrungen dann typisch für ein Engagementfeld sind, kann jedoch nicht durch eine einzelne Erzählung beantwortet werden, sondern nur durch den systematischen Vergleich.

Mit unserem Vergleich zwischen den vier Engagementfeldern Wohlfahrtsverbänden, Kirchengemeinden, Sportvereinen und Umweltinitiativen machen

len 2023). Mit dem Rückgriff auf Pierre Bourdieus Theorie sozialer Felder und der Rolle unterschiedlicher Kapitalsorten in spezifischen Feldern scheint das plausibel. Unser Feldbegriff bzw. unsere Vorstellung von der Relationierung unterschiedlicher Akteur*innen ist hingegen induktiv angelegt und folgt, wie die vorherigen Kapitel gezeigt haben, weniger dem Versuch einer Anwendung einer bestimmten Theorie auf das Material, sondern eher der empirischen Analyse.

wir einen Anfang und schlagen einen Weg vor, um die Perspektive auf Felder gezielt zu nutzen, um Engagement aus einer Meso-Perspektive zu analysieren.⁵⁷ Erschöpfend erforscht sind Engagementfelder hiermit noch nicht. Der weitere Forschungsbedarf ergibt sich zunächst aus unserem begrenzten Sample: So ließe sich etwa die Frage stellen, ob sich in Moscheegemeinden, Synagogen oder Freikirchen ähnliche Engagementdynamiken wie in den katholischen und evangelischen Gemeinden finden lassen. Ebenso wäre zu erforschen, ob unsere Aussagen zu Umweltinitiativen sich auf den Bereich der politischen Initiativen insgesamt übertragen lassen: Finden sich ähnliche bindende und abträgliche Erfahrungen in Initiativen etwa gegen Rechtsextremismus oder queeren Initiativen? Vergleiche zwischen dem Sport und anderen Feldern, in denen Freiwillige weitgehend ohne Hauptamtliche arbeiten – etwa dem Kulturbereich – könnten darüber Aufschlüsse bieten, ob die notwendige Arbeit am Erhalt von organisatorischen Strukturen auch anderswo als dem Engagement abträglich erlebt wird. Und zuletzt wäre zu erforschen, in welchen anderen Tätigkeitsbereichen eine vergleichbare Spannung zwischen engen Beziehungen zu Adressat*innen einerseits und Widerspruch gegen ökonomisierte Verhältnisse andererseits erlebt wird.

Dass es sich lohnt, neben den von uns erforschten noch weitere Engagementfelder zu untersuchen, können wir auch anhand unserer Interviews zeigen. Sowohl für das Engagement in der Öffentlichkeitsarbeit als auch in der Kinder- und Jugendarbeit zeigen sich über Sportvereine, Kirchengemeinden, Umweltinitiativen und Wohlfahrtsverbände hinweg Ähnlichkeiten, welche eine für Engagementdynamiken relevante Feldspezifik nahelegen. Für die Analyse bieten sich somit auch Tätigkeitsbereiche an, die quer zu den von uns erforschten Engagementfeldern liegen, genauso wie Engagement in Bezug auf spezifische Gruppen von Adressat*innen. Dies wollen wir im Folgenden mit Bezug auf unsere bisherigen Ergebnisse kurz ausführen.

Im Vergleich der Erzählungen ist uns eine starke Ähnlichkeit zwischen Schilderungen über Öffentlichkeitsarbeit in unterschiedlichen Engagementfeldern aufgefallen. Die Engagierten erzählten hier über die Gestaltung der (Sport-)Vereinszeitung (Susanne und Stefan), des Kirchengemeindeblattes (Katinka und Klara), der Gestaltung von SharePics zur Kommunikation von Aktionen der Umweltbewegung (Ulf), die Pressearbeit des lokalen Vereins (Uschi) oder der Suche nach einem Namen und einem Logo für die Zeitschrift des Radvereines (Ulrike). Dabei tauchen bestimmte Erzählweisen fast wortgleich in den unterschiedlichen Interviews auf.

57 Weitere Vergleichsmöglichkeiten bieten die unterschiedlichen Erfahrungen von formell und informell engagierten Personen (Jepkens und van Rieën 2024) oder unterschiedliche Tätigkeiten wie etwa administrative oder praxisnahe sowie neuere Engagementformen, welche jeweils eigene implizite Normen und Gesetzmäßigkeiten haben mögen (Kausmann et al. 2021).

Typisch für diese Erzählungen ist die Art und Weise, in der die Engagierten ihren Anspruch an eine professionelle Gestaltung von Medien artikulieren, ihre Kompetenzen im Umgang mit besonderen Programmen herausstellen und sich dadurch mitunter auch von ihren Vorgänger*innen abgrenzen. So belächelt beispielsweise Susanne, dass und wie der Vereinsnewsletter vor ihrer Zeit noch „auf irgendwelchen Worddateien gezaubert“ (Interview 36-S Susanne, Z. 193 f.) wurde. Fast wortgleich erzählt Katinka, wie die Pfarrbriefe in der Gemeinde nicht nur „in Word [...] geschrieben“ (Interview 42-K Katinka, Z. 887) und auf „gelbem Papier“ (ebd.) gedruckt, sondern gar händisch von der Ehefrau ihres Vorgängers gefaltet worden sind. Erstaunlich ähnlich erzählt wiederum auch Klara, dass ihre Designideen bei den anderen in der Gemeinde als „ganz schwierig“ gelten würden, weil (auch hier) der Pfarrbrief noch „in Word gebaut“ werde und es bei der Umsetzung von anspruchsvollen Designs daher „sehr kompliziert“ werde (Interview 60-K Klara, Z. 820–823). Umgekehrt berichtet wiederum der Umweltaktivist Ulf, wie er bei der Gestaltung einer digitalen Medienpräsenz damit konfrontiert wurde, die hierfür notwendigen Techniken weniger gut zu beherrschen als eine Mitengagierte (vgl. hierzu auch Kapitel 6 Engagement in Umweltinitiativen zwischen Umweltbewusstsein und Kompetenzanspruch).

Typisch für viele Erzählungen über Öffentlichkeitsarbeit ist demnach eine positive Selbstbeschreibung der Engagierten. Sie erzählen, als sei das sehr verbreitete und alltägliche Textverarbeitungsprogramm Word für Öffentlichkeitsarbeit eben nicht das Maß der Dinge. Vielmehr brauche es eine neue, frische Ästhetik und die Kompetenzen, diese auch technisch umzusetzen – und die hätten eben nur sie. In den jeweiligen Interviews, die sich (auch) als Schilderung eines Feldes der Öffentlichkeitsarbeit im Engagement fassen ließen, werden diese eigenen besonderen Kompetenzen jeweils hergeleitet und weiter ausgeschmückt. Das Engagement in dieser Art von Öffentlichkeitsarbeit bietet den Engagierten somit die Möglichkeit, spezifische Kompetenzen herauszustellen – dies wird als eine an das Engagement bindende Erfahrung dargestellt. Damit geht eine Abgrenzung gegen jene einher, welche nicht die richtige Software nutzen (können) oder schlicht für ein unzureichendes Designverständnis stehen. Nicht untypisch ist, dass sich im Tätigkeitsbereich der Öffentlichkeitsarbeit im freiwilligen Engagement Engagierte auch gegen jene stellen, die bisher oder üblicherweise in der Organisationen den Ton angeben – etwa die lokale Pfarrperson oder bisherige (für Öffentlichkeitsarbeit zuständige) Vereinsvorstände –, was darauf verweist, dass mit Öffentlichkeitsarbeit auch eine besondere Machtposition einhergehen kann.

Auch für den Aufgabenbereich der Kinder- und Jugendarbeit sehen wir geteilte Erfahrungen im Vergleich der Erzählungen. Erzählungen über Kinder- und Jugendarbeit haben wir sowohl aus der Wohlfahrt als auch aus Kirchengemeinden und Sportvereinen bekommen. Erzählt wurde von einem Engagement in einer Einrichtung für Kinder mit Behinderung (Benjamin), von Gruppenarbeit in der Katechese und z. T. mehrtägigen Fahrten mit Konfirmand*innen (Konstan-

tin, Kirsten und Kira) sowie dem Training von Kinder- und Jugendgruppen im Sport (Sabrina, Sven, Sandra, Severin und Silas).

In diesen Erzählungen stellen die Engagierten die besonderen Konzepte heraus, die sie entwickelt haben, um die Jugendlichen zu begeistern oder ihnen bestimmte sportliche Fähigkeiten oder Glaubensinhalte zu vermitteln. So betont etwa die Engagierte Kirsten die außergewöhnlichen Themen, mit denen sie die Freizeiten für Konfirmand*innen besonders spannend gestalten kann. Severin beschreibt eine neue Kleinfeldmethode im Fußball, mit denen er den Kindern mehr Ballkontakt ermöglichen und insgesamt eine intelligente Spielweise fördern möchte. Die Möglichkeit, solche Konzepte eigenständig zu entwickeln und erleben zu können, wie die Kinder und Jugendlichen auf sie reagieren, strukturiert diese Erzählungen als eine an das Engagement bindende Erfahrung. Bei dieser Übersicht über Erzählungen aus der Kinder- und Jugendarbeit gerade auch aus den Sportvereinen und Kirchengemeinden fallen Ähnlichkeiten zur Wohlfahrt auf: Auch hier berichten die Engagierten mit Freude über resonante Beziehungen zu den Adressat*innen ihres Engagements. Bezüglich der abträglichen Erfahrungen in der Kinder- und Jugendarbeit werden im Vergleich zur Wohlfahrt jedoch nicht (ökonomisierte) Umgangsweisen mit den Adressat*innen der Hilfe relevant gemacht, sondern eher mangelnde Unterstützung und Kooperation, so etwa dass Kinder nur unregelmäßig zum Training kommen, Eltern oder Pfarrpersonen das Engagement nicht anerkennen oder dass mit Turnhallenwarten langwierige Verhandlungen bezüglich der benötigten Geräte zu führen sind. Was diese Erzählungen im Vergleich kennzeichnet, bleibt noch zu analysieren.

Deutlich wird somit, dass auch die Tätigkeitsbereiche Öffentlichkeitsarbeit und Kinder- und Jugendarbeit als Felder betrachtet werden können, in welchen die Engagierten spezifische Erfahrungen machen, welche sie an das Engagement binden oder ihm abträglich sind. Insgesamt bleibt noch weitere vergleichende Forschung zu leisten, um die feldspezifischen Engagementserfahrungen auch in anderen Tätigkeitsbereichen differenzierter zu rekonstruieren. In unseren vergleichenden Analysen fanden wir jedoch nicht nur Hinweise auf weitere Tätigkeitsbereiche – vielmehr wurde deutlich, dass auch das Engagement an sich die Erfahrungen von Engagierten prägt.

Diese Erfahrungen, welche die erzählte Engagementdynamik deutlich prägen und die feldübergreifend bedeutsam sind, stellen wir im zweiten Teil dieses Buches vor. Hier beschreiben wir bindende und dem Engagement abträgliche Erfahrungen, welche die Engagementdynamik über die unterschiedlichen Engagementfelder hinweg strukturieren. Sie betreffen die Herausforderung, im Engagement mit anderen zu kooperieren (Kapitel 8 Verschiedene Vorstellungen von Kooperation als Herausforderung im Engagement), dem Engagement einen Sinn im Zusammenhang mit anderen Lebensbereichen und der eigenen Biografie zu

geben (Kapitel 9 Das Kuratieren von Lebenszeit mit Engagement) und der Verletzbarkeit im Engagement (Kapitel 10 Verletzbarkeit).

8. Verschiedene Vorstellungen von Kooperation als Herausforderung im Engagement

Eine Herausforderung, welche die Engagementerzählungen in allen Engagementfeldern strukturiert, betrifft die Kooperation zwischen den Engagierten.⁵⁸ Zahlreiche Engagierte berichten von Schwierigkeiten in der Kooperation – und zwar obwohl eine grundsätzliche Einigkeit über die Werte und Ziele in den jeweiligen Organisationen bestand. Bei aller Verschiedenheit der einzelnen Erzählungen sehen wir im Vergleich ein ähnliches Muster: Im Interview betonen die Engagierten eine bestimmte Vorstellung von Kooperation, die ihnen als besonders sinnvoll oder wichtig erscheint, und stellen sie in Opposition zu anderen im Engagement erlebten Kooperationsweisen. Dabei lassen sich in der Analyse zwei idealtypische Vorstellungen von Kooperation unterscheiden, die von den Engagierten nicht selten als gegensätzlich dargestellt werden. Die erste Vorstellung ist vergleichbar mit einem gemeinsamen *Puzzeln*: Hier erzählen sich Engagierte als einzelne Teile in einem größeren Ganzen, die aufeinander angewiesen sind und daher auch gleich wichtig sein sollten. Die zweite Vorstellung ist vergleichbar mit dem Bewegen von *Spielsteinen* auf einem gemeinsamen Spielfeld: Hier erzählen sich Engagierte stärker als autonome Akteur*innen und betonen ihre Kompetenz, mit der sie Vorschläge und Ideen entwickeln – denen andere folgen sollten. Solch verschiedene Vorstellungen von Kooperation werden von den Engagierten implizit als inkompatibel dargestellt. Insgesamt zeigen die Erzählungen, dass sich die Engagierten in der Zusammenarbeit wechselseitig beobachten und die Arbeitsweisen von anderen kritisch reflektieren. Zugleich scheint die Art und Weise der Zusammenarbeit im Engagement kaum explizit thematisiert oder ausgehandelt zu werden.

Unsere These ist, dass sich hier ein weiteres Element des Erfahrungsraums des freiwilligen Engagements dokumentiert, die notorische Kooperationsnotwendigkeit: Einerseits besteht freiwilliges Engagement oft gerade darin, *gemeinsam* mit anderen bestimmte Ideen und Projekte zu verwirklichen. Andererseits gibt es im Engagement kaum klare Strukturen oder Verabredungen darüber, *wie* und z. B. mit welcher Rollenverteilung die konkrete Zusammenarbeit ausgestaltet

58 Wesentliche Überlegungen aus diesem Kapitel wurden mit leicht unterschiedlichem Fokus bereits publiziert in Kewes, Müller und Munsch (2022). In englischer Sprache werden sie voraussichtlich in der Zeitschrift *Nonprofit and Voluntary Sector Quarterly* erscheinen, hier auch mit zusätzlicher Forschungsliteratur.

werden soll. So erweist sich das Eingehen und Gestalten von Kooperationsbeziehungen im Engagement als eine typische Herausforderung, die Engagierte in unterschiedlichen Engagementfeldern auf ähnliche Weise erfahren.

8.1 Puzzleteile

Die erste Vorstellung von Kooperation lässt sich mit dem Bild eines gemeinsamen „Puzzelns“ beschreiben. Diesen Begriff übernehmen wir aus der Engagementgeschichte von Karin, die uns von einem langjährigen Engagement in einer evangelischen Kirchengemeinde erzählt und dabei mehrfach die Metapher eines „Puzzles“ verwendet. Daher möchten wir eingangs beleuchten, was Karin meint, wenn sie sich als „Puzzleteil“ (Interview 48-K Karin, Z. 474) in der Gemeinde beschreibt.

Insgesamt wird Karins Erzählung maßgeblich durch zwei komplementäre Genhorizonte strukturiert. Einerseits erzählt Karin von einer Kirchengemeinde, die – sehr zu ihrem Unverständnis – durch Konflikte, Streitigkeiten, „Missverständnisse“ (ebd., Z. 491) und „Befindlichkeiten“ (ebd., Z. 843) geprägt ist. Im Mittelpunkt ihrer Erzählung stehen beispielhafte Konflikte etwa über die Verwaltung kirchlicher Liegenschaften und Finanzen (vgl. ebd., Z. 533 ff.) oder die Koordination ehrenamtlicher Gruppen und Angebote (vgl. ebd., Z. 1148 ff.). Mit diesen Hintergrunderzählungen illustriert und argumentiert Karin, dass das Miteinander in ihrer Kirchengemeinde problematisch sei. Bereits hier wird deutlich, dass ihre Engagementserzählung ganz maßgeblich durch die Art und Weise der Zusammenarbeit im Engagement strukturiert wird: Der schwierige Kooperationsstil der anderen ist der *negative* Horizont, der Karins Erzählungen, Beschreibungen und Bewertungen über weite Teile der Darstellung anleitet.

Demgegenüber zeigt sich die (Wunsch-)Vorstellung einer harmonisch(er)en Zusammenarbeit in der aktiven Kirchengemeinde als ein *positiver* Horizont in Karins Erzählung. Insbesondere die Art und Weise, wie sich Karin einen eigenen Kooperationsstil zuschreibt, verdeutlicht die normative Grundlage der Erzählung, vor deren Hintergrund die weitreichende Kritik an den anderen ihren Sinn erhält. So verweist Karin nicht nur auf christliche Wertvorstellungen wie „Nächstenliebe, Versöhnung und Frieden“ (ebd., Z. 841 f.), die im alltäglichen Miteinander der Gemeinde vollkommen verfehlt würden.⁵⁹ Bemerkenswert ist auch, wie Karin ihre eigene Rolle in der Gemeinde beschreibt: „[I]ch würde mich dann eher eben als so 'n Puzzleteil verstehen, äh was halt mitpuzzelt an so 'm Gesamtkunstwerk“ (ebd., Z. 473–475).

59 In dieser Hinsicht ist Karins Erzählung durchaus auch feldspezifisch für das Engagement in Kirchengemeinden: So erzählt Karin nicht zuletzt auch, dass und wie sie eine „Gemeinschaft der Gläubigen“ (vgl. Kapitel 4 Unterschiedliche Logiken im Kirchenengagement: Engagement zwischen Gemeinschaft, Bewegung und Organisation) in dieser Gemeinde nicht finden konnte.

Die anschauliche Metapher symbolisiert u. E. eine spezifische Bezugnahme auf die Kooperationspartner*innen in Karins Engagement. Erstens drückt sich im Bild des „Puzzles“ eine konsequent *horizontale Relationierung* der adressierten Personen aus: Als „Puzzleteile“ erscheinen alle (hauptamtlichen und engagierten) Mitarbeitenden als grundsätzlich gleichbedeutend und aufeinander angewiesen. Zweitens verweist die Metapher zudem auf die Emergenz eines größeren Ganzen: Erst wenn die für sich genommen kleinen und unscheinbaren Puzzleteile harmonisch ineinandergreifen (und sich gegenseitig halten), zeigt sich nach und nach ein vollständiges „Gesamtkunstwerk“, das mehr ist als die bloße Summe seiner Teile.

Diese Interpretation der Puzzlemetapher lässt sich auf viele andere Passagen in Karins Erzählung anwenden. Tatsächlich durchziehen horizontale Beziehungen und die gemeinsame Arbeit an einem größeren Ganzen ihre Erzählung wie ein roter Faden. Karin erzählt sich als eine Engagierte, die trotz ihrer akademischen Qualifikationen und erfolgreichen Karriere kein Interesse an prestigeträchtigen Ehrenämtern und Leitungsfunktionen hatte. Stattdessen übernahm sie in ihrem Engagement überwiegend unterstützende und tendenziell unsichtbare Aufgaben wie den „Blumendienst“ (ebd., Z. 203) beim Dekorieren des Kirchengebäudes oder auch das Betreuen einer informativen „Stellwand“ (ebd., Z. 350) im Kirchenfoyer. Auch die Erzählfigur eines emergenten größeren Ganzen finden wir an anderer Stelle in Karins Erzählung (implizit) wieder. So spricht sie wiederkehrend über den „Vereinszweck“ (ebd., Z. 999) ihrer Kirche(ngemeinde), der aus ihrer Sicht v. a. darin bestehe, „heterogene Menschen in einer Gemeinschaft zusammenzuführen“ (ebd., Z. 1001 f.). Erneut erweist sich das Symbol eines vollendeten „Puzzles“ als homolog zu Karins (Selbst-)Darstellung, insofern sie (gerade) ihre eher unscheinbaren Tätigkeiten als kleinen, aber wichtigen Beitrag zum größeren Ganzen einer Kirchengemeinde verortet.

Wenngleich Karins Erzählung den Orientierungsrahmen des „Puzzleteils“ am deutlichsten zum Ausdruck bringt, lässt sich ein homologer Habitus in der (horizontalen) Bezugnahme auf andere auch in weiteren Engagementserzählungen rekonstruieren. So etwa in der Erzählung von Sabrina: Sabrina ist Kunstturnerin und hat sich mehrere Jahre lang auf überregionalen, einwöchigen „Turncamps“ für Kinder und Jugendliche engagiert. Im Interview erzählt sie von einem Trägerwechsel, durch den sich die Turncamps stark verändert hätten. Dabei wird auch ihre Erzählung durch zwei (andere, aber ähnliche) Gegenhorizonte strukturiert.

Bereits früh in der Stegreiferzählung beschreibt Sabrina anschaulich die besondere Atmosphäre der früheren Turncamps und entwirft damit (implizit) den *positiven* Horizont der weiteren Erzählung:

„Und da waren über siebzig Kinder, über zwölf Trainer mit Freizeitleiter, und das war ’n Bombenfeeling. Das hat wahnsinnig Spaß gemacht, und [...] das Tolle an den

Turncamps war immer so, die Anfänger wurden mitgezogen.“ (Interview 21-S Sabrina, Z. 82–92)

Im Mittelpunkt der Darstellung stehen die unterschiedlichen Personen: Die vielen Kinder, Turntrainer*innen und Freizeitleiter*innen vermitteln das Bild eines lebendigen Treibens in der Sporthalle. Sabrinas Emphase liegt dabei nicht auf den sportlichen Erfolgen oder einem disziplinierten Training. Sie liegt vielmehr auf der besonderen Atmosphäre („Bombenfeeling“) sowie dem vergemeinschaftenden Aspekt des „zusammen“ (ebd., Z. 90) Spaßhabens und „gemeinsam[en]“ (ebd.) Aufwärmens. Gleichzeitig markiert Sabrina bereits an dieser Stelle die Heterogenität der Teilnehmenden, die auch im weiteren Verlauf der Erzählung immer wieder relevant wird: So werden etwa die (überwiegend professionellen) Turntrainer*innen im Blick auf ihre außerordentliche fachliche Kompetenz im Trainieren erzählt, während die Freizeitleiter*innen (häufig Studierende der Pädagogik) ein kindgerechtes Rahmenprogramm organisieren. Die koordinierende Rolle eines hauptverantwortlichen „Cheftrainer[s]“ (ebd., Z. 88) markiert eine weitere spezifische Aufgabe. Auch die verschiedenen Kinder unterschiedlichen Alters und Leistungsniveaus tragen durch ihre aktive Teilnahme konstitutiv zum „Feeling“ der Turncamps bei: So nimmt Sabrina die Teilnehmer*innen der Turncamps im Interview gerade nicht nur als auszubildende Sportler*innen in den Blick, sondern auch als Kinder und Jugendliche, die auch mal unbeholfen oder spielerisch mit den Trainingsgeräten umgehen.

Die besondere Atmosphäre der Turncamps wird damit als Koproduktion aller involvierten Personen dargestellt: sowohl der sportlichen Profis als auch der fachfremden Freizeitleiter*innen, sowohl der Fortgeschrittenen als auch der Anfänger*innen unter den Kindern. Hinsichtlich der horizontalen Relationierung der Teilnehmenden sowie des emergenten Charakters des (tendenziell unverfügbaren) „Feelings“ der Turncamps deutet sich hier ein homologer Orientierungsrahmen des gemeinsamen „Puzzelns“ unterschiedlicher Personen an. Dieser wird im weiteren Verlauf der Erzählung noch deutlicher, wenn Sabrina auf die späteren Turncamps zu sprechen kommt, die sich unter der Federführung des neuen Trägers zu einem immer leistungsorientiert(er)en „Kadertraining“ (ebd., Z. 645) entwickelten:

„Und das gehörte dazu, dass die Großen Pate waren für die Kleinen, die Heimweh hatten, wenn sie sieben waren. Und das hat wunderbar funktioniert, das war ’ne tolle Zeit. Die möcht’ ich echt nicht missen, bin ich sehr dankbar für. Und so diese eine Woche im Jahr, da bin ich dann halt nicht mehr attraktiv. Ich bin nicht mehr methodisch im Geschäft drin. *Ach (seufzend)* ja, dann ham wir keine Anfänger mehr drin, dann passt das Trainerteam irgendwie nicht, wo ich denke, na ja, die Mischung macht’s. [...] Und der [erste Träger, d. A.] hat immer geguckt: Wer hat denn welche Stärke? Und ich bin kein A-Trainer, ich bin kein diplomierter Leistungssportler, ähm ich hab’

andere Kompetenzen. Und das war zum Beispiel 'ne Standortleitung.“ (Interview 21-S Sabrina, Z. 299–318)

In dieser Sequenz werden die veränderten Bewertungsmaßstäbe im Blick auf die Trainer*innen sowie die teilnehmenden Kinder im Kontext des Trägerwechsels thematisiert. Die nunmehr dominante Leistungsorientierung in der Auswahl sowohl der Trainer*innen als auch der Kinder avanciert zum *negativen* Horizont der Darstellung. Dies zeigt sich gerade auch in der Gegenüberstellung: Während die früheren Turncamps mit stark affirmativen Begriffen („wunderbar“, „tolle Zeit“, „viel Freude“) qualifiziert und der differenzierte Blick des alten Trägers betont werden, beschreibt Sabrina die späteren und für sie offenbar entfremdeten Turncamps mit einem Seufzen. Bemerkenswert ist zudem die Art und Weise, in der sich Sabrina zu den anderen Personen positioniert: Während sie die nicht zuletzt durch formale Qualifikation ausgedrückte höhere Kompetenz der professionellen „A-Trainer*innen“ anerkennt, beansprucht sie für sich wiederum ein besonderes Organisationstalent, etwa in der Standortleitung. Diese horizontale Relationierung wird auch in der Bewertung eines in dieser Hinsicht heterogenen Turncamp-Teams deutlich: Gerade die „Mischung“ scheint die besondere Atmosphäre der (früheren) Turncamps auszumachen. Die Überzeugung, dass jedes Teammitglied etwas Spezifisches beitragen könne, erscheint als der Fluchtpunkt von Sabrinas Dar- und Gegenüberstellung der Turncamps.

Die Erzählstruktur und die Horizonte in der Bezugnahme auf relevante andere Personen bei Sabrina und Karin sind sehr ähnlich. Beide erzählen sich auf eine homologe Art und Weise als kleinere Teile im größeren Ganzen der Turncamps bzw. der Kirchengemeinde, die mit ihrem Engagement einen spezifischen Beitrag leisten. Gleichzeitig sind sie konstitutiv auf die Beiträge der anderen verwiesen. Einen weiteren und inhaltlich noch einmal kontrastierenden Vergleich für diesen Orientierungsrahmen eines auf andere verwiesenen „Puzzelns“ bildet die Erzählung von Stefan, der über mehrere Jahre das Layout für das Mitteilungsblatt eines Sportvereins gestaltet hat.

Stefans Erzählung ist für den Vergleich interessant, da er sein Engagement als eine eher individualisierte Tätigkeit darstellt. Vom Verein grenzt er sich immer wieder deutlich ab: Er sei kein Vereinsmitglied (vgl. Interview 58-S Stefan, Z. 76) und erst recht kein „Vereinsmeister“ (ebd., Z. 328)⁶⁰, sondern sieht sich als „aktiver Vater“ (ebd., Z. 22) seiner dort trainierenden Söhne. Auch erzählt er, dass er trotz und während seines jahrelangen Engagements das Vereinsgebäude nur sehr selten (z. B. zur Weihnachtsfeier) betrat (vgl. ebd., Z. 749 ff.), weil er eigentlich „alles von zu Hause machen konnte“ (ebd., Z. 407). Seine Selbstpositionierung

60 Der Begriff des Vereinsmeiers bezeichnet in der Alltagssprache leicht abschätzig jene Vereinsmitglieder, denen die Mitgliedschaft in Vereinen äußerst wichtig ist und die entsprechend stark die Perspektive ihres Vereins übernehmen.

als externer Dienstleister bildet einen Kontrast zu den anderen hier behandelten Erzählungen. So finden sich bei Stefan keine vergleichbare Identifikation mit einem höheren „Vereinszweck“ wie bei Karin und keine Schilderung einer besonderen, unverfügbaren Vergemeinschaftung wie bei Sabrina. Vielmehr scheinen weite Teile von Stefans Erzählung durch eine (individuelle) Begeisterung für die (individuelle) Aufgabe der Grafikgestaltung strukturiert zu sein. Gerade deshalb ist bemerkenswert, dass und wie sich Stefan in seiner externen Position permanent in Relationen zu anderen erzählt, die im Verlauf der Darstellung sukzessive an Bedeutung gewinnen.

Stefans Erzählung dreht sich um die Herstellung eines hochwertigen „Produkt[s]“ (ebd., Z. 1224): eine gedruckte (Vereins-)Zeitung, die den Verein nach innen repräsentieren und die Mitglieder über das vielfältige Vereinsgeschehen informieren soll. Im Blick auf den Herstellungsprozess wird deutlich, dass sich Stefan für einen *Teil* der Publikationen verantwortlich macht. Gewöhnlich stammen Texte und Fotos der Vereinszeitung von den Vereinsmitgliedern. Deswegen bestand die Aufgabe von Stefan hauptsächlich in der Überarbeitung und grafischen Gestaltung der Beiträge:

„Und dann hab' ich noch sozusagen einen Korrekturstab gehabt, die mir zugearbeitet haben. Also ich hab' zum Teil ähm die gesucht oder halt eben dann auch welche, die selbsterklärt sozusagen dann mitgemacht haben, also teils aus der Funktion als Geschäftsstellenmitarbeiter oder halt eben Freiwillige oder mh äh gute Geister aus dem Verein, die sozusagen dann gesagt haben: ‚Ach komm, ich les' das mal eben schnell gegen.‘ Weil das hab' ich so tatsächlich gemerkt, äh ich bin kein Vereinsmeier. Also ich kenn' die Vereinsangelegenheiten nicht. Und die Vereinsbrille, die muss immer jemand aufsetzen und das so durchgucken, weil mh ich kann/Vieles äh vom Layout und äh so kann ich machen. Aber mh das, was die Vereinsbrille ausmacht und was letztendlich unter mh eben Copyright drinsteht, dann muss es jemanden geben, der im Vereinssinne das dann äh glättet, ne?“ (Interview 58-S Stefan, Z. 318–335)

In dieser Sequenz wird ein Teil der komplexen Kooperationsbeziehungen deutlich, die Stefans auf den ersten Blick individualisierte Tätigkeit in der grafischen Gestaltung des Mitteilungsblattes rahmen. So relationiert sich Stefan mit einem heterogenen „Korrekturstab“ aus ehren- und hauptamtlichen Vereinspersonen, die die notwendigen Innenansichten aus dem Vereinsleben einbringen können. Gerade in der Darstellung der bereits angesprochenen Distanz zu den inhaltlichen „Vereinsangelegenheiten“ dokumentiert sich Stefans Verwiesenheit auf andere in der Gestaltung des Mitteilungsblattes: Weil er selbst kein „Vereinsmeier“ war, war er auf ebendiese angewiesen, um den „Vereinssinn“ berücksichtigen und abbilden zu können.

In der Zusammenschau teilt Stefan einen homologen Orientierungsrahmen mit Karin und Sabrina sowie weiteren Engagierten: Sie alle erzählen den Gegen-

stand ihrer Engagements erstens im Blick auf die Emergenz eines größeren Ganzen – sei es eine lebendige Kirchengemeinde (Karin), eine besondere Atmosphäre bei sportlichen Events (Sabrina) oder eine hochwertige Vereinszeitung (Stefan). Zweitens rahmen sie ihr Engagement jeweils als einen kleinen, aber spezifischen Beitrag im Verhältnis zu vielen weiteren Beiträgen von anderen Personen. Diese Darstellungsweise von horizontal relationierten Beitragenden erscheint uns als charakteristisch für den Orientierungsrahmen der „Puzzleteile“, der die Bezugnahme auf andere in den Engagementerzählungen auf eine homologe Art und Weise strukturiert.

8.2 Spielsteine

Mit der Metapher der „Spielsteine“ beschreiben wir eine zweite und ebenso typische Vorstellung von Kooperation, die wir in den Engagementerzählungen beobachten. Anstelle von kleinen Beiträgen zu einem größeren Ganzen geht es hier sehr viel stärker um rationale Pläne und vernünftige Entscheidungen in der Zusammenarbeit. Wenngleich die Engagierten dabei immer auch ein gemeinsames Ziel vor Augen haben, erzählen sie sich als strategisch und autonom Handelnde mit spezifischen Kompetenzen. Entsprechend sind die Erzählungen homolog hinsichtlich einer vertikalen Relationierung zu den anderen Akteur*innen und der erzählten Handlungsabfolge: Erst entwickelten die Engagierten einen Entwurf für das gemeinsame Handeln, dann reagierten andere darauf. Im Vergleich zu der Vorstellung eines gemeinsamen Puzzelns erinnern diese Erzählungen damit eher an ein zielorientiertes Bewegen von Spielsteinen, die auf einem gemeinsamen Spielbrett durchaus in Führung gehen können.

So beschreibt etwa das ehemalige Vorstandsmitglied Susanne, die für die Öffentlichkeitsarbeit in einem Sportverein zuständig war, im Interview deutlich ihre Vorstellung von der bestmöglichen Organisation des freiwilligen Engagements in ihrem Verein: Sie drängte in ihrer Vorstandstätigkeit auf eine klare Kommunikation, welche sich etwa in der Außendarstellung auf der Homepage des Vereins, im „Wording“ (Interview 36-S Susanne, Z. 185) und der „Corporate Identity“ (ebd., Z. 186) zeigen sollte. Neben der Sichtbarkeit nach außen legte sie auch Wert auf spezifische Arbeitsweisen und Kommunikation im Inneren des Vereins. So kritisiert sie das Fehlen klarer Zuständigkeiten für bestimmte Aufgaben: beispielsweise in der Pflege des Vereinsgeländes, die leider zu oft nur auf Zuruf und ohne einschlägige Kompetenz geleistet wurde. Dabei ging es ihr zufolge auch um das Prestige des Vereins, der in der Bundesliga spielt und der mit seinem öffentlichen Auftreten um die Gunst potenzieller Mitglieder werbe, die alternativ ja auch in einem kommerziellen Fitnessstudio trainieren könnten. Als konkretes Beispiel ihrer Verantwortung stellt Susanne in ihrer Erzählung das vereinsinterne „Ehrenamtskonzept“ (ebd., Z. 235) vor, welches sie zusammen mit einem ehemaligen beruflichen

Ehrenamtsmanager entwickelte. Wichtig war ihr dabei etwa die Entwicklung klarer Aufgaben-„Profile“ (ebd., Z. 350), sodass jede Person klar weiß, was sie zu tun hat. Auch wollte sie eine „Dankeskultur“ (ebd., Z. 301) für die Engagierten etablieren. Außerdem legte sie angesichts der hohen Fluktuation im Ehrenamt Wert auf die Dokumentation von „Prozessen“ (ebd., Z. 1058).

Spannend für unsere Analyse ist nun, wie sie ihre Vorstellung des Managens im Gegensatz zu den Vorstellungen der anderen Vereinsvorständen erzählt. Susanne schildert die Arbeit im Vorstand nicht als inhaltlichen Streit in der Sache, sondern eher als eine Art Generationenkonflikt zwischen unterschiedlichen Haltungen zum Verein. Sie beschreibt einen „Clash of Cultures“ (ebd., Z. 515) zwischen denjenigen, die „durch Familienbande lange im Verein verhaftet“ (ebd., Z. 1357) sind und denjenigen, die als zugezogen gelten. Erstere hätten eine pragmatische Haltung des „komm, ich mach das schon“ (ebd., Z. 554) gepflegt, die von Susanne als wenig zukunftsfähig kritisiert wird. Demgegenüber vertrat Susanne ein moderneres und professionelleres Verständnis von Management, das sich letztlich aber nicht etablieren ließ, weil es „beharrende Kräfte“ (ebd., Z. 1342) gab, die Sorge um ihre lieb gewonnenen „Traditionen“ (ebd., Z. 1352) hatten. In der Zusammenarbeit im Vorstand schildert sich Susanne als diejenige, die bei der Koordination von Ehrenamtlichen versuchte, die „Fäden zusammenzuhalten“ (ebd., Z. 1167). Generell lautet ihr Resümee, dass ihr Projekt „stecken geblieben“ ist (ebd., Z. 371). Den anderen Vorstandsmitgliedern sei letztlich nicht klar geworden, welche enorme Bedeutung ein gutes Konzept für das Management freiwillig Engagierter im Verein habe, weswegen es ihr an „Rückhalt“ (ebd., Z. 377) für die Umsetzung ihres Vorhabens fehlte, was sich wiederum darin ausdrückte, dass ihre Belange bei Neubesetzungen von Posten im Vorstand keine wirkliche „Priorität“ (ebd., Z. 390) bekamen.

Zwar erinnert Susannes Kritik an den anderen an die Erzählungen über das Puzzeln, insofern als einzelne Engagierte nur handlungsfähig sind, wenn sie von anderen unterstützt werden. Allerdings unterscheidet sich die Erzählweise von Susanne über die Angewiesenheit auf andere deutlich von derjenigen einer horizontalen Kooperation: Statt einer Vereinsentwicklung, an der alle gleichermaßen beteiligt sind, scheint es Susanne darum zu gehen, dass die übrigen Vereinsmitglieder ihrer Vision zustimmen. Immer wieder betont sie ihren Wissensvorsprung sowie die Bedeutsamkeit und Richtigkeit ihrer Vorstellungen, die sie autonom bzw. mit einem Mitstreiter entwickelt hatte und die von den anderen nicht verstanden wurden.

Autonomie im eigenen Handeln und Unabhängigkeit vom Milieu der Organisation sind auch Merkmale der Erzählung von Kurt und seiner Arbeit in unterschiedlichen Gremien der katholischen Kirche. Er begann sein Engagement auf Gemeindeebene im Pfarrgemeinderat, erlebte dann unterschiedliche Umstrukturierungsprozesse und wurde in der Zeit seines beruflichen Ruhestands sowohl auf Dekanats- als auch auf Bistumsebene Mitglied in der Laienvertretung. Da-

bei arbeitete er mit anderen an Aktionen und Konzepten, die etwa dem Mitgliederschwund in seiner Kirche begegnen sollten.⁶¹ Insofern erzählt Kurt sein Engagement und die Zusammenarbeit mit anderen immer auch im Horizont gemeinsamer Anliegen wie dem Erhalt der kirchlichen Gemeinschaft oder der Suche nach einer zeitgemäßen Kommunikation der christlichen Botschaft. Der Orientierungsrahmen seiner Kooperationserzählungen wird gut an folgendem Beispiel deutlich: Nach einem Kirchturmbrand diskutierte die Gemeinde darüber, wie es mit dem Kirchenbau weitergehe. „Viele“ (Interview 30-K Kurt, Z. 298) forderten seinerzeit, den Kirchturm zu erhalten, was Kurt aber kritisiert:

„Und ich hab' halt irgendwann mal vorgeschlagen, A: Was wäre 'ne Maßnahme ohne Kirchturm? Und äh das wollte man nicht diskutieren. Ich hab' aber gesagt: ‚Wir müssen diese Variante einmal durchdiskutieren: Was sind die Kosten?‘ [...] Ähm hab' ich gesagt: ‚Es wäre unvernünftig, diese Variante nicht mit durchzurechnen.‘ Das wurde abgelehnt. Ich wäre hier/ich wollte die Kirche abreißen. Ich hab' gesagt: ‚Äh vielleicht wär's sogar viel besser, wir reißen die Kirche komplett ab und bauen eine völlig neue. Wir ham dahinter noch Grundstücke und so weiter. Dann lieber eine mit 'nem vernünftigen Gemeindeheim, das Gemeindeheim ist hier nur so'n Provisorium.‘ Also da bin ich massiv dann hier auch angefeindet worden.“ (Interview 30-K Kurt, Z. 310–327)

Kurts Verweise auf das „[D]urchdiskutieren“ (ebd., Z. 314) und Durchrechnen (ebd., Z. 320) ließen sich auf den ersten Blick als horizontale Relationierungen verstehen, in der gemeinsam verschiedene Alternativen abgewogen werden. Allerdings schildert Kurt (homolog zu Susanne), dass er die möglichen Varianten des Neubaus (etwa mit kleinerem Turm oder ohne Glocken) alleine aufgeworfen und vorgeschlagen habe. Dabei erzählt sich Kurt als jemand, der gewissenhaft verschiedene Handlungsoptionen abgewogen und klar Position im Sinne rationaler (weil ökonomischer) Lösungen bezogen habe, um für seine Gemeinde mit guten Gründen das Beste zu erreichen. Und wenngleich Kurt diese Passage nicht vertieft, scheint er sich auf der Suche nach einem „vernünftigen Gemeindeheim“ (vertikal) zu verschiedenen Lagern in der Gemeinde zu positionieren, die aus eher emotionalen (oder jedenfalls weniger vernünftigen) Gründen an den Gebäuden geblieben hätten: Anderen habe er als derjenige gegolten, der die Kirche „abreißen“ oder auch „verkaufen“ (ebd., Z. 329) wolle.

In seinem Insistieren erzählt sich Kurt als einen Engagierten, der sich von der Gemeinde (und etwaigen Denkverböten) distanzieren könne und losgelöst von Emotionen oder Traditionen auch mal den Blick von außen einnehme. Er erzählt weiterhin, dass ein Mitarbeiter des Bistums die Kosten durchgerechnet habe –

61 Im Kapitel zum Kirchenengagement haben wir bereits auf Kurt verwiesen und seine Erzählweise als solche rekonstruiert, in der sich die Logik von Kirchengemeinde als Organisation dokumentiert (vgl. Kapitel 4 Unterschiedliche Logiken im Kirchenengagement: Engagement zwischen Gemeinschaft, Bewegung und Organisation).

die unterschiedlichen Varianten seien ähnlich teuer gewesen. Gemeinsam seien sie jedoch zu dem Schluss gekommen, dass der Neubau als eigentlich „ideale Lösung“ (ebd., Z. 341) gegen die Mehrheiten in der Gemeinde nicht durchzusetzen sei. Damit schildert sich Kurt auch als eine Person, die nicht nur enge Kontakte mit der Amtskirche halte, sondern auch einen Draht in die höheren Hierarchieebenen pflege. Generell nimmt Kurt für sich in Anspruch, vernunftbegabt und emotional gelassen zu sein, einen weiten Überblick und starke Netzwerke zu haben. Er erzählt, als ermögliche ihm dies eine Distanz zum Denken der anderen Gemeindeglieder, u. a. im Pfarrgemeinderat, und zudem eine gewisse argumentative Unabhängigkeit.⁶²

Als drittes Beispiel möchten wir die Erzählung von Sven beleuchten, die sich in zweifacher Hinsicht von den vorherigen Erzählungen unterscheidet: Zum einen erzählt Sven nicht über eine administrative Tätigkeit in einem Vorstand, sondern von seinem Engagement als Jugendtrainer in einem Leichtathletik-Verein.⁶³ Zum anderen fokussiert Sven dabei auch nicht die Frage ökonomischer Rationalität bei Entscheidungen. Dennoch ist seine Erzählweise vergleichbar mit denjenigen von Susanne und Kurt, insofern als sich auch Sven als eine unabhängige Person mit einem Plan für das eigene Engagement erzählt. Sein Plan ist auf die Förderung des sportlichen Nachwuchses und die Funktionalität des Trainings ausgerichtet: Im Sport gehe es letztlich um den Erfolg im Wettkampf, der durch ein sinnvolles Training vorbereitet werde. Damit nimmt Sven für sich und das von ihm konzipierte Training in gleicher Weise eine zielorientierte Vernunft in Anspruch, wie die zwei zuvor dargestellten Engagierten.

Während Sven im Interview also klare Vorstellungen von einem sinnvollen und effektiven Training beschreibt, erzählt er auch, dass er sich vom Verein „irgendjemand“ (Interview 24-S Sven, Z. 211) als Unterstützung für sein Training gewünscht habe. In dieser Formulierung scheint auf, dass Sven keinen besonderen Wert auf eine Kooperation lege, in der er mit jemand anderem gemeinsam und auf Augenhöhe Trainingskonzepte ausarbeiten konnte. Vielmehr beschreibt er hier eine Arbeitskraft, die ihn funktional unterstützt und die letztlich aus-

62 Kurt erzählt, dass er sein Engagement aufgrund familiärer Sorgearbeit beendete. Die Tätigkeit in den diversen Gremien habe ihm durchaus Freude bereitet. Insofern bricht er im Unterschied zu Susanne sein Engagement nicht aufgrund von Differenzen in der Sache ab. Wie die Gruppendiskussionen mit aktiv Engagierten zeigen, scheint die Frage der Kooperation keine zu sein, die zwangsläufig zu Abbrüchen führt. Sowohl die Engagierten, die ein Engagement abgebrochen haben, als auch diejenigen, die noch engagiert sind, problematisieren die Kooperation im Engagement in ihren Erzählungen.

63 Das Interview mit Sven ist bereits im Sportkapitel rekonstruiert worden – dort wurde insbesondere auf seine Leidenschaft für die Leichtathletik und sein Leiden an der Trainingsarbeit hingewiesen, insofern dokumentiert sich bei ihm die typische Spannung des Engagementfeldes (vgl. Kapitel 5 Engagement in Sportvereinen zwischen Selbstzweck und Strukturbildung). Gleichzeitig zeigt sich bei ihm aber auch die Thematisierung von Kooperation im Engagement.

tauschbar ist. Deutlich wird dies auch in seiner Begründung: Er erzählt, dass er aufgrund beruflicher Verpflichtungen immer weniger Zeit für das Training zur Verfügung hatte und schonmal „abgehetzt“ (ebd., Z. 199) ins Training kam. Gleichwohl positioniert Sven sich selbst klar als Führungsperson, die das Training leitet, und die gesuchte Unterstützung in Abhängigkeit dazu im Wesentlichen als zuständig für das Aufwärmtraining (ebd., Z. 234).

Über den Ausstieg aus dem Engagement erzählt Sven ähnlich wie Susanne: Gefrustet vom Verhalten von anderen Personen gab er sein Amt auf. So betont er im Interview seine eigene Trainingsmoral („Wenn ich trainiere, für mich ist/sonntags, mittwochs, freitags ist von 18 Uhr/da ist Training. Da ist auch völlig egal, was anderes ist, da geh' ich ins Training, mach Sport“, ebd., Z. 260 ff.) als Maßstab für seine Gruppe. Die zu trainierenden Kinder erschienen allerdings nur unregelmäßig, zudem betrachteten die Eltern das Training eher als eine Art Nachmittagsbetreuung. Der eigene Frust (ebd., Z. 365), fehlende „Anerkennung“ und „Verständnis“ (ebd., Z. 346) für seine Leistungen sowie der zeitweise Verzicht auf das eigene Training werden von Sven als diejenigen Elemente erzählt, die ihn seine Trainerkarriere beenden lassen. Vergleicht man diese Erzählweise mit anderen Darstellungen über Jugendarbeit in unserem Sample, insbesondere Kinder- und Jugendtraining im Sport (vgl. die Kunstturnerin Sabrina im vorherigen Unterkapitel), so fällt auf, wie wenig Sven die Jugendlichen selbst als mögliche Kooperationspartner*innen in den Blick nimmt: Sie schaffen selbst keine angenehme Arbeitsatmosphäre, sondern werden nur als (widerwillig) Vollziehende seines Planes dargestellt.

Was die drei Erzählungen eint, ist die implizite Selbstpositionierung der Erzählenden als vernünftig und unabhängig, als gestalterisch und wirkmächtig. Sie erzählen sich als wenig emotional geleitet und nicht irgendwelchen Klüngeln oder Traditionen verpflichtet. Ebenso wie ein Spielstein auf einem Spielbrett stehen kann, ohne dass es anderer als Stütze bedarf, erzählen sich diese Engagierten als unabhängig(er) in der Kooperation. Ihre Handlungen erscheinen eher strategisch orientiert. Obwohl den hier betrachteten Beispielen des freiwilligen Engagements keine Arbeitsstrukturen mit Verantwortlichkeiten und Weisungsbefugnissen zugrunde liegen, entwerfen die Engagierten wie selbstverständlich Erzählungen, die sie vertikal zu anderen relationieren. Insofern sie gut durchdachte Vorschläge und Pläne zur gemeinsamen Lösung kollektiver Herausforderungen (z. B. den Erhalt eines Sportvereins, einer Kirchengemeinde oder des sportlichen Nachwuchses) artikulieren, erzählen sich die Engagierten hier auch als solche, die ebendiese Lösungswege vordenken können und dürfen.

Tabelle 2: Idealtypische Orientierungsrahmen, in denen in unserem Material Kooperation im Engagement verhandelt wird

	Idealtypische Orientierungsrahmen	
	Puzzleile	Spielsteine
Verhältnis zu anderen	horizontal	vertikal
Zielerreichung	Emergenz	Planvollzug
Kompetenzverständnis	Schwarmintelligenz: Gleichwertigkeit aller Kompetenzen	Individuelle Kompetenz und Vernunft
Selbstbild als Handelnde	Sozial eingebettet	Autonom

8.3 Puzzleile und Spielstein – in einer Erzählung

Die idealtypische Differenzierung der Orientierungsrahmen „Puzzleile“ und „Spielsteine“ zielt auf eine Typisierung der Erzählweisen – nicht auf eine Zuordnung der erzählenden Engagierten. Die einzelnen Engagierten abschließend auf den einen oder den anderen „Kooperationsstil“ festzulegen, scheint uns nicht sinnvoll, da sich in den einzelnen Erzählungen meist Hinweise auf beide Vorstellungen von Kooperation finden lassen – auch wenn oft eine von beiden dominiert. Dies gilt beispielsweise für die Erzählung von Karin, der wir den Begriff der „Puzzleile“ entlehnt haben. Auch in ihren Schilderungen zeigt sich eine Autonomie, die sie sich und ihrer Arbeit zuschreibt. Gerade im Kritisieren der vermeintlich irrationalen „Befindlichkeiten“ (s. o.) der anderen in ihrer Kirchengemeinde positioniert sie sich als eine besserwissende Person. In dieser Hinsicht erinnert ihre Erzählung an die Orientierung der „Spielsteine“. Umgekehrt lassen sich auch in den als „Spielsteine“ rekonstruierten Erzählungen mitunter horizontale Relationierungen beobachten: So etwa wenn Kurt über seine Zusammenarbeit mit kirchlichen Würdenträgern wie dem Bischof oder dem Generalvikar spricht, mit denen er sich auf Augenhöhe über die Zukunft der Kirche austauschte: „Mit [...] Argumenten konnte man ganz anders mit ihm [dem Bischof, d. A.] reden.“ (Interview 30-K Kurt, Z. 545 f.)

Dass die unterschiedlichen Darstellungsweisen von Kooperation im Engagement keine persönlichen Charaktereigenschaften der ehemaligen Engagierten dokumentieren, zeigt sich besonders deutlich in der Erzählung von Käthe, die daher an dieser Stelle als letztes Beispiel skizziert werden soll. Ihre Erzählung handelt von zwei Frauengruppen in der katholischen Kirche in zwei unterschiedlichen Städten. In der Darstellung der ersten Frauengruppe reproduziert Käthe eine für die „Puzzleile“ typische Erzählstruktur: So schildert sie einen Elterntreff, aus dem heraus sich (auf eine emergente Art und Weise) zunehmend Integrations- und Toleranzworkshops entwickelten, die derart erfolgreich waren, dass die Initiatorinnen von der lokalen Verwaltung eingeladen wurden,

an dem Konzept der „Kulturmittler*innen“ (Interview 38-K Käthe, Z. 209) der Stadt mitzuarbeiten. Die Entstehung der Workshops wird von Käthe als ein kollektiver Weiterbildungsprozess beschrieben, in dem nicht nur jedes Gruppenmitglied neue Expertinnen vorschlagen konnte, sondern auch das eigene Unwissen hinsichtlich Migration und Diversity offen artikuliert wurde.⁶⁴ Ihre Darstellungsweise verändert sich allerdings mit einem umzugsbedingten Gruppenwechsel: So erzählt Käthe, dass sie in der neuen Frauengruppe von ihren Erfahrungen berichtete und dort ähnliche Projekte initiieren wollte. Dabei wurde ihr aber vermittelt, dass ihre Themen für die neue Gruppe nicht relevant wären. In dieser Darstellung reproduziert Käthe nun typische Merkmale der Erzählstruktur der „Spielsteine“. Sie erzählt nicht nur, wie sie am Einbringen neuer guter Ideen gehindert wurde, sondern relationiert sich auch vertikal mit den anderen Frauen: Letztere, so schildert Käthe, wollten „unter sich sein“ (ebd., Z. 817f.) und über (aus Käthes Sicht) belanglose Dinge reden.

Käthes Beispiel illustriert deutlich, dass sich die Haltungen oder Kooperationsstile der Engagierten nicht auf einen der beiden Orientierungsrahmen reduzieren lassen, die wir oben herausgearbeitet haben. So ist ihre Darstellung der ersten Frauengruppe durch die gleichberechtigte Kooperation und die *Emergenz* der unverhofft erfolgreichen Toleranzworkshops geprägt, während die anschließende Schilderung zur zweiten Gruppe maßgeblich durch einen *strategischen Plan* angeleitet wird, für den Käthe ihre Mitengagierten (vergeblich) begeistern möchte.

Im Vergleich der hier behandelten Beispiele wird zudem deutlich, dass das Gelingen von Kooperation nicht an einen der beiden Kooperationsstile gebunden ist. Gelingende Kooperationen werden keineswegs immer als ein emergentes „Puzzeln“ dargestellt und die Darstellungen eines strategischen „Spielens“ handeln nicht notwendigerweise nur von Konflikten. Vielmehr verstehen wir die „Puzzleteile“ und „Spielsteine“ als zwei Orientierungsrahmen, die das Erleben, Darstellen und Bewerten von Kooperationen im Engagement jeweils spezifisch anleiten. Kooperationen werden in beiden Erzählweisen auf unterschiedliche Weise als gelingend oder schwierig erlebt – möglicherweise insbesondere dann, wenn verschiedene Vorstellungen von Kooperation im Engagement aufeinander treffen.

64 Auch auf Käthe haben wir im Kirchenkapitel verwiesen als eine, in deren Erzählungen sich die Kirchengemeindelogik von Kirche als Bewegung dokumentiert (vgl. Kapitel 4 Unterschiedliche Logiken im Kirchenengagement: Engagement zwischen Gemeinschaft, Bewegung und Organisation).

8.4 Zusammenfassung

Unsere Analyse der Engagementerzählungen steht in deutlichem Kontrast zu einem Bild von Engagement, in dem Kooperation selbstverständlich und konfliktfrei stattfindet. Kooperation erscheint in unseren Interviews vielmehr als äußerst voraussetzungsvoll und umstritten. Dabei geht es gerade nicht nur darum, ob kooperiert wird oder nicht.⁶⁵ Auch geht es nicht nur um inhaltliche Differenzen (etwa darum, in welcher Form eine Kirche wieder aufgebaut werden sollte). Herausfordernd werden vielmehr grundsätzliche Fragen über die Art und Weise der Kooperation: Wie wichtig sind die konkreten Ziele und Ergebnisse der Kooperation im Engagement? Wer übernimmt dabei welche Verantwortung oder auch nicht? Und welche Rolle sollen unterschiedliche Kompetenzen und Wissensbestände in der Zusammenarbeit spielen? Die Engagementgeschichten machen deutlich, dass solche Fragen nicht einfach zu lösen sind und sich ganz unterschiedlich beantworten lassen. Die Erzählungen lassen sich dabei jeweils auch als ein Plädoyer für ein bestimmtes Kooperationsverhältnis lesen. Die Erzählungen im Orientierungsrahmen der „Puzzleteile“ werben dafür, verschiedene Kompetenzen als gleichwertige anzuerkennen und sehen die von ihnen geschätzte Gemeinschaftlichkeit durch Konflikte oder Wettbewerb bedroht. Demgegenüber argumentieren die Erzählungen im Orientierungsrahmen der „Spielsteine“ dafür, die (eigenen) individuellen Kompetenzen als besseres Wissen für das Verfolgen rational begründeter Ziele anzuerkennen. Sie wenden sich dagegen, dass etwa eine Tradition, die eher emotional als rational begründet sei, ein zielgerichtetes Handeln unterminiere. Beide Erzählweisen beziehen sich implizit auf einen Konflikt zwischen verschiedenen Vorstellungen von Kooperation, welche den individuellen Kompetenzen und rationalen Entscheidungen einerseits sowie inklusiver Gemeinschaftlichkeit andererseits jeweils eine unterschiedliche Bedeutung zuweisen. So unterschiedlich die beiden vorgestellten Perspektiven auf Kooperation auch sind, sie weisen Ähnlichkeiten auf: Die Engagierten sind damit beschäftigt, die anderen in ihrem Engagement (kritisch) zu beobachten. Sowohl in den Erzählungen vom Typus „Puzzleteile“ als auch vom Typus „Spielsteine“ geht es wesentlich um das Verhältnis zu den anderen Engagierten, deren Vorstellungen von Kooperation und Zielen im Engagement kritisiert werden.

Im Unterschied zu Perspektiven, welche Schwierigkeiten in der Kooperation mit individuellen Eigenschaften von Personen erklären (welchen etwa die Motivation oder die Kompetenzen für Partizipation fehlen würden), führen wir die dargestellten Schwierigkeiten auf eine Spezifik des freiwilligen Engagements an sich

65 Viele Studien unterscheiden relativ dichotom, ob Kooperation stattfindet oder nicht. Verschiedene Perspektiven unterscheiden Kooperation dabei von Administration (z. B. Nesbit et al. 2016), Konflikt (z. B. Einarsdóttir und Osia 2020) oder Kooperationsverweigerung (z. B. Diekmann und Lindenberg 2015).

zurück. Die homologen Erzählweisen über Kooperation verweisen darauf, dass die verschiedenen Engagierten ähnliche Erfahrungen mit den voraussetzungsvollen Bedingungen von Kooperationsbeziehungen im Engagement gemacht haben. Relevant werden hier die Versprechen, mit denen typischerweise um Engagierte geworben wird: Freiwilliges Engagement wird dargestellt als ein Ort, an dem man andere Menschen kennenlernen und sich gemeinsam mit ihnen für eine Sache einsetzen könne. Zugleich verspricht das Engagement auch eine Gelegenheit, diese gemeinsame Sache mitgestalten zu können. Unsere Analyse zeigt, dass die Engagierten diesen Gestaltungsspielraum wahrnehmen, indem sie (z. T. weitreichende) eigene Ideen und Vorstellungen entwickeln und zu realisieren versuchen. Die verschiedenen Vorstellungen von Kooperation werden dabei zunächst kaum expliziert. Dies verweist auf ein zweites Merkmal von freiwilligem Engagement: Im Unterschied zu Erwerbsarbeit gibt es hier selten Strukturen, in denen Weisungsbefugnisse und Zuständigkeiten geklärt sind. Im Versprechen auf Mitgestaltung bleiben solche Strukturen vielmehr oft diffus und implizit. In den von uns erhobenen Interviews finden wir auch keine Schilderungen darüber, dass sich Engagierte untereinander über die Art und Weise der Kooperation verständigt hätten. Diese nicht explizierten Kooperationsverhältnisse verstehen wir als eine wesentliche Bedingung, dass unterschiedliche Vorstellungen von Kooperation in der beschriebenen Art und Weise in Spannung zueinander geraten.

So besehen erscheint der Modus Operandi der Kooperation im freiwilligen Engagement gerade nicht als selbstverständlich. Vielmehr wird er in den von uns erhobenen Interviews als ein uneindeutiger Gegenstand erzählt, der nur implizit verhandelt wird und zu dem sich die ehemaligen Engagierten in ihren Erzählungen positionieren – wobei ein Rahmen und eine Sprache für explizite Aushandlungen fehlt.

9. Das Kuratieren von Lebenszeit mit Engagement

In diesem Kapitel möchten wir eine weitere Gemeinsamkeit zwischen den Engagementgeschichten beleuchten: Im Vergleich der Engagementerzählungen wird deutlich, dass sie meist ganz viele Aspekte des Lebens miteinander verweben. Es scheint für unsere Interviewten nicht möglich bzw. sinnvoll zu sein, ihre Engagementverläufe zu schildern, ohne dabei auch viel über ihre eigene Person zu erzählen und das gleich in mehrfacher Hinsicht:

- So erzählen sich viele Engagierte als Berufstätige mit relevanten Vorerfahrungen und Kompetenzen oder verorten ihr Engagement in biografischen Phasen des Ruhestands, Studiums oder der Erwerbslosigkeit.
- Häufig geht es in den Erzählungen zudem um die eigene Familie, insofern etwa die Geburt eigener Kinder oder die Pflege von Angehörigen geschildert und mit dem Engagementverlauf in Verbindung gebracht werden. Die spezifischen Phasen im Familienleben schaffen zusätzliche Gelegenheiten zum Engagement, verbauen aber auch andere.
- Engagementerzählungen gehen häufig mit moralischen Verortungen einher: Sie transportieren langanhaltende Überzeugungen und Wertvorstellungen, markieren aber auch die Momente, in denen sich Engagierte neuen Personen und Themen und damit auch neuen Werten zugewandt haben. Über Engagement zu sprechen, bedeutet insofern immer auch eine moralische Entwicklung zu berichten.
- Darüber hinaus werden in die Engagementgeschichten auch eigene Hobbys und Interessen, Freundschaften und andere soziale Beziehungen eingebracht, die zu einem konkreten Engagement geführt haben oder die durch das Engagement entstanden sind.

Gemeinsam ist den Erzählungen damit eine meist sehr reflexive Darstellung des eigenen Lebens, indem einem jeweils ganz bestimmten Engagement ein sinnvoller Platz zugewiesen (oder auch wieder abgesprochen) wird. Auf diese Weise entspinnen sich in den Interviews immer auch individuelle Narrative, die den jeweiligen Engagementverlauf rahmen: So schildert beispielsweise die ehemalige Engagierte Susanne nicht nur den Verlauf ihres Engagements im Vorstand eines großen Sportvereins, sondern entwirft sich zugleich als eine kompetente Managerin, der es wichtig gewesen sei, ihre beruflich erworbenen Planungs- und Steuerungskompetenzen auch im und für den Verein fruchtbar zu machen (Interview 36-S Susanne). Ganz anders erzählt sich wiederum die erfolgreiche Akademikerin und gläubige Christin Karin v. a. auch als ein bescheidenes Kirchenmitglied,

dem es durchaus im Kontrast zu seiner beruflichen Karriere – sowie im Gegensatz zu vielen anderen Kirchenmitgliedern – im Engagement gerade nicht darum gegangen sei, sich wichtig zu machen (Interview 48-K Karin). In diesem Sinne weist tatsächlich jede einzelne Engagementerzählung in unserem Sample einen individuellen Fluchtpunkt auf, der die Darstellung prägt und uns meist schon bei der ersten Lektüre der Interviewtranskripte ins Auge fällt: etwa in Form einer bestimmten Werthaltung, politischen Überzeugung, beruflichen Kernkompetenz, persönlichen Leidenschaft oder spezifischen Interessen der erzählenden Person.

Um die Engagementgeschichten in dieser Hinsicht zu analysieren, bedienen wir uns im Folgenden des Begriffs des *Kuratierens*. „Kuratieren“ bedeutet in anderen Kontexten u. a. das Auswählen und Arrangieren von bestimmten Gegenständen bzw. Kunstwerken, sodass sie eine insgesamt stimmige Ausstellung ergeben. Auf eine ganz ähnliche Weise präsentieren sich die Interviewten mit Vorgeschichten, Hintergrunderzählungen und Anekdoten aus ihrem Leben, die zusammen ein spezifisches und anschauliches Bild der engagierten Person zeichnen. Diese meist pointierten Selbstdarstellungen der ehemaligen Engagierten sind dabei insofern bemerkenswert, als sie in den Erzählungen stets eine ähnliche Funktion erfüllen. Während wir beim Führen der Interviews möglichst offen danach gefragt haben, wie es zu dem jeweiligen Engagement(verlauf) gekommen sei, scheinen sich die Interviewten in der rückblickenden Schilderung ihrer Engagements implizit an einer konkreteren Fragestellung zu orientieren: Was genau habe eigentlich *ausgerechnet ich* gerade hier gemacht? Damit dokumentiert sich in der kuratierenden Darstellungsweise der Engagement- und Lebensgeschichten, dass und wie die ehemaligen Engagierten ihre konkreten freiwilligen Tätigkeiten nicht zuletzt auch als Bestandteil ihres eigenen Lebens ausformen müssen.

In ihren Erzählungen präsentieren uns die ehemaligen Engagierten also biografisch sinnvolle Entwürfe, die das Engagement einschließen. Wir gehen davon aus, dass sie diese (Selbst-)Entwürfe nicht nur im Moment des Interviews für uns konstruieren, sondern schon vorab für sich geklärt haben. Wir verstehen die kuratierende Darstellung des eigenen Lebens somit als Ergebnis einer längeren Entwicklung und möchten argumentieren, dass sich in der Orientierung an der sinnstiftenden Verknüpfung verschiedener Lebensbereiche eine typische Herausforderung dokumentiert: So dokumentiert die kuratierende Darstellungsweise der Engagementgeschichten stets auf ähnliche Weise die Notwendigkeit, dem konkreten Engagement einen Sinn im Zusammenhang des eigenen Lebens geben zu müssen.

Dabei bezieht sich die kuratierende Darstellung des eigenen Lebens in den Erzählungen typischerweise auf zwei zusammenhängende Aspekte. Erstens schildern die Interviewten ihre Engagements nicht selten im Verhältnis zu anderen wichtigen Lebensbereichen wie Familie und Beruf oder auch persönlichen Hobbys und sozialen Beziehungen. Dabei orientieren sich die Darstellungen an der Herstellung einer Passung zwischen einem konkreten Engagement und

anderen Rollen, Aufgaben und Tätigkeiten zu einem bestimmten biografischen Zeitpunkt im Leben. Diesen Horizont der Übereinstimmung zwischen einem ganz bestimmten Engagement und weiteren Lebensbereichen wie z. B. Elternschaft und/oder Beruf bezeichnen wir im Folgenden als (synchrone) *Kongruenz* (in eine ähnliche Richtung argumentieren in der Engagementforschung Niebuur et al. 2022; Hogg 2016).

Zweitens zeigt sich in den Interviews meist auch eine biografische Verlaufsperspektive, in der das Engagement über längere Zeiträume hinweg als Bestandteil der eigenen Lebensgeschichte erzählt wird. Hier orientieren sich die kuratierenden Darstellungen stärker am biografischen Längsschnitt, in dem ein bestimmtes Engagement sinnvoll mit früheren und späteren Lebensabschnitten in Verbindung gebracht wird. Diesen Horizont von biografischen Zusammenhängen und Kontinuitäten in der Darstellung des Engagements bezeichnen wir im Folgenden als (diachrone) *Kohärenz* (für eine solche Perspektive auf die Frage, wer man selbst einmal gewesen sein möchte, vgl. Corsten und Kauppert 2007).

In diesem Kapitel zeigen wir, wie die Orientierung an Kongruenz und Kohärenz das Erzählen von freiwilligem Engagement im Verhältnis zum eigenen Leben strukturieren. Wir argumentieren, dass sich die kuratierenden Darstellungsweisen in der Herstellung von Kongruenz und Kohärenz nicht auf spezifische Felder des Engagements zurückführen lassen, sondern auf ein typisches Merkmal von zivilgesellschaftlichem Handeln an sich verweisen: Die kuratierende Erzählweise der Engagementgeschichten verdeutlicht, dass ein konkretes Engagement im Bereich der Zivilgesellschaft immer auch mit der Erwerbsarbeit (Bereich des Marktes) sowie mit dem Familienleben und der Freizeit (Bereich der Privatheit) in Einklang gebracht werden muss.

9.1 (In-)Kongruenzen: Wenn Engagement (nicht mehr) zu anderen Lebensbereichen passt

Zunächst möchten wir uns einer recht naheliegenden, wenn nicht banalen Einsicht aus den Engagementerzählungen widmen: *Dass* die Ausübung eines Engagements mit anderen Lebensbereichen in Einklang gebracht werden muss, liegt tendenziell auf der Hand. Schließlich bedeutet jede Involvierung in zivilgesellschaftliche Zusammenhänge das Aufwenden und Verbringen von persönlicher Lebenszeit, die sich grundsätzlich immer auch anderweitig gestalten ließe. In diesem Sinne hat auch der aktuelle Freiwilligensurvey für das Jahr 2019 erneut darauf aufmerksam gemacht, dass zeitliche Restriktionen mit am häufigsten als Motiv gegen die Aufnahme oder Weiterführung freiwilliger Tätigkeiten genannt werden (vgl. Arriagada und Karnick 2022). Dieser Befund ließe sich weiter zuspitzen, insofern auch die weiteren häufig genannten beruflichen oder familiären

Hinderungsgründe (vgl. ebd.) ebenfalls auf die endlichen Ressourcen von (potenziellen) Engagierten verweisen. Insofern muss ein Engagement offensichtlich mit anderen Lebensbereichen konkurrieren. In diesem Sinne argumentiert ein durchaus relevanter Zweig in der Engagementforschung mit einer eher harten Unterscheidung: entweder steht die für Engagement notwendige Zeit eindeutig zur Verfügung – oder nicht.⁶⁶

Die Analyse unserer Engagementgeschichten verdeutlicht im Unterschied zu dieser harten Unterscheidung, dass mit dem Engagement immer auch eine Abwägung einhergeht, die in den Interviews nicht selten ausführlich begründet wird. Die ehemaligen Engagierten thematisieren ihre Zeit dabei kaum im Sinne einer quantifizierbaren Ressource, die (irgend)ein Engagement ermöglicht oder verhindert hätte. Im Mittelpunkt der kuratierenden Darstellungsweise steht vielmehr die Bedeutung der im Engagement verbrachten Lebenszeit. So steigen die Interviewten typischerweise mit einer Vorgeschichte ein, die eine bestimmte biografische Momentaufnahme als *sinnvollen* Ausgangspunkt für ein ganz bestimmtes Engagement beschreibt. Umgekehrt können Hintergrunderzählungen zu anderen Lebensbereichen wiederum auch als Begründung für eine *sinnvolle* Beendigung des Engagements dienen. Hier wie dort werden insbesondere biografische Veränderungen wie die Geburt von Kindern, berufliche Neuorientierungen oder auch Umzüge mit der Aufnahme oder Beendigung freiwilliger Tätigkeiten in Verbindung gebracht. Gemeinsam ist den Interviews dabei die kuratierende Darstellungsweise, in der das jeweilige Engagement zu einem bestimmten Zeitpunkt als (nicht mehr) passend zum weiteren Leben beschrieben wird.

9.1.1 Kongruenz als Passung des Engagements zu verschiedenen Lebensbereichen zu einem biografischen Zeitpunkt

Ein beinahe idealtypisches Beispiel für die Darstellung von einer kongruenten Passung zwischen dem Engagement und anderen Lebensbereichen, findet sich in der Vorgeschichte zu Wiebkes Engagement, die eine Mutter-Kind-Gruppe für geflüchtete Frauen initiiert und geleitet hat. Gleich zu Beginn des Interviews erläutert Wiebke, warum sie sich für dieses Projekt überhaupt entschieden habe:

„Das war Anfa(n g) 2015. Da hab' ich gerade ähm mein zweites Kind bekommen, (.) äh war noch im Mutterschutz, (.) hab' dann angefangen, wohl wieder zu arbeiten nach ähm vier, beziehungsweise fünf Monaten, aber halt auch noch nicht (unv.) Stelle, hier an der Uni, sodass ich auch relativ wenig Präsenz vor Ort hatte. (.) Ähm (...) mein ers-

66 Für die USA vgl. Sundeen et al. (2007) und Taniguchi (2012), für Deutschland zudem die Daten aus der Zeitverwendungserhebung (z. B. Blinkert und Klie 2017).

ter Sohn war dann schon im Kindergarten, und ich hatte einfach (.) morgens Zeit, (.) ähm etwas zu tun, mich um meine Tochter zu kümmern, (.) aber dachte dann: Ja, gut, dann kann ich auch (.) in der Zeit noch irgendwas/mich auch noch um andere Leute kümmern. [ja] Es heißt ja nicht, dass, wenn ich irgendwie, mh, nicht irgendwie 'ne Mutter-Kind-Gruppe leite, (.) kann ich mich ja unter Umständen noch besser um mein Kind kümmern und auch schon mit dem Hintergr(u)n(d), ähm (.) dass es A 'ne sinnvolle Beschäftigung ist, aber eben auch noch mal [...] ähm unter Erziehungsaspekten meinen Kindern gegenüber auch noch mal andere Werte vermittelt, [mhm] wenn m(a)n/also ich hätt' auch ins Sportstudio gehen können und [mhm] mein Kind abgeben können, [mhm] man hätte/ich hätte viele Möglichkeiten [mhm] gehabt, die Zeit zu füllen. Aber ähm (.) ja, also es war mir dann auch schon wichtig, zu zeigen, was man denn so eigentlich sinnvoll mit seiner Zeit machen kann.“ (Interview 19-W Wiebke, Z. 10–36)

Auf eine sehr typische Art und Weise markiert dieser Erzähleinstieg einen spezifischen Zeitpunkt („Anfang 2015“) als sinnvollen Ausgangspunkt für die folgende Geschichte und damit auch für die Anbahnung des hier geschilderten Engagements. Inhaltlich beschreibt Wiebke dabei eine biografische Umbruchszeit, die sowohl durch die Geburt ihres zweiten Kindes als auch durch ihren beruflichen (Wieder-)Einstieg an einer Universität geprägt gewesen sei. Mit anderen Worten positioniert sich Wiebke in ihrer Engagementgeschichte also zunächst als eine berufstätige Mutter, die als solche über bestimmte Zeitressourcen verfügte: Einerseits habe sie nur „morgens“ über zeitliche Spielräume verfügt und hier andererseits „viele Möglichkeiten“ für deren Ausgestaltung gesehen. Während der grundsätzliche Ressourcencharakter der Zeit in den Formulierungen sehr deutlich wird, fällt v. a. die tendenziell rechtfertigende Art und Weise auf, in der Wiebke vor diesem biografischen Hintergrund auf die Leitung der Mutter-Kind-Gruppe zu sprechen kommt. Tatsächlich scheint ihre Darstellung eine potenzielle Kritik an ihrem Engagement oder gar ihrer Mutterschaft zu antizipieren, die Wiebke sogleich zu entkräften sucht: Das damals noch hypothetische Engagement bedeute demnach „ja nicht“ notwendigerweise einen Nachteil für die Betreuung ihres noch jungen Kindes. Vielmehr lasse sich das Engagement in Wiebkes Argumentation als ein genuiner Mehrwert für die Kindererziehung begreifen, insofern es ihr *gerade* als Mutter ermögliche, eine Art Vorbildfunktion auszufüllen und „andere Werte“ zu vermitteln.

Den Fluchtpunkt in der Vorgeschichte bildet damit eine spezifische Bedeutung des Engagements als „sinnvolle Beschäftigung“, die sich als solche auch von offenbar weniger sinnvollen Freizeitaktivitäten („Sportstudio“) unterscheiden lässt. Wiebkes Rolle als berufstätige Mutter avanciert in dieser Darstellung zu einem sinnstiftenden Rahmen für die Anbahnung des Engagements in der Mutter-Kind-Gruppe für geflüchtete Frauen: So bereichere gerade dieses Engagement nicht nur die eigene Kindererziehung, sondern passe darüber hinaus auch zu ih-

rer wissenschaftlichen Forschung über „traumatische Erlebnisse[...]“ (ebd., Z. 38), die Wiebke nur wenig später relevant macht. Bemerkenswerterweise schildert Wiebke damit insgesamt weniger die Notwendigkeit, die vergleichsweise knappen zeitlichen Ressourcen einer berufstätigen Mutter effizient zu managen. Ihr Verweis auf das (sinnvolle) „Füllen“ von Lebenszeit – ein Kriterium, welches sie bei sich offenbar als erfüllt ansieht –, lässt sich in diesem Sinne verstehen als ein möglichst gutes In-Passung-Bringen von Familienzeit, beruflicher Fertigkeiten und Engagement.

Wiebkes Vorgeschichte ist beispielhaft für eine kuratierende Darstellungsweise von Lebensbereichen, die wir auch in anderen Interviews beobachten und als die Darstellung von *Kongruenz* interpretieren. Gemeint ist damit eine affirmative Erzählweise, die durch die Herstellung von sinnvollen Wechselbeziehungen zwischen dem Engagement und anderen wichtigen Lebensbereichen geprägt ist. Entsprechende Darstellungen finden sich dabei nicht ausschließlich in Vorgeschichten zur Anbahnung des Engagements. So lässt sich im Vergleich zu Wiebke etwa die Erzählung von Ursula betrachten, die von einem Engagement im Aufsichtsrat einer Energiegenossenschaft erzählt.

Im Unterschied zu Wiebkes biografischer Vorgeschichte konzentriert sich Ursulas Erzähleinstieg zunächst sehr viel stärker auf die Beschreibung der Energiegenossenschaft selbst sowie eine chronologische Schilderung ihres unkomplizierten Wegs in den dortigen Aufsichtsrat. Gleichwohl streut Ursula am Rande dieser Erzählung immer wieder Hinweise auf ihre damalige Lebenssituation ein, die sie ebenfalls als berufstätige Mutter positionieren: So seien sie etwa als „Familie oder Pärchen erst mal“ (Interview 50-U Z. 50–51) vor der Geburt ihres ersten Kindes auf die Genossenschaft aufmerksam geworden. Zudem habe Ursula als „Landschaftsarchitektin“ (ebd., Z. 126) in verschiedener Hinsicht professionelle Kompetenzen in das Engagement einbringen können. Wie die verschiedenen Lebensbereiche Familie, Beruf und Engagement zu diesem spezifischen biografischen Zeitpunkt in Bezug gesetzt werden, wird dabei an zwei Stellen besonders deutlich. So kommt Ursula kurz nach der Stegreiferzählung und auf Nachfrage zu den typischen Inhalten im Aufsichtsrat erstmals auf ihre damalige familiäre Situation zu sprechen:

„Und irgendwie war das nie kurzweilig, also doch, kurzweilig schon aber nie kurz. Also wir ham meistens so [ja] drei Stunden (fragend) (.) [ja] oder so zusammengesessen (lachend) und über Dinge geredet, ähm was (.) aber auch in der familiären Situation dann gut machbar war. Ich hab' halt meinen Sohn dann mitgenommen, irgendwie [...] und dann hat der immer mitgemacht, [[[lacht]]) hat dann gepennt, und dann ham wir weitergeredet oder so. Also das war alles/[mhm] ähm (.) die sind da auch alle total entspannt. (.) [ja] (.) Und an mehr Themen, also ganz ehrlich, kann ich mich jetzt gar nicht erinnern.“ (Interview 50-U Ursula, Z. 311–322)

In dieser zunächst recht unscheinbaren Sequenz resümiert Ursula die im Vorfeld angesprochenen Treffen im Aufsichtsrat, die insgesamt stets unterhaltsam, aber auch zeitintensiv gewesen seien. Nicht zufällig scheint vor dem Hintergrund der zeitlichen Anforderungen des Engagements sodann auch die Betreuung von Ursulas Sohn relevant zu werden, der in der Zwischenzeit als ihr erstes Kind geboren wurde. Während die inhaltlichen „Dinge“ der Aufsichtsratsarbeit an dieser Stelle recht abstrakt und diffus bleiben, betont Ursula die „machbar[e]“ Vereinbarkeit von Familie und Engagement und führt sie an einem einprägsamen Erlebnis aus: In der affirmativen Darstellung einer „total entspannt[en]“ Atmosphäre eines Aufsichtsratstreffens verbindet sich die freiwillige Tätigkeit gleichzeitig mit der familiären Betreuungs- und Sorgearbeit. Dass und wie die Mutterschaft und das Engagement verknüpft werden konnten, scheint damit in Ursulas Darstellung tendenziell wichtiger als die Inhalte der Aufsichtsratstreffen.

Ganz ähnlich erzählt Ursula an späterer Stelle des Interviews eine weitere Anekdote, in der das Relationieren von Familie, Beruf und Engagement noch deutlicher wird. Sie antwortet damit auf die offene Frage nach einem besonderen Erlebnis im Engagement, mit der wir viele Interviews abgeschlossen haben. Ursula erinnert sich dabei spontan an die Begutachtung einer verschatteten Solaranlage, für die sie sich innerhalb ihrer Genossenschaft als Landschaftsarchitektin angeboten habe. Auch bei dieser praktischen Aufgabe sei ihr Sohn dabei gewesen, den sie (unter hinreichenden Sicherheitsvorkehrungen) sogar mit auf das Dach der Anlage genommen habe:

„Und ähm das war deshalb so cool, weil ich halt auf dem Dach war, schön mit meinem Sohn in der Manduca. Und das ist das Witzige, was ich ihm dann auch oft erzähle: Ich hab' ihn da oben gefüttert, ((lacht)) (((lacht))) weil er so lange gebrüllt hat, weil er Hunger hatte [...] Und dann ähm konnt' ich also meine Fachlichkeit und meine äh Mutterrolle (((lacht))) ähm ausfüllen und waren auch [ja] alle 'n bisschen beeindruckt, dass ich da über die steile Treppe mit dem Kind und so [ja] äh hochgegangen (((lacht))) bin aufs Dach.“ (Interview 50-U Ursula, Z. 666–677)

Befragt auf ein besonderes Erlebnis im Engagement verweist Ursula erneut auf eine Kongruenz verschiedener Lebensbereiche, die auf dem Dach der Solaranlage geradezu sichtbar und spürbar wird: So ist es gerade die Überschneidung mit Ursulas beruflicher „Fachlichkeit“ sowie ihrer privaten „Mutterrolle“, die diesen Moment im Engagement zu einem besonderen Erlebnis macht. Bemerkenswert ist dabei die ganze Abenteuerlichkeit der Anekdote, die – vom Erklimmen der steilen Treppe mit einer Babytrage auf dem Rücken bis zum Füttern hoch oben auf dem Dach – eigentlich die Unwahrscheinlichkeit der erlebten Übereinstimmung der so verschiedenen Lebensbereiche unterstreicht und von der Ursula auch heute noch gerne erzählt.

Gerade in dieser Hinsicht sind sich die Erzählungen von Wiebke und Ursula schon inhaltlich recht ähnlich, insofern sie ihre jeweiligen Engagements in einer bestimmten biografischen Phase der (beginnenden) Elternzeit verorten. Zudem teilen sie eine kuratierende Darstellungsweise, da sie das Engagement als eng verwoben mit beruflichen Kompetenzen und Wissensbeständen sowie dem eigenen Familienleben erzählen und damit auf einen kongruenten Lebensentwurf verweisen: So präsentieren sich Wiebke und Ursula in ihren Engagementerzählungen nicht zuletzt auch als junge Mütter, die gerade nicht nur in der Kinderbetreuung aufgehen. Zugleich dokumentieren die Schilderungen damit jeweils auf ihre Weise auch, dass ein Engagement nicht automatisch ein (sinnvoller) Bestandteil des eigenen Lebens wird: Während Wiebke ihre Entscheidung für ein Engagement explizit zu legitimieren sucht, verweist wiederum auch Ursulas affirmative Darstellung der Überschneidung verschiedener Lebensbereiche darauf, dass diese alles andere als selbstverständlich sind.

9.1.2 Inkongruenz als fehlende Passung des Engagements zu anderen Lebensbereichen zu einem biografischen Zeitpunkt

Bei der Analyse der Interviews sehen wir nicht nur, wie oben dargestellt, eine Kongruenz zwischen dem Engagement und anderen Lebensbereichen – wir finden auch die Darstellung von Konflikten bzw. *Inkongruenzen* zwischen verschiedenen Lebensbereichen, in denen das Engagement nicht (mehr) als sinnvoller Bestandteil des eigenen Lebens beschrieben wird. Hier lässt sich etwa die Engagementgeschichte von Katja betrachten, die von einem früheren Engagement als Messdienerin berichtet. Die Beendigung dieses Engagements begründet sie dabei zunächst (bzw. vordergründig) mit einer banalen Terminkollision. So erzählt Katja neben ihrem Engagement als Messdienerin gewissermaßen eine Parallelgeschichte von ihrer „Leidenschaft“ (Interview 40-K Katja, Z. 123) für das Klarinette-Spielen, die sie vom lokalen Jugendorchester zum „Musikverein, wo die Erwachsenen mitspielen“ führt (ebd., Z. 135). Die beiden Erzählstränge zum Kirchenengagement und zum Orchester überschneiden sich schließlich in einem zeitlichen Konflikt, der inhaltlich v. a. als ein organisatorisches Dilemma beschrieben wird:

„Ähm ja, (.) das Problem war später, dass sich mit der Zeit eingeschlichen hat, dass ähm die Proben für den Musikverein beziehungsweise zuerst für's Jugendorchester, das war Samstagabends, (.) das (ä h) wär' quasi (.) genau in der Zeit, wenn der Gottesdienst anfängt. Also da hat 's schon angefangen. [...] Das *heißt (lauter)*, eigentlich hat' ich gar keine Zeit mehr zum Messedienen. (Ä h m) (.) ja, das war mir eigentlich schon irgendwann klar gewesen, nur die Verantwortung als Lektorin und irgendwie auch zu sehen, dass nicht mehr viel/dass es nicht mehr viel Nachwuchs gab, *hat' mir dann schon (schnell)* so den Druck gegeben, dass ich gesagt hab', gut, ich bleib' noch of-

fiziell dabei, ich kann ja wohl noch irgendwann einspringen, aber eigentlich wissen die Leut' doch alle, dass ich im Musikverein bin und im Jugendorchester.“ (Interview 40-K Katja, Z. 126–152)

In dieser Schilderung einer Terminkollision zwischen Orchesterprobe und Gottesdienst wird zunächst erneut deutlich, dass Zeit eine begrenzte Ressource ist: Schließlich hätte Katja wohl tatsächlich nicht gleichzeitig an verschiedenen Orten sein können und spricht in dieser Hinsicht wörtlich davon, „gar keine Zeit mehr“ für das Kirchenengagement zu *haben*. Gleichwohl verschleiert diese Formulierung eine vorgängige Abwägung, die bei genauerer Betrachtung komplexer als das Jonglieren mit unterschiedlichen zeitlichen Anforderungen und Terminen erscheint: Während das Musizieren im Orchester im Vorfeld als persönliche „Leidenschaft“ dargestellt wurde, beschreibt Katja ihr Kirchenengagement an dieser Stelle v. a. als „Verantwortung“ und „Druck“. Mit zuspitzenden Worten formuliert zeigt sich hier also ein Spannungsverhältnis zwischen einer kreativen Entfaltung einerseits und einer beinahe lästigen Verpflichtung andererseits. Das Musizieren im Jugendorchester erscheint zunehmend als attraktiv, auch, weil Katja einem Aspekt ihrer Persönlichkeit Ausdruck verleihen kann – der Lust und Leidenschaft für die Musik. Das Messedienen hingegen wird als eher unattraktiv dargestellt, insofern als hier nicht von einer vergleichbaren Selbstverwirklichung erzählt wird. Zwischen diesen Gegenhorizonten erscheint die Terminkollision weniger als Ursache, sondern vielmehr als eine Art Katalysator für eine offenbar schon länger schwelende Abwendung vom kirchlichen Engagement.

Tatsächlich beschreibt Katja den Zeitmangel im Ergebnis eher als eine sozial erwünscht(er)e Begründung für eine legitime Beendigung des Engagements. Die chronische Terminkollision zeigt sich dabei allerdings nur als Höhepunkt einer Entwicklung, in der die Bedeutung des Kirchenengagements in Katjas Leben zunehmend verloren gegangen ist und ohne die sich ihr Rückzug aus der Kirchengemeinde nicht wirklich verstehen lässt. Katja schildert, dass und wie ihr Engagement als Messdienerin irgendwann nicht mehr „das Gleiche“ (ebd., Z. 171) gewesen sei. Gemeint sind damit insbesondere die sozialen Beziehungen und Freundschaften in der Peergroup der Messdiener*innen, die für die jugendliche Katja offensichtlich als wichtig erscheinen. Als ihre Freund*innen im Laufe der Zeit zunehmend „nicht mehr da“ (ebd., Z. 168) gewesen seien, habe sich Katja als „die Älteste“ (ebd., Z. 177) und damit tendenziell auch hauptverantwortliche Messdienerin erlebt. Gleichzeitig erzählt Katja, wie sie sich mit der zunehmenden Einbindung in das (Jugend-)Orchester als begeisterte und talentierte Musikerin entdeckt und sich womöglich zugleich auch eine neue Peergroup erschlossen habe. Insgesamt erzählt Katja damit also v. a. auch die Geschichte einer biografischen (Jugend-)Phase, zu der das ohnehin jugendtypische (und in diesem Sinne tendenziell begrenzte) Engagement als Messdienerin zunehmend weniger gepasst habe.

Während Katjas Erzählung also vergleichsweise stark einen zeitlichen Konflikt betont, weist sie damit zugleich darauf hin, dass *Zeithaben* wohl eine notwendige, aber keineswegs hinreichende Bedingung für ein *Zeitnehmen* bzw. die Ausübung eines Engagements darstellt. Vielmehr zeigt sich gerade (auch) hier die Herausforderung, ein konkretes Engagement als Bestandteil des eigenen Lebens sinnhaft zu machen – und zu halten. Die Erzählungen von Wiebke, Ursula und Katja teilen somit eine ähnliche Orientierung, insofern als sie ihre freiwilligen Tätigkeiten selbstverständlich im Verhältnis zu anderen wichtigen Lebensbereichen wie Beruf, Familie, Hobbys oder auch Freundschaften erzählen. Die (kuratierenden) Darstellungen weisen das Engagement dabei stets als einen relevanten Bestandteil des eigenen Lebens aus, der sich zu einem bestimmten biografischen Zeitpunkt wie der Elternzeit oder Jugend (nicht mehr) sinnvoll mit anderen Lebensbereichen verbunden habe.

Wenngleich die (In-)Kongruenz verschiedener Lebensbereiche nicht immer so ausführlich beschrieben wird wie in den hier beleuchteten Beispielen, lassen sich auch in vielen anderen Engagementerzählungen vergleichbare Hinweise auf das eigene Leben beobachten. So weist beispielsweise die ehemalige Engagierte Kira zu Beginn ihrer Stegreiferzählung ganz selbstverständlich und daher nur knapp darauf hin, dass ihre Engagementgeschichte in einer katholischen Kirchengemeinde mit der „Kommunion“ (Interview 46-K Kira, Z. 21) ihres ältesten Sohns begonnen habe. Auf eine sehr typische Art und Weise scheinen ihre Engagements als „Katechetin“ (ebd., Z. 29) sowie in der „Kinderkirche“ (ebd., Z. 36) hier eng verwoben mit der „Glaubensvermittlung“ (ebd., Z. 27) im Rahmen der Kindererziehung. Auf eine ebenfalls typische Art und Weise erklärt wiederum auch Samuel sein Engagement im Vorstand eines Klettervereins nicht nur mit einer familiären Anbindung an den Verein, in dem seine Familie schon seit längerer Zeit einem gemeinsamen Hobby nachgehe. Darüber hinaus beschreibt er gerade auch die vakant gewordene Position im Vorstand als naheliegend und passend zu seinen beruflichen Erfahrungen und Fähigkeiten: „Ähm (..) ähm ich hab' gedacht: Na ja, okay, äh bist ja/bist ja Führungskraft, bist ja *Managen* (lachend) gewohnt“ (Interview 59-S Samuel, Z. 104–106). Umgekehrt erzählt wiederum Urs die Beendigung seines Engagements in einer umweltpolitischen Initiative ebenfalls im Horizont anderer Lebensbereiche: So weist seine Begründung, im Engagement nicht zum „Oberexperten“ (Interview 26-U Urs, Z. 281) werden zu wollen, nicht nur auf die hohen Anforderungen im politischen Aktivismus hin (vgl. Kapitel 6 Engagement in Umweltinitiativen zwischen Umweltbewusstsein und Kompetenzanspruch). Vielmehr beschreibt Urs hier auch die damit verbundenen Abstriche in anderen Lebensbereichen wie insbesondere der „Familie“ (ebd., Z. 347), die ihm (erst) ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr sinnvoll erschienen wären, zumal sich die Initiative in seiner Darstellung hinreichend etabliert zu haben scheint, sodass sie auch ohne sein Engagement erfolgreich sein kann. Gemeinsam ist diesen und weiteren Erzählungen damit eine Darstel-

lung des eigenen Lebens, die auf spezifische biografische Momente fokussiert, in denen die Anbahnung oder Beendigung des Engagements mit verschiedenen Lebensbereichen in Zusammenhang gebracht wird.

9.2 (In-)Kohärenzen: Wenn Engagement im biografischen Verlauf (keinen) Sinn (mehr) ergibt

Bereits in den oben beschriebenen Fallbeispielen deutet sich aber auch an, dass die ehemaligen Engagierten nicht nur die Kongruenz verschiedener Lebensbereiche zu einem bestimmten biografischen Zeitpunkt thematisieren, sondern ihre Engagementverläufe zudem auch in eine Darstellung ihrer *gesamten* Lebensgeschichten einweben. In der Analyse fällt dabei schnell auf, dass die Interviewten in ihren Geschichten unterschiedlich lange Zeiträume überblicken. Manche Engagierte erzählen ihr Engagement in einer bestimmten Lebensphase als eine vergleichsweise kurze biografische Episode: etwa als freiwillige Tätigkeit während der Elternzeit oder auch als klar umrissene Amtsperiode eines Vorstandsengagements im Ruhestand. Andere Erzählungen erstrecken sich wiederum über teilweise jahrzehntelange Zeiträume der eigenen Biografie: So ist es auch nicht selten, dass Engagementgeschichten ihren Ausgangspunkt in der Kindheit der Interviewten nehmen. Auch hier teilen die biografischen Erzählungen eine kuratierende Darstellungsweise, insofern als die Interviewten meist eine *Kohärenz* herstellen, die das Engagement auf spezifische Weise als (nicht mehr) sinnvollen Bestandteil der eigenen *Lebensgeschichte* präsentiert.

Dies sehen wir beispielsweise schon in dem ersten Interview, das wir 2014 in unserem Forschungsprojekt zum Wohlfahrtsengagement erhoben haben. Befragt auf die Geschichte seines Engagements in einem (deutschen) Altenstift beginnt der Interviewte Francesco seine Stegreiferzählung ganz selbstverständlich mit einer weit ausholenden Antwort:

„Ich war 16 Jahre alt. Ich komme aus Italien. [ja] (...) Und damals, ich weiß nicht, kennen Sie die/Sie/die äh Realität in Süditalien, diese typisch kleine Dörfer, wo nur damals die Kirche habe eine Vormacht, nicht nur politisch.“ (Interview I-W Francesco, Z. 33–36)

Bemerkenswert an diesem Erzähleinstieg ist nicht nur die (jahrzehntelange) Zeitspanne, die Francescos Engagementgeschichte von seiner Jugend aus überblicken wird, sondern v. a. auch die erzählgenerierende Orientierung, die seinen Erzähleinstieg hier implizit anleitet: Um sein Engagement im Altenstift verständlich zu machen, scheint Francesco zunächst erklären zu müssen, wer oder vielleicht auch wie er selbst eigentlich ist.

Dabei behandelt Francescos Erzähleinstieg nicht nur seine Biografie sowie die Geschichte seiner Migration von Italien nach Deutschland. Vielmehr entspinnt sich dabei ein Narrativ der Solidarität, das die Geschichte wie ein roter Faden durchzieht und die Darstellung von Jahrzehnten der eigenen Biografie zusammenhält: So habe sich Francesco schon als Jugendlicher in Italien für andere eingesetzt, die aus unterschiedlichen Gründen auf seine Unterstützung angewiesen waren. Im weiteren Verlauf schildert er etwa die Organisation von Hilfsgütern für Betroffene des „Erdbeben[s] in Irpinia“ (ebd., Z. 59) von 1980, um anschließend – eng verwoben mit seiner Einwanderung nach Deutschland in den 1990er Jahren – von einem intensiven Engagement für Geflüchtete im Kontext der Jugoslawienkriege zu erzählen. Solidarisch erzählt er sich dabei bereits für diese frühe Phase immer auch gegen einen mächtigen Kollektivakteur: So habe er sich bereits früh gegen die politische Vormachtstellung der Kirche engagiert und im Rahmen einer Parteilarbeit an bildungspolitischen Themen „viel[en] junge[n] Leute[n] geholfen“ (ebd., Z. 42). Dieses Bild des tapferen Davids gegen Goliath ist ein Motiv, das er auch später für sein Wohlfahrtsengagement in Deutschland wieder aufgreift.

Eng verwoben mit diesem Narrativ der Solidarität thematisiert Francesco zudem immer wieder seine Erwerbsbiografie: So habe er – eigentlich „technischer Zeichner“ (ebd., Z. 150) – in Deutschland durchaus Schwierigkeiten gehabt, eine geeignete Anstellung zu finden. Homolog zum solidarischen Rahmen der Erzählung schildert Francesco dies als eine typische bzw. kollektive Lebenslage von Migrant*innen in der Bundesrepublik der 1990er Jahre: Damals seien Tätigkeiten in der „Gastronomie“ (ebd., Z. 143) für ihn ebenso wie für die Geflüchteten aus Jugoslawien praktisch die einzige „Chance“ (ebd., Z. 144) auf dem Arbeitsmarkt gewesen. Und in dieser Arbeitsmarktstruktur, die sein Leben lange Jahre prägt, ihn aber nicht erfüllt habe, habe er sich dann gedacht: „Ich kann mehr machen“ (ebd., Z. 146). Vor diesem Hintergrund kommt Francesco sodann auf sein Engagement in der Altenhilfe zu sprechen: Konkret beschreibt er die Anbahnung dieses Engagements als Entscheidung für eine „Freiwilligenarbeit“ (ebd., Z. 147) im Bereich der „Sozialarbeit“ (ebd., Z. 163). Bemerkenswert ist dabei, wie er dieses konkrete Engagement im spezifischen Feld der Altenhilfe begründet:

„Ich Altpfleger. [mhm] Weil, ich habe schon gesehe, hier sind viele alte Leute ganz alleine, nach (s o) lange gearbeitet, und ich habe schon gemerkt, viel, viel, viele Leute (.) wohnen in ein Altheim, aber sind äh (.) nicht Mitbewohner, sinde nur Patient. Kassepatient. Mehr nicht. [mhm] (.) Ich habe gesagt: ‚Vielleicht, ich fahre dahin, ich bringe eine neue Licht.‘ Und so war.“ (Interview 1-W Francesco, Z. 162–170)

Francescos Erzählweise ist hier gleich in zweierlei Hinsicht beispielhaft. Erstens bringt seine Darstellung an dieser Stelle bereits früh im Interview ein Spannungsverhältnis auf den Punkt, das wir als typisch für das Wohlfahrtsengagement erachten (vgl. Kapitel 3 Engagement in Wohlfahrtsverbänden zwischen Resonanz

und Widerspruch): So beschreibt Francesco sein Engagement im Altenheim v. a. auch als eine Art menschliche Zuwendung, die „Licht“ in eine ansonsten eher kühl-routinierte Pflege bringe, in der Menschen lediglich als tendenziell gesichtslose „Kassenpatient*innen“ behandelt werden würden. Beispielhaft ist zweitens aber auch, dass und wie Francesco dieses Engagement zugleich in Bezug zu seiner Biografie setzt. Hier fallen zunächst die berufsbezogenen Formulierungen auf, in denen Francesco sich und sein Engagement zumindest in der Nähe eines professionellen „Altenpflegers“ positioniert. In dieser Sprache scheint auf, dass er seine *Freiwilligenarbeit* durchaus als Abschnitt seiner Erwerbsbiografie erzählt, der in der Phase einer unfreiwilligen Erwerbslosigkeit eine spezifische Bedeutung erhält und möglicherweise neue Türen bzw. Berufszweige („Sozialarbeit“) auf dem deutschen Arbeitsmarkt öffnen könne. Als noch wichtiger erscheint dabei allerdings die inhaltliche Bedeutung seiner freiwilligen Tätigkeit in der *Altenhilfe*, die ebenfalls nahtlos an die Vorgeschichte(n) anzuknüpfen scheint: Wie schon in der Darstellung der bildungspolitischen Arbeit im süditalienischen Dorf, der Katastrophenhilfe für Irpinia oder der Unterstützung von Kriegsvertriebenen beschreibt Francesco nun auch die einsamen Senior*innen als hilfsbedürftige Menschen, die im Gesundheits- und Pflegesystem der Bundesrepublik – eine machtvolle Struktur, gegen die ein David zu kämpfen habe – auf eine unschuldige wie ungerechte Weise in Not geraten.

An dieser Kohärenz der Erzählung des Engagements im Zusammenhang eines ganzen Lebensverlaufs, vom Aufwachsen in Italien bis zum Engagement in der Altenhilfe zeigt sich die kuratierende Darstellungsweise sehr deutlich: Francesco erzählt sich damit als jemand, der schon in seiner Jugend bestimmte Werte kennengelernt sowie in unterschiedlichen (und exemplarisch präsentierten) Engagements gelebt habe und in diesem Sinne nun auch seine Tätigkeit in der Altenhilfe auf eine spezifische Weise begreifen und ausfüllen würde. Diese Kohärenz zwischen Kindheitserfahrungen, persönlichen Wertvorstellungen und dem Engagement zeigt sich über das ganze Interview hinweg sowohl in dem, worüber Francesco inhaltlich spricht, als auch in der Art und Weise, wie er davon berichtet: Francesco spricht mit Empörung, wenn er die strukturellen Ursachen und Hintergründe von kollektiven Notlagen (ob im Krieg oder im Altenheim) erklärt, und er spricht mit Empathie, wenn er von den betroffenen Menschen etwa im Altenheim erzählt:

„Jede Mal/Mal, ich bin zu Hause zu gegangen, ich habe mit meiner Frau gesprochen, ich habe gesagt: ‚Guck mal. Jeden Mal, wenn ich zurück zu Hause, ich habe tiefe Schmerz in meine Herz.‘ [mhm] Weil, für mich inakzeptabel, was in diese Altenheim passiert. Die Leute soll eine Scheibe Brot verteilen, die Leute können nicht eine ganze Scheibe Salami übernehmen, die Leute können nicht eine ganze Banane essen, weil, was unter Tisch danach geblieben ist, muss weggeschmissen. Aber die ist nur eine (Entschuldigung ? #00:12:09-3#) von diese Alterheim, weil will die maximale

Rendite haben von diese Menschen. Aber ich finde nur schlimmer, wenn da eine alte Frau oder ein alter Mann sollen für zweite Brotscheibe zu fragen. Das ist unmöglich.“ (Interview 1-W Francesco, Z. 203–216)

In dieser Sequenz beschreibt Francesco den Umgang mit Lebensmitteln als ein konkretes Beispiel für die Zustände in der Altenhilfe, die er in seinem Engagement erlebt habe. Dabei unterstellt er dem Altenheim als Organisation – also nicht etwa individuellen Pfleger*innen – geradezu unmoralische Motive. Demnach erkläre sich die zurückhaltende Ausgabe von Lebensmitteln an die Bewohner*innen („eine Scheibe Brot verteilen“) v. a. in dem kapitalistischen Profitinteresse des Unternehmens, das durch den Verweis auf die begrenzten Bedarfe der Senior*innen oder die Vermeidung von Lebensmittelverschwendung lediglich verschleiert werden solle. Zudem artikuliert Francesco mit dem „tiefen Schmerz“ nicht nur eine persönliche (und solidarische) Betroffenheit, sondern gibt damit bereits hier einen Ausblick auf die spätere Beendigung eines Engagements, das ihm irgendwann nicht mehr gutgetan habe. Dabei dokumentiert auch die Darstellung dieses konkreten Beispiels nicht nur eine typische Erfahrung im Wohlfahrtsengagement, sondern fügt sich zudem auch kohärent in die Schilderung der (Lebens-)Geschichte ein.

Die Herstellung von Kohärenz zwischen einem ganz bestimmten Engagement und der eigenen Biografie beobachten wir auf ähnliche Weise auch in (vielen) anderen Erzählungen. Einen minimalen Kontrast zu Francesco bildet in dieser Hinsicht etwa die Geschichte von Krisztina, deren Darstellung eines sozial bewegten Kirchenengagements wir an anderer Stelle bereits ausführlicher beleuchtet haben (vgl. Kapitel 4 Unterschiedliche Logiken in Kirchenengagement: Engagement zwischen Gemeinschaft, Bewegung und Organisation). Dabei beginnt (auch) sie das Interview mit einem kaum weniger weit ausholenden Erzähleinstieg, der den Engagementverlauf kohärent in die eigene Biografie einbettet: Konkret schildert Krisztina zunächst ihre Kindheit in einem damals kommunistisch geprägten osteuropäischen Land, wo sie in einer christlichen „Missionarsfamilie“ (Interview 29-K Krisztina, Z. 40) aufgewachsen sei. Damit erzählt sich Krisztina als eine sowohl politisch als auch christlich geprägte Person und positioniert sich schon früh im Interview als eine „überzeugte Sozialistin und sehr gläubige Christin“ (ebd., Z. 60).

Diese Betonung einer bestimmten Haltung zu Werten und zur Welt fällt dabei nicht nur im Erzähleinstieg auf, sondern bleibt über das gesamte Interview hinweg beobachtbar. So erzählt Krisztina im weiteren Verlauf die Geschichte eines jahrzehntelangen Engagements innerhalb (und außerhalb) der evangelischen Kirche, das durchgängig im Sinne eines tätigen und sozial bewegten Christentums dargestellt wird. Tatsächlich kommt Krisztina immer wieder affirmativ auf klassische Themen der (neuen) sozialen Bewegungen wie soziale Ungleichheit zwischen „Armen“ (ebd., Z. 138) und „Reichen“ (ebd., Z. 139), Umweltschutz bzw. „Bewahrung der Schöpfung“ (ebd., Z. 781f.) oder auch internationale

Entwicklungszusammenarbeit und Feminismus zu sprechen, deren engagierte Bearbeitung sich in ihrer Darstellung jedoch stets unweigerlich aus „Gottes Wort“ (ebd., Z. 532) ableiten lassen. Durchaus vergleichbar mit der Erzählstruktur von Francesco artikuliert sich damit auch in Krisztnas Kirchenengagement eine sehr feldspezifische Orientierung an einer (durchaus umstrittenen) Vorstellung von Kirche als Ort und Akteurin sozialer Bewegung, die sich zugleich kohärent in die Darstellung der Biografie und Welthaltung der überzeugten „Sozialistin und Christin“ einbetten lässt.

Dass solche Bemühungen um Kohärenz im Interview dabei keineswegs ein Al-leinstellungsmerkmal von Migrationsgeschichten darstellen, zeigt der Vergleich mit weiteren Erzählungen. So verortet beispielsweise auch der Umweltaktivist Ulf seinen Engagementverlauf bei einer antikapitalistischen Umweltinitiative in vielerlei Hinsicht biografisch. Zunächst erzählt er sich etwa als Student, der für sein Masterstudium in eine neue Stadt gezogen und daher nicht zuletzt auch auf der Suche nach sozialen Kontakten gewesen sei. Durchaus vergleichbar mit Katja (s. o.) wird das Engagement also zwischen verschiedenen Lebensbereichen sowie in einer bestimmten Lebensphase verortet, in der etwa soziale Beziehungen besonders wichtig erscheinen und durch eine freiwillige Tätigkeit womöglich erweitert werden. Darüber hinaus wirft Ulf im Interview aber auch wiederholt die Frage(n) nach dem „Warum“ auf: „Warum gerade Umwelt?“ (Interview 49-U Ulf, Z. 367). Und „warum [habe] ich mich für [eine antikapitalistische Umweltinitiative, d. A.] entschieden [...] und nicht irgendwie für Greenpeace oder Fridays for Future“ (ebd., Z. 39–41)? Diese Frage des „Warum“ scheint auch bei Ulf (selbstverständlich) einer ausholenden Antwort zu bedürfen:

„Warum gerade Umwelt? Weil man hätt ja auch sagen können, ich/[mhm mhm] bin im Anti-Rassismus-Projekt oder/oder [mhm] so, klar, ähm oder kirchlich. Ich bin ((lacht)) katholisch sozialisiert, deswegen, es hätte eigentlich auch ganz/ganz gut passen können. [mhm] Aber ähm nee, Kirche wär's dann nicht. Ähm (.) es ist 'ne gute Frage, wo das herkommt. Ich glaube tatsächlich, dass so mein persönliches Interesse an so Umwelt(.)themen ausgelöst wurde dadurch, dass ich/in Schulzeiten war ich in Subsahara-Afrika. Äh meine Schule hatte [mhm] 'ne Dorfpartnerschaft in/in ähm C-Stadt bei D-Stadt in A-Land dadurch, dass unsere Schulleiterin eine Frau aus dem Land kennt, also das sind so alte Schulfreundinnen. [...] Aber das war so ein/ein auch Stück weit Politisierung bei mir, dass mit 15 halt über diese AG auch in A-Land war und dachte so: Ey, warum seid ihr eigentlich alle so fucking arm, so? Wa- wa- was ist denn hier los? Das ist doch irgendwie/ne? [ja] Und natürlich, das war ja auch Ziel dieser AG, dass man nicht bei diesem ‚Hä‘ stehenbleibt, sondern sich ähm halt irgendwie mit Globalisierung oder mit Armutsverhältnissen, bab, bab, bab, beschäftigt. (.) Und ähm so begann das auch bei mir noch mal ins Rollen. Oder auch zum Beispiel, ich bin Vegetarier. Und das war halt auch so dieses/jetzt bin ich wieder beim individuellen Konsum, aber schon so [mhm] eben diese Erkenntnis: Aha, (.) äh (.) meine

Konsumentenscheidung hier hat konkreten Einfluss auf die Lebensbedingungen von Menschen woanders. Das seh' [mhm] ich nicht, aber das findet halt statt.“ (Interview 49-U Ulf, Z. 367–401)

Bemerkenswert an dieser Sequenz sowie an Ulfs gesamter Erzählung ist die differenzierende Darstellungsweise. Inhaltlich beschreibt Ulf einen Prozess der „Politisierung“, den er auf ein Schlüsselerlebnis in seiner Jugend- und Schulzeit zurückführt. Dabei schildert er den Aufenthalt in „Subsahara-Afrika“ als eine folgenreiche Irritation („Hä?“), die ihn gerade nicht nur mit einer sichtbaren und eindrücklichen absoluten Armut konfrontiert habe, sondern v. a. eine grundsätzlichere Einsicht in (globale) „Verhältnisse“ bedeutet habe. In diesem Sinne beschreibt Ulf in dieser Hintergrunderzählung weniger die Entdeckung von Armut als konkretes Thema – im Mittelpunkt steht vielmehr die prägende „Erkenntnis“, dass diese sich nicht unabhängig von globalisierten Strukturen denken und begreifen lasse und dass sein Leben dadurch, z. B. durch seinen Konsum, mit demjenigen von Menschen in Ländern des Südens verbunden sei.

Interessant ist darüber hinaus, dass Ulf immer wieder Gegenhorizonte in Form von anderen möglichen Engagements entwirft, für die er sich *nicht* entschieden habe: So wäre rückblickend wohl auch (irgendein) politisches „Anti-Rassismus-Projekt“ oder in Anbetracht seiner religiösen Sozialisation gar ein kirchliches Engagement denkbar gewesen. Auch im Umweltbereich selbst nennt Ulf an anderer Stelle mit „Greenpeace“ oder „Fridays for Future“ (s. o.) andere Organisationen, für die er sich (gerade) nicht engagiert habe. Demgegenüber scheint Ulf zufolge die Arbeit in der von ihm unterstützten Initiative exakt zu der beschriebenen „Erkenntnis“ im Blick auf komplexe Verhältnisse zu passen. So beschreibt Ulf diese Initiative affirmativ als Teil einer „Klimagerechtigkeitsbewegung“ (ebd., Z. 21, 25, 913), die als solche umweltpolitische und soziale Themen konsequent zusammendenke. Zudem begeistert sich Ulf im Interview wiederholt für die ungleichheitssensiblen Normen und Umgangsformen im Gruppenalltag der Initiative vor Ort: Dazu gehört das Konzept von „Skill-Share“ (ebd., Z. 152) im Sinne einer aktiven Reduktion von „Wissenshierarchien“ (ebd., Z. 151) ebenso wie eine reflexive Gestaltung von Plenumssitzungen, die gerade auch Frauen sowie Menschen ohne „Bildungsprivileg“ (ebd., Z. 141) mehr Redebeiträge ermöglichen solle.

Insgesamt beschreibt Ulf⁶⁷ seine Organisation damit als eine ganz besondere Initiative, in der sich ein aufgeklärtes Bewusstsein für komplexe politische Zusammenhänge mit einer egalitären Gruppenkultur verbinde, in der man – im Unterschied zu anderen linkspolitischen Zusammenhängen – gerade nicht „Hegel“ (ebd., Z. 464) gelesen haben müsse, um im Plenum mitreden zu können. Zugleich

67 Die Abbruchgeschichte von Ulf haben wir in Kapitel 6 zum Engagement in Umweltinitiativen ausgeführt.

entwirft und präsentiert sich Ulf in dieser Darstellung auch selbst als einen politischen und ungleichheitssensiblen Mann, der sich nicht zuletzt auch seiner eigenen Privilegien bewusst sei. Diese Haltung prägt die Engagementserzählung noch im Abbruch: So schildert Ulf, wie er in seiner Verantwortung für den Social-Media-Auftritt der Ortsgruppe zunehmend von einer kompetent(er)en Grafikdesignerin ausgebootet wurde. Konkret erzählt er, wie seine Mitengagierte immer wieder eigenständig Inhalte erstellt und ohne Absprache mit ihm veröffentlicht habe. Während Ulf davon „tierisch angenervt“ (ebd., Z. 647) gewesen sei, bleibt der Konflikt in der (fehlenden) Zusammenarbeit weitgehend unterschwellig und erscheint geradezu als ein Dilemma. Einerseits deutet Ulfs Darstellung an, dass die Vorgehensweise der Designerin die Normen des egalitären Zusammenarbeitens in der Initiative unterlaufe und womöglich auch etwas entzaubere: Mehr als ein tendenziell überflüssiges „Mehr-Augen-Prinzip“ (ebd., Z. 620) scheint Ulf im Blick auf die ungleichen Fähigkeiten kaum einfordern zu können. Andererseits scheint Ulf seinen Unmut wiederum auch insofern nicht ohne Weiteres artikulieren zu können, als er sich hier mit einer kompetenteren Frau konfrontiert sieht: So sucht Ulf seinen Frust im Interview mehrmals im Sinne einer „gekränkten männlichen Eitelkeit“ (ebd., Z. 627) zu reflektieren. Homolog zur anfänglichen Begeisterung für die ungleichheitssensible Initiative zeigt sich somit auch die Darstellung eines letztlich stillschweigenden Rückzugs aus dem Engagement: Beide sind geprägt durch eine entsprechend sensibilisierte und selbstkritische Haltung.

In dieser Hinsicht teilen die Engagementgeschichten von Francesco, Krisztina und Ulf eine ähnliche Erzählstruktur: Um den Verlauf ihrer Engagements verständlich zu machen, bedienen sie sich recht selbstverständlich einer kuratierenden Darstellung des Verlaufs ihrer Lebensgeschichte, die jeweils eine ganz bestimmte und biografisch erworbene Wertvorstellung, Überzeugung oder Haltung demonstriert. So erzählt Francesco sein Engagement im Altenheim als ein (weitere)s solidarisches Projekt, das er irgendwann nicht mehr ausgehalten habe. Krisztina beschreibt, wie sie ein Verständnis von Glauben als politischem Engagement im Laufe ihres Lebens an unterschiedlichste Tätigkeiten in der evangelischen Kirche geführt habe. Ulf berichtet von seiner eher kurzen Involvierung in eine ganz besondere politische Initiative, die – im Unterschied zu vielen anderen – scheinbar genau zu seiner aufgeklärten Haltung zu passen schien. Damit orientieren sich diese Darstellungen auf ähnliche Weise an einer Herstellung von Kohärenz, die den gesamten Engagementverlauf von der Anbahnung einer spezifischen freiwilligen Tätigkeit bis hin zu deren Beendigung im Horizont der eigenen Biografie verortet und sinnhaft macht.

Im Vergleich der Erzählungen wird deutlich, dass es beim Kuratieren nicht immer um derart moralische oder politische Überzeugungen geht. So verortet beispielsweise Ulrike ihre zahlreichen verkehrspolitischen Engagements nicht (nur) in einer differenzierten politischen Haltung, sondern v. a. in einer Leidenschaft für das „Fahrradfahren“ (Interview 27-U Ulrike, Z. 19) per se, die das

Interview von der Darstellung ihres ersten „Fahrrad[s] unter'm Tannenbaum“ (ebd., Z. 22 f.) über das Eintauchen in die „Fahrradszene“ (ebd., Z. 45) bis hin zu verschiedenen politischen Aktionsbündnissen kohärent überspannt. Noch einmal anders beschreibt wiederum Stefan, wie er beinahe zufällig an die Aufgabe der Gestaltung einer Vereinszeitung geraten sei. Er habe dieses Engagement zunächst als „Dankeschön“ (Interview 58-S Stefan, Z. 74) für den Sportverein seiner Söhne gedacht. Eher unverhofft scheint sich daraus im Laufe der Jahre dann jedoch eine persönliche Leidenschaft für Grafikdesign entwickelt zu haben, die nicht nur Kindheitserinnerungen an die Gestaltung von „Pfadfinderheftchen“ (ebd., Z. 1141) in seiner Jugend weckt, sondern sich zudem immer weiter professionalisiert: Tatsächlich erzählt Stefan gewissermaßen den Prozess einer Verberuflichung seines Engagements, insofern er sich später (erfolglos) auf eine einschlägige Arbeitsstelle im Sportverein „beworben“ (ebd., Z. 1624) habe. In ähnlicher Weise wie in vielen weiteren Engagementerzählungen analysieren wir auch in diesen Darstellungen eine biografische Kohärenz, die den geschilderten Engagementverlauf in Bezug zur eigenen Lebensgeschichte setzt.

9.3 Zusammenfassung

Mit den im vorliegenden Buch vorgestellten Forschungsergebnissen wollen wir zu einem besseren Verständnis der Engagementdynamik beitragen und zeigen, wie bindende und abträgliche Erfahrungen diese Dynamik und damit letztlich auch den Abbruch des Engagements prägen. Im Zuge dieser Forschung haben wir gleichzeitig sehr viel darüber erfahren, was das Engagement an sich ausmacht. Die hier vorgestellten Analysen zur kuratierenden Darstellung der Engagement- und Lebensgeschichten von ehemaligen Engagierten zeigen, dass und wie sie ihre konkreten freiwilligen Tätigkeiten immer auch als Bestandteil ihres individuellen Lebens darstellen und sinnhaft machen (müssen).

Dabei lassen sich idealtypisch zwei Orientierungsrahmen unterscheiden. Zum einen orientieren sich die Engagementerzählungen an der Herstellung von *Kongruenz*, wenn sie das jeweilige Engagement als (nicht mehr) passend zu anderen wichtigen Lebensbereichen erzählen. In diesem Sinne erzählt beispielsweise Wiebke, wie ihr Engagement in einer Mutter-Kind-Gruppe für geflüchtete Frauen eine „sinnvolle Beschäftigung“ (s. o.) in der Elternzeit gewesen sei, die nicht nur die eigene Kindererziehung bereicherte, sondern auch zu ihren beruflich erworbenen Wissensbeständen gepasst habe. Ebenso beispielhaft erzählt die ehemalige Messdienerin Katja, wie ihr kirchliches Engagement irgendwann nicht mehr „das Gleiche“ (s. o.) gewesen sei und im Blick auf neu entdeckte Interessen und Freundschaften nicht mehr so recht in ihr Leben gepasst habe.

Zum anderen orientieren sich die Engagementerzählungen an der Herstellung von *Kohärenz*, wenn sie das jeweilige Engagement im biografischen Verlauf

verorten und sinnhaft machen. So beginnt beispielsweise Francesco die Geschichte seines Engagements in der Altenhilfe mit einem biografischen Rückblick auf sein Aufwachsen in Süditalien, wo er schon früh solidarische Werte kennengelernt und gelebt habe. Auf eine andere, aber sehr ähnliche Weise entwirft sich wiederum auch Ulf als einen stark politisierten und ungleichheitssensiblen Mann, der im Kontext der „Klimagerechtigkeitsbewegung“ (s. o.) eine ganz besondere Initiative gefunden und wieder verloren habe.

Insgesamt zeigt unsere Analyse somit eine typische Erzählweise in den Engagementserzählungen, die wir als *Kuratieren* beschreiben. Dabei lassen sich mit der Herstellung von Kongruenz und Kohärenz zwei Ausprägungen unterscheiden. Die kuratierende Erzählweise von ehemaligen Engagierten zeigt sich in einer nicht selten beeindruckend differenzierten, tiefgehend und sorgfältig begründeten Verknüpfung des Engagements mit vielfältigen Facetten des eigenen Lebens, die zusammen ein stimmiges Bild der engagierten Person entwerfen. Auf diese Weise gehen die Erzählungen oft weit über die Schilderung des Engagementverlaufs an sich hinaus: Befragt nach der Geschichte ihres Engagements, erklären und begründen die ehemaligen Engagierten meist ausführlich, warum *ausgerechnet sie* ein *ganz bestimmtes* Engagement auf eine *spezifische Weise* in ihr Leben eingebunden haben.

Damit verweisen die kuratierenden Darstellungsweisen der ehemaligen Engagierten zunächst auf die vielleicht naheliegende Einsicht, dass die Ausübung eines Engagements nicht selbstverständlich ist, sondern im Horizont des eigenen Lebens immer auch erklärungsbedürftig erscheint. Deutlich wird dabei aber auch, dass die ausholenden Darstellungen von *sinnvollen* Tätigkeiten hier weit über eine dichotome Entscheidung für oder gegen (irgend-)ein Engagement hinausgehen. Als sinnvoll erscheint also selten die abstrakte Entscheidung, (irgendein) Engagement zu übernehmen, sondern fast immer eine spezifische Tätigkeit oder ein konkretes Projekt, dessen Bedeutung (als kongruent) mit anderen wichtigen Lebensbereichen kontextualisiert und (als kohärent) im biografischen Lebensverlauf verortet wird. Insofern geht es in den Engagement- und Lebensgeschichten also nie (nur) um die Frage, ob und wie viel Zeit sich für eine freiwillige Tätigkeit erübrigen lässt. Stattdessen geht es in den Interviews immer auch um spezifische Lebensentwürfe, persönliche Überzeugungen, wichtige Beziehungen oder biografische (Schlüssel-)Erlebnisse, die *sinnvoll* mit dem jeweiligen Engagementverlauf verwoben werden.

10. Verletzbarkeit

In diesem Kapitel zeigen wir, auf welche Weise Verletzbarkeit im Engagement angelegt ist. Diese Verletzbarkeit, so unsere Analyse, geht insbesondere auf die Beziehungen zurück, in die sich Engagierte mit ihrem Engagement begeben. Die Engagierten erzählen von bedeutsamen Beziehungen zu Kollektiven und Orten, denen sie oft eine biografische Bedeutung zuweisen und die sie in ihren Erzählungen besonders ausschmücken. Ebenso erzählen sie eine besondere Bindung zu den Aufgaben, die sie in ihrem Engagement übernehmen. In diesen Beziehungen zu Kollektiven, Orten und Aufgaben erfahren die Engagierten Zugehörigkeit und ihr Engagement erhält einen Sinn. In diesem Zusammenhang erzählen sie das Engagement als eine Erfahrung mit einer gewissen Tiefe. Verletzbarkeit wird erzählt in den Momenten, in denen die Zugehörigkeit und der Sinn des Engagements verloren gehen, was mit Gefühlen des Verlusts, des Schmerzes und der Wut einhergeht. Unsere Analysen über Verletzbarkeit bieten somit auch eine Heuristik für negative Emotionen als Folge von Engagement.

Mit unserer Analyse von Verletzbarkeit formulieren wir einen gewissen Widerspruch zur gängigen Betrachtungsweise von freiwilligem Engagement: In der (internationalen) Fachliteratur gilt die These, dass Engagement den Engagierten grundsätzlich guttue. Empirisch erforscht wurde dies insbesondere in Bezug auf Gesundheit und auffallend häufig für ältere Engagierte. In der empirischen Engagementforschung scheint weitgehend Konsens darüber zu herrschen, dass Engagement zum physischen Wohlbefinden beitrage und dass es ermögliche, sich zu vernetzen, ein Gespür für die (positive) eigene Position in der Gesellschaft zu erlangen und letztlich so etwas wie einen Sinn des Lebens zu entwickeln (vgl. Handy und Sealey 2022; Thoits 2012; Piliavin und Siegl 2015). Wir argumentieren, dass Engagement auch gerade deswegen verletzbar macht, weil ein solcher Sinn auch wieder genommen werden kann. Verletzungen sind eine bislang kaum zur Kenntnis genommene, unbeabsichtigte Folge von Engagement; entsprechend fehlt es auch an einer differenzierten Analyse von Verletzbarkeit und weiteren negativen Folgen des Engagements.⁶⁸

68 Piliavin und Siegl beenden ihren Literaturüberblick über die positiven Folgen von Engagement auf Gesundheit und Wohlbefinden gar mit dem Satz: „One striking aspect of this literature is that it is not filled with contradictory findings“ (2015, S. 517). Wer beispielsweise nach Verletzbarkeit (Vulnerability) in den großen englischsprachigen Fachzeitschriften der Engagementforschung sucht, findet in der Regel vorwiegend Texte zur finanziellen Verwundbarkeit von zivilgesellschaftlichen Organisationen, nicht aber zur Verletzbarkeit von zivilgesellschaftlich engagierten Personen.

Nachfolgend diskutieren wir drei typische Erzählweisen über erlebte Verletzungen im Engagement. Sie beziehen sich erstens auf Zugehörigkeit im Sinne einer konkreten und bedeutsamen Verortung, deren Verlust als verletzend erzählt wird (10.1), zweitens auf die Beziehung zu einer bedeutungsvollen Aufgabe, deren Sinn verloren ging (10.2), und drittens auf die Abwertung der eigenen Person als Mitglied einer bestimmten Gruppe (10.3). Diese Erzählweisen schließen sich nicht gegenseitig aus. Vielmehr können sich in einem Interview zwei oder drei dieser Erzählweisen verbinden.

10.1 Der Verlust von Zugehörigkeit und von bedeutsamen Orten

Die erste Erzählweise zu Verletzbarkeit, die wir analysiert haben, zeigt: Ehemalige Engagierte erzählen über bedeutsame Orte, die sie oft mitgeschaffen und die ihnen auch über das Engagement hinaus viel bedeutet haben, deren Bedeutung aber im Zuge einer Verletzung verloren ging. In den Erzählungen symbolisieren diese Orte oft bestimmte Kollektive, wobei die Zugehörigkeit zu diesen Kollektiven als konstitutiv für das Engagement erzählt wird.⁶⁹ Die Kollektive werden physisch konkret verortet: Erzählt wird etwa von einem Sportvereinsheim, einer Kirchengemeinde oder eine Ferienfreizeitanlage.⁷⁰

Wir beginnen unsere Darstellung mit der ehemaligen Vorständin Silke, die in einem Kampfsportverein von einer Trainerin zum Vorstandsmitglied avanciert ist. Das Vorstandsamt wird in ihrem Interview recht ausführlich und als durch Verwaltungsaufgaben bestimmt beschrieben. Zu ihrem Engagementabbruch sei es letztlich in Folge einer gescheiterten Satzungsänderung gekommen. Sie habe mit dem Vorstandsvorsitzenden einen Vorschlag für die Einführung einer hauptamtlichen Geschäftsführung erarbeitet – eine, wie sie begründet, notwendige Veränderung. Allerdings seien sie damit zunächst in einer Mitgliederversammlung gescheitert, hätten anschließend den Entwurf gemeinsam mit anderen Vereinsmitgliedern überarbeitet und seien bei einer neuerlichen Abstimmung wieder an der für Satzungsänderungen notwendigen Mehrheit gescheitert. Maßgeblich betrieben worden sei die neuerliche Abstimmungsniederlage durch eine Person, welche sich nicht kompromissbereit gezeigt und stattdessen versucht habe, im Vorfeld zur zweiten Mitgliederversammlung per E-Mail weitere

69 An dieser Stelle ist der Hinweis wichtig, dass nicht in jedem Engagementfeld die Zugehörigkeit zu einem Kollektiv von Engagierten gleichermaßen gegeben ist. Insbesondere Engagierte in der Wohlfahrt erzählen wenig von anderen Engagierten, sondern mehr von Beziehungen zu den Adressat*innen ihrer Hilfe und zu Hauptamtlichen in den Einrichtungen (Kewes und Munsch 2018b; Kewes und Müller 2021). Bei ihrer Kritik an den Umgangsweisen, die sie in den Einrichtungen beobachten, in denen sie arbeiten, tauschen sie sich kaum mit anderen Engagierten aus.

70 Aufgrund dieser Hervorhebung von konkreten Plätzen und Bauten scheint uns der Ortsbegriff für unsere Analysen am besten geeignet.

Vereinsmitglieder gegen den Vorstand aufzuwiegeln. Sie warf dem Vorstand unlautere Motive vor, da mit der Einführung der hauptamtlichen Geschäftsführung auch eine konkrete Person aus dem Vorstand eingestellt werden sollte.

Die Verletzung wird an Silkes Schilderung über ihr Empfinden in den Tagen nach dieser Mitgliederversammlung sehr deutlich:

„Zehn Tage später ham wir [gemeint ist der zweiköpfige Vorstand, d. A.] zusammengesessen, ham gesagt: ‚Ja, (..) das hat so eigentlich gar keinen Zweck mehr. [ja] (..) Wir treten zurück, wir schmeißen einfach die Brocken hin. [ja] Wir fühlen uns hier einfach jetzt nicht mehr aufgehoben. Wir fühlen uns auch nicht mehr unterstützt.‘ Am meisten hat uns ’n/(..) wirklich verletzt, (..) dass/dass dieser/dieser schlimme Mensch (..) so die Plattform bekommen hat, (..) dass ihm irgendwie keiner aus der Versammlung so, auch von den Altgedienten, (..) so äh mal unterbrochen hat, (..) und hat gesagt: ‚Hör mal, lass es einfach sein. [ja] Das wollen wir hier nicht. [ja] Lass es einfach sein!‘ [ja] Das hat uns am meisten verletzt. [ja] (..) Da ham wir uns so allein gelassen gefühlt [ja] und ham gedacht, auf dieser Basis können wir das einfach gar nicht mehr weitermachen.“ (Interview 25-S Silke, Z. 967–982)

Grundlegend für die Verletzung, so betont Silke, sei eigentlich nicht die Anfeindung durch diese eine Person (der „schlimme Mensch“) gewesen. Verletzend sei vielmehr gewesen, dass sie keine nennenswerte Unterstützung der vielen anderen anwesenden Mitglieder erhalten hätten. Deutlich wird, dass Silke selbstverständlich von dieser Unterstützung ausgegangen war. Sie hatte eine bestimmte Umgangsweise im Verein angenommen, die nun enttäuscht wurde. Silke erzählt, als sei der Versuch des einzelnen Mitglieds im Vorfeld der zweiten Mitgliederversammlung legitim, per E-Mail auch mit noch so abseitigen Vorwürfen eine Mehrheit für die eigene Position zu erzielen. Aber sie formuliert auch die Erwartung an die Mehrheit der Vereinsmitglieder (die sie scheinbar auf ihrer Seite wähnte), dann anschließend in der Mitgliederversammlung auf diese Vorwürfe zu reagieren. Diese intervenierenden Stellungnahmen und damit auch der Rückhalt in der Mitgliedschaft blieben aus. In dieser Passage wird der Verein somit als ein Ort dargestellt, in dem kollektiv dafür gesorgt werden soll, dass bestimmte Arten und Weisen des Umgangs eingehalten werden, etwa auch ein wertschätzender Umgang mit geleisteter Arbeit. Im Falle eines Verstoßes hätten alle Vereinsmitglieder darauf zu achten und beispielsweise gegenüber dem „schlimmen Menschen“ unmissverständlich klarzustellen: „Lass es einfach sein!“

In dieser Sequenz dokumentiert sich eine tiefe Verunsicherung Silkes darüber, ob sie eigentlich noch von ihrem Verein unterstützt wird. Dies dokumentiert sich insbesondere im Satz: „Wir fühlen uns *hier* einfach jetzt nicht mehr aufgehoben.“ Mit dem Begriff *hier* bezieht sie sich auf den gesamten Verein und die in ihm gelebten Beziehungen. Sie nimmt hier keine Einschränkung vor; sie spricht etwa nicht von „in diesem Moment“ oder „in dieser Mitgliederversammlung“. Vielmehr

scheint das Wort „jetzt“ darauf zu verweisen, als habe diese Feststellung ab diesem Moment gegolten, so als sei ab da der Bruch vollzogen.

Die Verletzbarkeit, die mit dieser Erfahrung einhergeht, erschließt sich insbesondere vor dem Hintergrund, dass Silke ihren Verein als „Familie“ (ebd., Z. 319, 1059) bezeichnet. Sie benutzt damit einen starken Begriff für die Bedeutung des Vereins in ihrem Leben. Sie führt dies nicht weiter aus, es scheint keiner weiteren Erklärung zu bedürfen. Silkes Darstellung zufolge wird die Familie da zerstört, wo Vereinsmitglieder nicht mitbekommen, wenn Einzelne Grenzen überschreiten, etwa in dem Moment, wo Vorständen unlautere Motive bei der Satzungsänderung unterstellt werden.

Als der Interviewer zum Ende hin die Frage stellt, was denn an positiven Aspekten nach dem Engagement bleibe, verweist sie auf das Vereinsgebäude, das während ihrer Amtszeit an unterschiedlichen Stellen renoviert wurde. Sie sagt, sie sehe all die neuen „Türen“ und „Fenster“, „Matten“, „Duschen“ und „Toiletten“, die während ihrer Amtszeit erneuert wurden (ebd., Z. 1086–1089). Diese Passage kann in einer Weise gelesen werden, als materialisiere sich die Familie auch in dem Gebäude. Die Erzählung von Silke erinnerte uns in unserer Interpretationsarbeit an typische Erzählungen von Ehepartner*innen, welche nach der Scheidung aus dem gemeinsam gebauten Haus ausziehen. Das Vereinsgebäude als konkreter physischer Ort steht in dem Interview als das materialisierte Symbol für das Kollektiv im Engagement. Silke erzählt sich als Person, welche sich für die Familie und für deren Zuhause aufgegeben hat, welche nun aber durch die Familie nicht mehr ihrem Engagement entsprechend behandelt wird.

Auch Kirchengemeinden werden als Orte der Zugehörigkeit erzählt und dadurch bedeutsam gemacht. Die Engagierte Katinka, die in einer evangelischen Kirchengemeinde insbesondere im Gemeindevorstand aktiv war, spricht im Interview rückblickend von „meiner Gemeinde“ (Interview 42-K Katinka, Z. 567 f.) und betont den Begriff „meine“ dabei besonders. *Meine* Gemeinde, das ist der Ort, mit dem sie wichtige biografische Erlebnisse verbindet, etwa ihre Hochzeit oder die Beerdigung ihres Ehemanns. Neben diesen biografisch wichtigen Momenten – theologisch ließe sich von Sakramenten sprechen – werden von Katinka auch positive Erinnerungen an gemeinschaftliche Erlebnisse erzählt: etwa besondere Gottesdienste, Wallfahrten oder Freizeiten. Im Fokus der Erzählung steht die Argumentation, dass Katinka um ihre Gemeinde eigentlich hätte kämpfen wollen, dass sie diese aufgrund eines Konfliktes mit einer neuen Pfarrperson nun aber nicht mehr als die ihre empfunden habe.

Die Bedeutung von Kirchengemeinden als besondere Orte lassen sich auch mit den Begriffen der theologischen Fachliteratur beschreiben: Sie seien Orte, die „Menschen auf ihren persönlichen Glaubenswegen“ begleiten (Pohl-Patalong 2021, S. 92), die nicht nur die formale Zugehörigkeit qua Taufe bieten würden, sondern auch das „persönliche Bewusstsein einer Zugehörigkeit“ (ebd., S. 91). Diese Zugehörigkeit wird folgendermaßen erläutert: Kirchengemeinden seien

Orte, an denen „der christliche Glaube wachsen kann“ (ebd., S. 92), wo Menschen nach einem Sinn auch für z.T. schwierigste biografische Situationen suchen können und wo sie dies in „unterschiedlichsten Beteiligungsformen“ (ebd., S. 91) tun können. Diese Begriffe beschreiben auch die Bedeutung, die Katinka ihrer Kirchengemeinde in ihrer Erzählung zuweist.

Zum Bruch mit ihrer Kirchengemeinde kommt es, weil Katinka in ihrer Arbeit im Kirchengemeindevorstand zahlreiche Differenzen mit der Gemeindeleitung erlebt. Irgendwie habe sie das Gefühl, dass permanent ein „Missverständnis“ (Interview 42-K Katinka, Z. 608) zwischen ihr und der Pfarrperson gestanden habe. Dies insbesondere deshalb, weil sie den Eindruck habe, als wäre die Pfarrperson in den Gemeindegremien nicht in der Lage, ein „Gegenargument [...] wahrzunehmen oder anzunehmen“ (ebd., Z. 109 f.). Dies hätte ihr die Teilnahme an Gottesdiensten und eine Mitarbeit in Gremien verleidet. Letztlich sei sie auch in wichtigen biografischen Angelegenheiten, wie in ihrer Trauer um ihren verstorbenen Ehemann, nicht mehr auf die Pfarrperson zugegangen, sondern habe sich einen anderen seelsorgerischen Beistand gesucht (ebd., Z. 253–256). Seelsorge und Mitarbeit in der Gemeinde werden in diesem Interview als miteinander verbunden erzählt: Es geht sowohl um den eigenen Glauben und die Zugehörigkeit zur Glaubensgemeinschaft als auch um die Wahrnehmung und Wertschätzung ihrer Arbeit als Engagierte, die sie dort nicht mehr erfahren habe. Nachdem sich bei Katinka der Eindruck verfestigt hatte, dass auch andere Kirchenvorstandsmitglieder eher auf der Seite der Pfarrperson standen und sie somit ihre Positionen im Kirchenvorstand zunehmend allein verteidigen musste, brach sie das Engagement ab und verließ anschließend die Gemeinde.

Wie bei Silke wird auch von Katinka ein fehlender Rückhalt durch die anderen Engagierten wie auch durch die Hauptamtlichen in der Kirchengemeinde als Abbruchgrund erzählt. In beiden Erzählungen dokumentiert sich eine stillschweigende Bedingung für Engagement: Die Engagierten erwarten eine fraglose Zugehörigkeit und Unterstützung, um auch mal Position beziehen oder streiten zu können. Der Verlust dieser Zugehörigkeit und des damit verbundenen Rückhalts wird als schmerzhaft erzählt.

In der Erzählung des Engagierten Konstantin erhält diese Zugehörigkeit eine besondere Bedeutung, weil sie nicht als fraglos gegeben und somit als selbstverständlich dargestellt wird, sondern als Stück für Stück erarbeitet und gewachsen. In seinem Interview erzählt er zunächst eine Karriere in der kirchlichen Kinder- und Jugendarbeit. Er habe im Kontext seines Zivildienstes dort einen guten Zugang gefunden und in seiner Gemeinde „Konfi-Freizeiten“ (Interview 44-K Konstantin, Z. 92) begleitet – zunächst „quer durch Deutschland“ (ebd., Z. 126), dann auch „international“ (ebd., Z. 129). Als besonders positiv erzählt er von der „Zusammenarbeit“ (ebd., Z. 131) mit Teamer*innen und Hauptamtlichen, aber auch von den „Freundschaften“ (ebd., Z. 134), die sich aus dieser Arbeit ergeben hätten.

Immer wieder betont er, dass er in seinem Engagement die Möglichkeit hatte, „für Menschen da zu sein und zu sorgen“ (ebd., Z. 145).

Vor dem Hintergrund dieser Beziehungen wird dann auch die Verletzung verständlich, die mit dem Abbruch seines Engagements einhergeht. Zwar sagt er, dass er ohnehin mit den Jugendfreizeiten aufhören wollte, weil er als „älterer männlicher Betreuer“ von Kindern (ebd., Z. 203 f.) zunehmend Bedenken hatte, in ein „falsches Licht“ (ebd., Z. 204) zu geraten. Aber als sehr viel gravierender Grund für den Engagementausstieg erzählt Konstantin einen „emotionalen Bruch“ (ebd., Z. 295) mit der Gemeinde. Auslöser war sein Vorschlag, drei Konfirmand*innen aufgrund von krassem sozialen Fehlverhalten und damit belegter fehlender Reife von der Konfirmation zurückzustellen. Dies hatte er nach einer Konfirmand*innenfreizeit angeregt und gemeinsam mit anderen Teamer*innen und einer Pfarrperson besprochen. Nachdem der Kirchengemeindevorstand dem bereits zugestimmt hatte, hätten die Eltern der betroffenen Kinder dagegen Beschwerde eingelegt, u. a. mit dem Vorwurf, dass er, Konstantin, „nicht mit Kindern und Jugendlichen umgehen“ (ebd., Z. 325 f.) könne und eigentlich für „Kinder- und Jugendarbeit ungeeignet“ (ebd., Z. 326 f.) sei. Konstantin artikuliert die Verletzung deutlich: „Geschmerzt“ (ebd., Z. 335) habe ihn, dass der Kirchenvorstand nicht gegen diese Anwürfe vorgegangen sei, sich also nicht vor Konstantin gestellt habe. Dies habe „weh“ getan (ebd., Z. 346), er habe es als einen „Vertrauensbruch empfunden“ (ebd., Z. 347) und als „tiefe persönliche Verletzung“ (ebd., Z. 355). Wie bei Silke und Katinka ist es auch hier die fehlende Unterstützung der anderen Engagierten in einem Moment, in dem das eigene Engagement angegriffen wird, die besonders schmerzt. Schmerzhaft ist gleichzeitig auch der Verlust des für Konstantin bedeutsamen sozialen Ortes der Kinder- und Jugendarbeit, die er als biografisch besonders wichtig erzählt: Die Zeit in der Jugendarbeit habe ihn nämlich zu jenem Menschen gemacht, der er heute sei (vgl. ebd., Z. 1206–1214).

Den drei Erzählungen gemeinsam ist somit, dass dem Engagement eine ganz spezifische Bedeutung zugeschrieben wird, die schließlich verloren geht. Die Engagierten erzählen über einen Ort, mit dem besondere Beziehungen, Erlebnisse, Aufgaben und Tätigkeiten verbunden werden. Dies drückt sich in den verschiedenen Engagementerzählungen auf jeweils ähnliche Weise aus: Es werden konkrete Orte beschrieben, an denen eine Zugehörigkeit erfahren wird: zur „Familie“ bei Silke, zur Glaubensgemeinschaft bei Katinka und zu den Freizeiten mit den Kindern, Jugendlichen und den anderen Betreuer*innen bei Konstantin. In den Erzählungen über diese Orte und ihre Zugehörigkeiten werden spezifische Stimmungen spürbar, welche auf die erlebte Gemeinschaftlichkeit verweisen. Mit dem Verschwinden des Gefühls der Zugehörigkeit gehen auch die Orte des Engagements verloren. Verletzungen werden im Zusammenhang mit diesem Verlust von Zugehörigkeit erzählt, die möglicherweise auch Voraussetzung dafür war, überhaupt engagiert zu bleiben.

10.2 Der Verlust von Sinn in der Arbeit

Die zweite typische Erzählweise zu Verletzungserfahrungen betrifft die Aufgaben im Engagement. Manche Engagierte nennen es explizit ihre „Arbeit“. Die Verletzungserfahrungen, die wir in den nachfolgenden Beispielen beschreiben, sind dadurch gekennzeichnet, dass diese Arbeit ihren Sinn verliert. Die Engagierten schildern, wie sie zunehmend kaum noch positive Aspekte in ihrer Arbeit sehen können, weil diese ihnen nicht mehr als sinnstiftend bzw. sinnvoll erscheint. Sie erzählen ihre Arbeit als abhängig von anderen, die ihnen diese Arbeit ermöglichen und von denen sie erwarten, dass sie sie wertschätzen.⁷¹ Sie erzählen von Beziehungen zu anderen Engagierten und Adressat*innen ihrer Tätigkeit, von denen sie frustriert und enttäuscht werden. Diese Verletzungserfahrung verdeutlichen wir im Folgenden zunächst mit den zwei bereits dargestellten Beispielen von Konstantin und Katinka. Dabei wird deutlich werden, dass sie nicht nur einen bedeutsamen Ort und Zugehörigkeit verloren haben, sondern eben auch den Sinn ihrer Arbeit. Dies vergleichen wir anschließend mit zwei weiteren Beispielen.

Konstantin erzählt in seinem Interview nicht nur, dass er die Unterstützung seiner Gemeindeleitung verloren hat und dadurch auch die Teilnahme an den Jugendfreizeiten, die ihn mit viel Freude erfüllten. In den Passagen seines Interviews, die er besonders ausschmückt, wird auch ein besonderes Verhältnis zu seiner Arbeit deutlich. Er erzählt beispielsweise von Momenten, in denen er „wirklich mal jemanden konkret aus einer schwierigen Situation helfen konnte“ (ebd., Z. 178). Dabei geht es etwa um das Trösten eines Kindes nach einem Albtraum oder um das Erleben einer „gewissen medizinischen Grundkompetenz“ (ebd., Z. 1128 f.), als er nach einem Unfall aus einem Erste-Hilfe-Koffer einen „1A Druckverband“ anlegen konnte (ebd., Z. 1233). Er habe aber auch soziale Kompetenzen erproben können. So habe er für die Freizeiten ein Team zusammenstellen können und erleben dürfen, dass seine Entscheidungen gut funktionierten (vgl. ebd., Z. 1165–1203). Dies habe ihm „viel Selbstvertrauen gegeben“ (ebd. Z. 1195 f.) und er konnte „Leitungskompetenz, [...] Entscheidungskompetenz und [...] emotionale Kompetenz“ (ebd., Z. 1201–1203) erfahren. In der Zusammenfassung dieser Formulierungen fällt auf, wie sehr Konstantin das Engagement als eine Möglichkeit darstellt, seine Fähigkeiten auszuprobieren, zu entwickeln und als wirksam zu erfahren. Er betont die positiven Beziehungen,

71 Wir haben ursprünglich insbesondere in den Tätigkeiten der Wohlfahrt beobachtet, wie dort das konkrete Handeln als ein zunehmend sinnentleertes Handeln wahrgenommen wurde (vgl. Kapitel 3), etwa weil Engagierte so etwas wie eine antwortende Welt in ihrer Freiwilligentätigkeit suchten und fanden, was dann aber durch bestimmte Organisationsroutinen wieder verunmöglicht wurde. In diesem Unterkapitel weiten wir die Perspektive spannungsgeladener Beziehungen in der Arbeit nun auch auf andere Engagementfelder aus.

die er in seinem Engagement herstellen konnte. In der Analyse wird deutlich, dass er diese Beziehungen als maßgebliche Bedingung für das Gelingen des Engagements darstellt.

Ähnlich erzählt auch die bereits eingeführte Katinka von ihren besonderen Kompetenzen. Sie betont ihre Kenntnisse im Arbeitsrecht (ebd. Z. 753), in der Arbeitspsychologie (ebd., Z. 472) und der Organisationsberatung (ebd. Z. 85), die sie in ihrem Beruf erworben hat und in die Arbeit im Kirchengemeindevorstand einbringen konnte. Sie erzählt sich in diesem Sinne als eine Engagierte mit einem besonderen Kompetenzprofil, welches sie in die Gemeindegarbeit einbringen wollte. Dabei führt sie konkrete Beispiele aus, in denen sie ihr Wissen über „Arbeitsschutz“ (ebd., Z. 752) oder „Arbeitnehmerüberlassung“ (ebd., Z. 584) einbringen wollte.

Beide Erzählungen machen deutlich, dass der Sinn, den die Engagierten in ihrer Arbeit sehen, sich daraus ergibt, dass andere einen konkreten Nutzen aus ihrer Arbeit ziehen: Konstantin erzählt vom Trost und vom Druckverband; Katinka erzählt so, als habe ihr fachliches Wissen der Kirchengemeinde manche Strafe und auch manche Rechtsberatung erspart. Beide erzählen, als wäre ihr Engagement ohne diese gelingenden Momente eine weitestgehend sinnlose Arbeit geblieben. Deutlich wird aber, dass die Selbstwirksamkeit, die sie in ihrem Engagement erfahren, von anderen abhängt: Wenn diese ihre Kompetenzen nicht würdigen und ihre Vorschläge nicht aufgreifen, bleiben diese wirkungslos. Wie oben bereits dargestellt, schreiben Konstantin und Katinka anderen Engagierten bzw. der Pfarrerin zu, mit ihren Äußerungen und Handlungen den Sinn ihrer Arbeit unterminiert zu haben. Verletzbar werden sie somit nicht nur dadurch, dass ihnen ein besonderer Ort und Zugehörigkeit genommen werden können, sondern auch dadurch, dass ihnen eine positive Resonanz auf ihre Arbeit genommen werden kann.

Der Zusammenhang zwischen der Verletzbarkeit und der geleisteten Arbeit wird bei der Erzählung der Fahrradaktivistin Ulrike über ihre Arbeit in diversen Vereinen und Initiativen ihrer Stadt besonders deutlich. Sie habe sich aktivistisch für eine bessere Verkehrspolitik in ihrer Stadt einsetzen wollen und daher Demos und Critical Masses⁷² organisiert. Aus dieser Intention heraus habe sie sich im Velofriends-Bündnis⁷³ in ihrer Stadt engagiert, einem Zusammenschluss von Aktiven aus Organisationen wie dem Allgemeinen Deutschen Fahrradclub ADFC, dem Verkehrsclub Deutschland VCD, Greenpeace oder attac. Die Bündnisarbeit

72 Critical Masses sind eine international praktizierte Protestform des Fahrradaktivismus: Scheinbar zufällig zusammentreffende Radfahrer*innen fahren gemeinsam durch vorwiegend von motorisiertem Individualverkehr genutzte Straßen und zeigen so an, dass auch Radfahrer*innen zum Straßenverkehr gehören (Slogan: We are traffic). Insofern solche Proteste durchaus anarchisch anmuten – sie werden nicht als Demonstration angemeldet –, sich in Deutschland aber auch auf einen Passus in der Straßenverkehrsordnung berufen können, sind sie gleichermaßen beliebt und umstritten.

73 Hierbei handelt es sich um ein Pseudonym, um das konkrete Bündnis zu anonymisieren.

wird von Ulrike als anstrengend geschildert, weil alle Bündnispartner*innen immer ausreichend beteiligt werden müssten. Dies mache ihre Arbeit mühsam. Sie verdeutlicht dies für die Erstellung von Plakaten:

„Dann hab' ich die ersten beiden Plakate entworfen, die ersten beiden Demos angemeldet und (.) so, und wie hat mein/so, und dann ist natürlich immer bei Initiativen, bevor da 'n Plakat rausgeht, müssen ja alle mitreden: Schriftgrößen, wo was steht, hab' [mhm] ich auch immer gemacht. Mittlerweile/beim letzten hatt' ich keine Lust mehr, (.) auf tausend Wünsche einzugehen, dann m- arbeitet man fünfmal so viel, [mhm] ja?“ (Interview 27-U Ulrike, Z. 304–311)

Ulrike schildert sich in dieser wie auch in anderen Passagen einerseits als kreativen Kopf, welcher die Plakate entworfen habe. Andererseits scheint sie wie ein ausführendes Organ, welches lediglich die jeweiligen Wünsche von anderen Personen einzuarbeiten habe.⁷⁴ Diese Zuarbeit – die letztlich auch mit einer Aberkennung ihres Entwurfes bzw. ihrer eigenen Kreativität einhergeht, führt dazu, dass sie „keine Lust mehr“ bei ihrer freiwilligen Arbeit hat. Ähnliches erlebt sie, als ihre Wünsche und Vorschläge für die Vereinszeitschrift ignoriert werden, weil ein Old-Boys-Netzwerk im Verein bereits sämtliche Fragen geklärt hatte.

Besonders deutlich wird der Sinnverlust des Engagements an den Stellen in der Erzählung, an denen Ulrike betont, wie viel sie – gerade auch im Vergleich mit den anderen – gearbeitet habe: So habe sie sich zwei Mal bereit erklärt, eine Demonstration anzumelden, als sie während der Vorbereitung erfuhr, dass diese noch nicht bei der Polizei angemeldet gewesen sei – weil niemand anders die Verantwortung übernehmen wollte (vgl. ebd., Z. 316–324). Allerdings sei sie beide Male aus dem Bündnis heraus für ihre unzureichenden Absprachen mit der Polizei kritisiert worden. Konkret erzählt sie, dass die Demo trotz Polizeibegleitung immer wieder gestockt habe und dass ihr dies angelastet wurde: Sie hätte viel stärker auf einen flüssigeren Verlauf pochen sollen. Ulrikes Reaktion darauf ist emotional:

„Dann war ich da wirklich auch 'n Stück knatschig, weil ich ja alles gemacht hab', Demo, also, ne, Plakat, alles gemacht dann. (.) Und dann war/ah, ((bläst Luft aus)) so, das hat mich schon geärgert.“ (Interview 27-U Ulrike, Z. 359–362)

Mit dem Begriff „alles gemacht“ fasst sie ihre besondere Leistung zusammen, für die sie sich, so wird deutlich, Anerkennung gewünscht hätte. Sie zählt auf, was

74 Im Kontext des gesamten Interviews gewinnen wir den Eindruck, als hatte Ulrike hierbei auch Ideen umzusetzen, die ihr missfielen. So berichtet sie davon, auch in der lokalen ADFC-Ortsgruppe an Publikationen für die Öffentlichkeitsarbeit beteiligt gewesen zu sein, zu denen sie ganz andere ästhetische Vorstellungen gehabt habe. An einer späteren Stelle sagt sie über die neuen Plakate der Velofriends: „Ich [...] mach' auch die Augen zu und guck' lieber nicht hin, wie sie aussehen“ (Interview 27-U Ulrike, Z. 398 f.).

das „alles“ umfasst: Sie habe für die Organisation der Demonstration Zeit investiert und die Verantwortung dafür getragen, dass der Protest stattfinden konnte. In ihrer Gegenüberstellung ihrer eigenen Leistung zu derjenigen der übrigen Aktivist*innen stellt sie fest, die anderen seien „zu feige oder trauen sich nicht, 'ne Demo anzumelden und umzusetzen“ (ebd., Z. 330–332). Damit betont sie die emotionale Belastung, der sie sich, im Gegensatz zu den anderen, ausgesetzt hätte. In dem Moment aber, wo diese anderen, deren Arbeit sie letztlich übernimmt, ihre Arbeit kritisieren, kommt es zur Verletzung. Es folgt die mit „knatschig“ beschriebene negative Emotion. Ulrike erlebt nicht nur, dass sie keinen Rückhalt bei den anderen Aktiven des Radbündnisses hat (s. o. zur Zugehörigkeit), sondern sie kann auch mit ihrem Handeln keinen Protest initiieren, der positiv bewertet wird.

Am Beispiel der Engagierten Natasha schließlich lässt sich zeigen, dass Verletzbarkeit im Engagement auch dann angelegt ist, wenn es keine längerfristig positiven Erfahrungen im Engagement gab, sondern nur eine Vorstellung, wie dieses sein sollte. Natasha macht die in diesem Kapitel vollzogene Fokussierung von Engagement auf Arbeit explizit. Sie erzählt sich als notwendige Arbeitskraft. In der Kleiderkammer, in der sie sich engagierte, sei sie „begeistert“ (Interview 14-W Natasha, Z. 65) aufgenommen worden, weil es dort einen starken „Personalmangel“ (ebd., Z. 67) gab. Anschließend erwähnt sie kurz die Qualifikation anderer Arbeitnehmer*innen vor Ort („Hausfrauen“, ebd., Z. 68, hingegen eher weniger Student*innen), qualifiziert aber auch die eigene Tätigkeit: „kein besonders anstrengender Job“ (ebd., Z. 76). In diesem Zusammenhang scheint sich Natasha zu Beginn ihrer Tätigkeit durchaus daran erfreuen zu können, dass sie andere mit ihrer Arbeit entlastet.

Den Sinn, den Natasha für ihre Arbeit in ihrer Erzählung ausführlich darstellt, bezieht sie jedoch nicht auf die Arbeitsstunden, die sie übernimmt. Vielmehr habe sie mit ihrem Engagement etwas tun wollen für Menschen, die weniger begütert seien als sie. Sie gerät fast ins Schwärmen, wenn sie von ihrer Vorstellung erzählt, wie sie Menschen, die sich keine schöne Kleidung leisten können, durch ihre Arbeit in der Kleiderkammer „ein gutes Gefühl schenken“ wollte (ebd., Z. 904). Sie habe dadurch – allgemeiner gesprochen – Teilhabe ermöglichen wollen und sei es auch nur im Konsum. Sie habe dazu den Raum schön hergerichtet und mit den Stammkund*innen habe sie auch „n' bisschen Konversation gepflegt“ und ein „teilweise sehr familiär[es]“ Verhältnis gehabt (ebd., Z. 137 ff.). Am Anfang ist Natasha begeistert von ihrer Arbeit:

„Also ich/zuerst war ich begeistert (.) von dem Laden [mhm] und von meiner Arbeit. Und dass man/natürlich/natürlich hatte man dann auch plötzlich so dieses gute Gefühl, man macht irgendwas. Man/man/man engagiert sich ehrenamtlich, [mhm] man kann/man kann stolz auf sich sein, weil man das macht.“ (Interview 14-W Natasha, Z. 766–771)

Dieser Sinn, etwas Gutes für andere zu tun, wird jedoch in Frage gestellt, als Natasha erfahren möchte, was mit den Klamotten passiert, welche sie aussortiert. Sie sagt, sie habe „trotz mehrfacher Nachfrage [...] darauf keine Antwort bekommen“ (ebd., Z. 94 f.). Natasha weist implizit darauf hin, dass es schwierig ist, eine gute, sinnstiftende Tätigkeit auszuüben, wenn sie sich gleichzeitig nicht sicher sein könne, ob denn ihr Tun tatsächlich Gutes bewirke. Dann wäre die gut gemeinte Freiwilligenarbeit letztlich nur ein Job und dieser auch noch unbezahlt.⁷⁵ Ähnlich wie Konstantin und Katinka hat auch Natasha Ziele formuliert, die sie in ihrem Engagement umsetzen wollte, und Kompetenzen, die sie einbringen wollte. Im Unterschied zu Katinka und Konstantin erreicht Natasha aber kein dauerhaftes Gefühl gelingender Arbeit. Natasha bleibt nur die Empörung über den Wohlfahrtsverband oder in ihren eigenen Worten: „Frustration“ (ebd., Z. 1804) und Enttäuschung (vgl. ebd., Z. 1653 ff.). Anders ausgedrückt: Natasha wollte mit ihrem Engagement anderen eine Freude bereiten, Menschen mit wenig Geld sollten einen Nutzen aus ihrer Arbeit ziehen können. Im Laufe ihrer Arbeit bekommt sie allerdings den Eindruck, dass es der Verband ist, der den meisten Nutzen daraus zieht – und sie vermutet, dass dies auch auf nicht ganz legitime Weise geschieht. Natasha ist verletzt, weil sie sich hier benutzt fühlt.

Gemeinsam ist den Beispielen von Ulrike und Natasha, Katinka und Konstantin, dass sie zeigen, wie bedeutsam die Arbeit im Engagement für die Engagierten ist. Sie erzählen sich als solche, die mit viel Engagement und Überzeugung ein ganz bestimmtes Konzept für ihre Arbeit entwickeln.⁷⁶ Sie erzählen von (erhoffter) Selbstwirksamkeit und davon, dass sie spezifische Kompetenzen oder Ideale in ihrer Arbeit entwickeln oder in eine Organisation einbringen. Die konflikthaften Erzählungen über die fehlende Anerkennung verdeutlichen, dass sich die Engagierten mit ihrer Arbeit identifizieren (können) wollen. In vielen Erzählungen wird somit ein fast leidenschaftliches Verhältnis der Engagierten zu ihrer Arbeit

75 „Und äh (.) als ich dann gemerkt habe, ich gehe da nicht mit einem guten Gefühl dahin, [ja] da hab' ich aufgehört. [ja] Weil das war für mich nicht der Sinn der Sache. Also nicht, dass/dass ich/ähm (.) dass ich jedes/jedes Mal äh äh irgendwie so'n Motivationspush mir davon erwartet habe, (.) aber wenn ich irgendwas, was ich freiwillig mache und eigentlich quasi mit dem, was ich mache, auch den anderen ein gutes Gefühl schenken möchte, wenn ich das nicht mehr beantworten kann, also weder vor mir noch vor allen anderen, dann hör' ich damit auf“ (Interview 14-W Natasha, Z. 879–889).

76 Es gibt aktuell eine Vielzahl an Publikationen, die den Begriff des Engagements (unabhängig davon, ob dieses als freiwilliges oder bürgerschaftliches gefasst wird) meiden und stattdessen von Freiwilligenarbeit schreiben. Dabei wird allerdings weniger die Entfremdung in der Arbeit betrachtet. Es wird also weniger danach gefragt, um was es den Arbeitenden geht oder welches Verhältnis sie zu ihrer Arbeit oder ihren Mitmenschen haben. Vielmehr wird die Ausbeutung von freiwilliger Arbeit als systemstabilisierend beschrieben (vgl. van Dyk und Haubner 2021; Mauritz 2020; Overgaard 2019). Uns geht es in diesem Kapitel allerdings weniger um eine Makroanalyse des Stellenwertes von Freiwilligenarbeit in modernen Gesellschaften, sondern eher um eine Mikroanalyse der verletzenden Folgen von Freiwilligenarbeit.

deutlich. Sie mögen ihre Arbeit bzw. sie würden sie gerne mögen. Leider erleben die genannten Engagierten, wie ihnen der Sinn ihrer Arbeit verloren geht, weil sie von anderen nicht mehr anerkannt wird: Das Betreuen der Jugendlichen in der Freizeit wird nicht mehr vom Kirchenvorstand anerkannt (Konstantin), die Kenntnisse der Arbeitspsychologie und Organisationsentwicklung werden nicht mehr nachgefragt bzw. umgesetzt (Katinka), die Arbeit in der Kleiderkammer ist nur (noch) ein Job und nicht mehr ein sinnvolles Freudebereiten (Natasha) und die Arbeit im Radbündnis wird auf bloße Teilnahme ohne aktive Gestaltungskraft reduziert, da die anderen weder Wert auf ihre Designs noch auf ihre Kontakte zu den Behörden legen (Ulrike). Ohne dass sich der Sinn der eigenen Arbeit in der Rückmeldung der anderen widerspiegelt, bleibt sie irgendwie ohne Erfüllung. Bestärkung, Unterstützung oder Dank fehlen. Verletzbarkeit in der Arbeit wird somit nicht erzählt als Folge eines Misserfolgs, es geht nicht um die Unzufriedenheit nach einem Scheitern, sondern um die fehlende Bejahung in der alltäglichen Arbeit mit anderen. Verletzbarkeit ist somit in den alltäglichen Interaktionen im Engagement selbst angelegt und keine Eigenschaft von besonders kränkbaren Individuen.

10.3 Abwertende Zuschreibungen statt Würdigung der Arbeit

Die dritte typische Erzählweise über Verletzungen betrifft das Betonen und bedeutsam Machen von sozialen Identitäten. Im Zentrum der Erzählungen stehen Situationen und Beziehungen, in denen die Befragten nicht als Engagierte mit spezifischen Fähigkeiten gesehen wurden, sondern nur als Teil einer – zumeist negativ konnotierten – Großgruppe. Die Engagierten erzählen sich als solche, die in ihrem Engagement deklassiert werden. Ihre Erzählungen unterscheiden sich von den vorher genannten Fällen, insofern als die Angewiesenheit auf Zugehörigkeit und Anerkennung alle Engagierten potenziell verletzbar macht, aber nicht alle interviewten Personen aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit gleichermaßen von Abwertung und Deklassierung bedroht sind.

So erzählt uns die in der Altenhilfe engagierte Semra, wie sie gemeinsam mit anderen migrantisierten Frauen eine Besuchsgruppe für ältere Arbeitsmigrant*innen aus der Türkei organisierte habe. Wir nennen diese Besuchsgruppe nachfolgend *pro domo*. In diesem Zusammenhang wollte die Gruppe in einem offiziellen Besuchsdienst des örtlichen, kirchlich getragenen Krankenhauses mitarbeiten. Auf ihre Anfrage hin habe *pro domo* jedoch die Ansage erhalten, dass ihr Mitglied mit Kopftuch „auf gar keinen Fall“ (Interview 7-W Semra, Z. 52 f.) im Besuchsdienst des Krankenhauses mitarbeiten dürfe, schließlich sei dies ein

christliches Haus⁷⁷. Zu dem geforderten Gespräch mit der Hausleitung sei es nie gekommen, die Absage habe nie besprochen werden können. Aus Solidarität mit der ausgeschlossenen Kollegin habe sich dann die gesamte *pro domo*-Gruppe dazu entschieden, nicht in den Besuchsdienst einzutreten – also auch jene Frauen, die selbst kein Kopftuch tragen. Semra macht in ihrer Erzählung sehr deutlich, wie sehr sie diese Episode aufgewühlt habe. Sie erzählt sehr emotional. Sie sagt, sie würde der Person, von der sie damals diese abwertende Aussage erhalten hatte, am liebsten „an die Gurgel gehen“ (ebd., Z. 125 f.), wenn sie diese wiedersehen würde. Immer wieder thematisiert sie, dass sie noch zum Zeitpunkt des Interviews ungläubig darüber sei, dass eine solche Unterhaltung stattgefunden habe (z. B. ebd., Z. 58, 87). Diese Erfahrung wird insgesamt in einer Weise geschildert, als habe sie einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Um nun die Verletzbarkeit in diesem Fall zu rekonstruieren, gilt es, den Verweis auf das Kopftuch im Zusammenhang mit dem aktuellen Diskurs über den Islam zu verstehen. Die Aussage, das Gruppenmitglied mit Kopftuch dürfe im christlichen Krankenhaus nicht ehrenamtlich arbeiten, reproduziert diesen Diskurs. Er trifft die Gruppe der migrantisierten Frauen. Es ist davon auszugehen, dass sie diese Stereotype gut kennen und schon oft mit ihnen konfrontiert wurden. Durch die Hervorhebung des Kopftuches wird ein bestimmtes Merkmal der Gruppe betont – und weitere, für die Gruppe und ihr Engagement wesentliche Eigenschaften geraten in den Hintergrund. Aus dem Blick gerät die Hingabe und Fürsorge der Mitglieder von *pro domo*, wie er im Interview an anderer Stelle ausgebreitet wird. So erfährt der Interviewer auf Nachfrage, dass die Besuchsgruppe schon länger existierte und sich in ihrem Stadtquartier um die Elterngeneration, d. h. die erste Generation der Arbeitsmigrant*innen aus der Türkei, kümmerte. Semra erzählt mit Engagement von vielen wichtigen und gut durchdachten Projekten, die sie entwickelt haben, damit diese besondere Gruppe der älteren Migrant*innen so wohnen können, wie es ihren Bedürfnissen und Ressourcen entspricht. Sie präsentiert sich und die Mitglieder der Besuchsgruppe als gut vernetzt, pragmatisch und kultursensibel. All dies sind Eigenschaften, die vom offiziellen Besuchsdienst nicht wertgeschätzt oder auch nur berücksichtigt wurden.

Deutlich wird, dass sich die Perspektive des Besuchsdienstes – das Kopftuch passt nicht zum christlichen Krankenhaus – wie selbstverständlich durchsetzen kann. Die Mitarbeitenden dieses Dienstes scheinen definieren zu können, wer im Besuchsdienst mitwirken darf und wer somit in der Einrichtung als Engagierte sichtbar wird und wer nicht. Die Besuchsgruppe kann sich über diese Zuschreibung zwar aufregen, sie kann daran aber nichts ändern. Hier wird somit auch ein Hierarchieverhältnis erzählt und kritisiert.

77 Vertreter*innen christlicher Wohlfahrtsverbände, mit denen wir über die Diskriminierung von Semras Gruppe gesprochen haben, weisen darauf hin, dass diese Aussage der offiziellen Politik ihres Verbandes nicht entspreche.

In der Erzählung nimmt nicht nur die Verletzung, die durch die Zuschreibung entstanden ist, einen großen Raum ein, sondern auch die kollektive Bearbeitung dieser Verletzung: Semra erzählt mit großer Erleichterung, dass die Besuchsgruppe einstimmig und ohne Zögern entschieden habe, sich nicht in diesem Besuchsdienst zu engagieren. Sie betont den positiven Moment, in dem die Gruppenmitglieder erklären, dass sie solidarisch zu dem Mitglied mit Kopftuch halten und alle gemeinsam die Teilnahme an dem Besuchsdienst zurückweisen. Insofern endet diese Verletzungserzählung mit einem Moment der Selbstermächtigung. Die Gruppe stellt fest, dass sie ein solches Amt nicht braucht (vgl. ebd., Z. 636 ff.) und andere wichtige Projekte angehen möchte.

Viele Engagierte finden im Engagement jedoch wenig Unterstützung, um ihre Verletzungen zu bearbeiten. Dies betrifft auch Klaudia. Sie erzählt, wie sie innerhalb ihrer Kirchengemeinde etwas unverhofft, aber doch mit großer Stimmenzahl in den Gemeindevorstand gewählt worden sei. Hier habe sie zahlreiche ihrer Herzensangelegenheiten umsetzen wollen. Leider habe sie erleben müssen, dass sie in ihrem Elan immer wieder begrenzt wurde. Ihr wurde zugeschrieben, sie wolle nur „viel Geld ausgeben“ (Interview 55-K Klaudia, Z. 85). Auch sei sie von bestimmten Aufgaben ferngehalten und dadurch isoliert worden; beispielsweise habe sie in Kindergottesdiensten nie biblische Geschichten auslegen dürfen. Als größte Verletzung scheint es Klaudia aber empfunden zu haben, dass der Pfarrer diesen abwertenden Umgang mit ihr nicht nur tolerierte, sondern gar vorlebte: Er habe ihr immer wieder lateinische Floskeln hingeworfen und ihr gar zu verstehen gegeben, dass er sie für eine „dumme Nuss“ (ebd., Z. 131) halte. Zwar nimmt Klaudia im Interview diese Formulierung gleich wieder zurück, sie würde hier durchaus übertreiben, nur um dann hinzuzufügen:

„So hat er es immer wieder gerne rübergebracht. (.) [mhm] (..) Total erniedrigend. (...) Und ähm (..) das hat mich in dann 2014 rum so verletzt, dass ich tatsächlich, wenn ich morgens in den Gottesdienst gehen wollte, schon mit Migräne wach geworden bin.“ (Interview 55-K Klaudia, Z. 132–137)

Wie die Engagierten der *pro domo*-Gruppe hatte sie eigene Vorstellungen zu ihrer Arbeit, scheitert mit diesen jedoch an den anderen Mitgliedern der Gruppe, die sie nicht unterstützen, sondern sie vielmehr auf ihre fehlende Bildung reduzieren. Ihr geht dieser Umgang mit ihr nahe, was sich auch körperlich bemerkbar macht („Migräne“), sodass sie letztlich die Gemeinde verlässt.

Klaudia rahmt ihre Geschichte als eine über soziale Ungleichheit: Sie bezeichnet sich im Interview als „kleines Licht“ (ebd., Z. 59) und positioniert sich im Gegensatz zu den anderen „gebildeten Leute[n]“ (ebd., Z. 63) aus einem „besseren Stand“ (ebd., Z. 64). Ihre Betonung, sie sei „voller Tatendrang, so voller Ideen“ gewesen (ebd., Z. 70 f.), verweist darauf, dass sie ihre Person nicht auf den Bildungsunterschied reduziert sehen wollte. Die fehlende formale Bildung – sie spricht

von „Latein“ (ebd., Z. 128) und „Abi“ (ebd., Z. 129) – sowie ihre soziale Herkunft („viel Geld ausgeben“, „besserer Stand“) werden als eine Art Stigma erzählt, als eine Festlegung ihrer Person, der sie sich im Kirchenvorstand nicht entziehen kann. Statt ihre gute Ideen für die Weiterentwicklung der Gemeinde anzuerkennen und ihre Identität als kreative Engagierte zu betonen, wird sie auf eine defizitäre Bildung festgelegt.

Semra und Klaudia erzählen, dass sie nicht als Engagierte mit guten Ideen und spezifischen Fähigkeiten wie etwa Hingabe, Fürsorge oder Kreativität adressiert wurden, sondern sie beschreiben, wie sie aufgrund ihrer sozialen Herkunft kategorisiert und abgewertet wurden. Ihre Verletzung geht somit nicht nur auf eine Abwertung ihrer Kompetenzen und Ideen zurück, wie wir es weiter oben beschrieben haben, sondern ihre Potenziale wurden aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit kaum wahrgenommen. Letztlich verweisen diese Erzählungen auch auf das verletzte Ideal, wonach im freiwilligen Engagement soziale Unterschiede weniger gelten, Hierarchien tendenziell abgebaut und stattdessen vielmehr Solidarität gelebt werden sollten.

10.4 Zusammenfassung

Die Analysen in diesem Kapitel machen deutlich, dass Verletzbarkeit im Engagement angelegt ist. Engagement trägt somit nicht nur zu Wohlbefinden bei, wie es in vielen Studien betont wird (vgl. Fußnote 68). Engagierte sind in besonderer Weise verletzbar, weil sie im Engagement Orte schaffen, die ihnen viel bedeuten, weil sie eigene Ideen entwickeln und umsetzen oder sich als eine spezifische Person entwerfen können (die etwa besonders hilfsbereit, kompetent oder kreativ ist). Dass Engagierte solches tun und entwickeln können, beschreibt das grundsätzliche Potenzial freiwilligen Engagements – und gerade dieses Potenzial macht verletzbar. Wer die besonderen Orte, die Zugehörigkeit oder Selbstwirksamkeit, die mit dem Engagement einhergehen, nicht kennengelernt hat, wird sie auch nicht vermissen; wer keine eigene Idee bzw. kein konkretes Ziel mit seiner Tätigkeit verbindet, wird weniger darunter leiden, wenn sie ihren Sinn verliert. Für unsere Studie über abgebrochenes Engagement bedeutet das aber auch: Wenn uns Engagierte verletzt von ihrem Engagementende erzählen, dann sind dies wohl nicht die Unzufriedenen, die sich nicht recht auf das Engagement einlassen wollten, sondern vielmehr gerade solche Engagierte, die im Engagement dazugehören, eigene Ideen entwickeln oder Verantwortung übernehmen wollten.

Zur Frage, was Verletzbarkeit verursacht, möchten wir mit unserer fallvergleichenden Perspektive einen Perspektivwechsel anregen. In den einzelnen Erzählungen werden jeweils spezifische Personen hervorgehoben, welche verletzend handeln. Es scheint in den Erzählungen, als ob es die Verfehlungen Einzelner sind, die Verletzungen verursachen. Die Angewiesenheit auf die An-

erkennung anderer, die Abstimmungen zwischen unterschiedlichen Ideen, die Gruppendynamik, die dazu führt, dass Ideen nicht unterstützt werden, oder unterschiedliche Vorstellungen über die Art und Weise des Vorgehens sind jedoch im Engagement als solchem angelegt. Hinzu kommt: Zuschreibungen über migrantisierte Personen oder soziale Herkunft, die ebenfalls bei Verletzungen wirksam werden, sind in gesellschaftlichen Diskursen angelegt. Engagement findet in einer durch Ungleichheit geprägten Gesellschaft mit unterschiedlichen Diskriminierungsformen statt, die auch im Engagement reproduziert werden.

Schließlich lässt sich fragen, welche praktischen Schlussfolgerungen sich aus diesen Analysen von Verletzungen und Verletzbarkeit ziehen lassen. Wenn Verletzbarkeit als eine solch tiefgreifende Erfahrung im Engagement angelegt ist, dann gilt es zunächst, dafür zu sensibilisieren. Wenn Engagement die Gelegenheit bietet, besondere Räume zu schaffen und in ihnen Zugehörigkeit zu erleben, sinnvolle Ideen zu entwickeln und persönlich bedeutsame Aufgaben zu übernehmen sowie Solidarität und Unterstützung in der Gruppe zu erfahren, dann ist es hilfreich, darauf vorbereitet zu sein, dass all diese positiven Erfahrungen konterkariert werden können. Somit ist ein besonders „gutes“ Engagement zwangsläufig auch eines, das besonders verletzbar macht.

11. Fazit: Eine feldvergleichende Perspektive auf Engagement

Zum Abschluss dieses Buches möchten wir nun einen Schritt zurücktreten und die Perspektive darlegen, die wir in diesem Forschungsprozess entwickelt haben, um Engagementdynamiken und Engagementabbrüche besser verstehen zu können. Die Zusammenfassung der Ergebnisse in diesem Fazit wiederholt deswegen nicht einfach die Struktur der einzelnen Kapitel. Wir nutzen vielmehr den Überblick über die Ergebnisse, um zu überlegen, was sie insgesamt über alle Kapitel hinweg für unsere Perspektive auf Engagement bedeuten. Was alle einzelnen Kapitel dieses Buches verbindet, ist die Analyse, dass die Dynamik eines Engagements weniger von bestimmten individuellen Eigenschaften der Engagierten, wie etwa Motiven, Kompetenzen oder Interessen, geprägt ist, als vielmehr von den Feldern, in denen das Engagement stattfindet. In diesem Sinne sprechen wir von einer Feldperspektive auf das Engagement. Ein Engagement zu übernehmen bedeutet für die Engagierten, spezifische Erfahrungen zu machen. Diese Erfahrungen lassen sich durch vier Merkmale beschreiben, die wir im Folgenden erläutern: Sie sind durch eine Spannung zwischen Bindendem und Abträglichem geprägt (11.1), sie sind sowohl feld- als auch engagementspezifisch (11.2), sie finden in spezifischen Relationen statt (11.3) und sie entwickeln sich über die Zeit (11.4).

11.1 Engagement im Zwiespalt zwischen bindenden und abträglichen Erfahrungen

Ein wesentliches Ergebnis unserer Analyse ist, dass die Dynamik eines Engagements bis hin zu seinem Abbruch nur im Zusammenhang mit den besonderen⁷⁸ und schönen Erfahrungen im Engagement verstanden werden kann. Dies wird in den Erzählungen sehr deutlich. Wir haben Interviewpartner*innen gesucht, die ein Engagement abgebrochen haben, und sie gebeten, uns die Geschichte ihres Engagements vom Anfang bis zu diesem Abbruch zu erzählen. Auffällig war, dass sie immer ausführlich erzählen, was das Engagement ausgemacht hat und wieso es für sie so besonders und wichtig war. Ihre Erzählungen machen deutlich: Um nachvollziehen zu können, was es bedeutet, ein Engagement abzuberechnen, muss man zunächst verstehen, was dieses Engagement für die jeweilige engagierte Per-

78 Mit dem Begriff des Besonderen verweisen wir hier und im Folgenden auf eine spezifische Erzählweise: Die Engagierten erzählen bestimmte Erfahrungen als solche, die für sie besonders gut oder belastend waren bzw. eine besondere Bedeutung haben.

son bedeutet. Die (ehemaligen) Engagierten schildern uns ihr Engagement nicht als eine beliebige Aufgabe oder als befristetes Projekt, sondern als eine Erfahrung, die sie auch nach der Beendigung des Engagements noch beschäftigt – auch dann, wenn das Engagement von Beginn an als ein zeitlich begrenztes geplant war.

Die vergleichende Analyse macht deutlich, dass in jedem Engagementfeld jeweils spezifische Erfahrungen an das Engagement binden: Engagierte aus den Wohlfahrtsverbänden schwärmen von der besonderen Beziehung, die sie zu manchen Adressat*innen ihres Engagements aufbauen konnten; diejenigen aus den Kirchengemeinden erzählen eher von schönen Gottesdiensten oder Gemeindeevents, die sie mitgestaltet haben. Engagierte aus dem Sport freuen sich über das gemeinschaftliche Sporttreiben und solche aus den Umweltinitiativen betonen ihre Erfolge, wenn sie z. B. viele Unterschriften gesammelt haben. Feldübergreifend betonen die Engagierten die besondere Gemeinschaft, mit der sie wichtige Werte teilten oder bei der unterschiedlichste Personen sich wie Puzzlestücke ergänzten. Andere berichten, wie sie Projekte, die ihnen wichtig sind, gemeinsam mit anderen umsetzen konnten oder auch davon, selbst mal durch eine besondere Leistung oder gute Idee herausragen zu können (vgl. Kapitel 8 Verschiedene Vorstellungen von Kooperation als Herausforderung im Engagement). Wieder andere schildern, wie sie mit ihrem Engagement lang gehegte Wünsche oder berufliche Perspektiven realisieren konnten (vgl. Kapitel 9 Das Kuratieren von Lebenszeit mit Engagement).

Eine Gemeinsamkeit, die wir im Vergleich der Interviews sehen, ist somit, dass die Engagierten von Erfahrungen erzählen, die sie an das Engagement binden, um verständlich zu machen, wie es zum Abbruch kam. In Anlehnung an Schütze (1984) lässt sich hier von einem Zugzwang des Erzählens sprechen: Die Befragten merken, dass sie nicht einfach nur den Abbruch erzählen können – ihre Geschichte würde dann keinen nachvollziehbaren Sinn ergeben. Deutlich wird somit: Zur Erfahrung des Engagements gehört auch die bindende Erfahrung, eine Geschichte über ein Engagement wird erst dann nachvollziehbar, wenn sie im Zusammenhang mit solchen bindenden Erfahrungen erzählt wird. Ein Engagement abubrechen bedeutet für viele, einen Ort zu verlassen, an dem sie besondere Erfahrungen oder eine besondere Gemeinschaft erlebt haben oder ein Projekt, das sie mitgestaltet haben oder das für sie besonders wichtig war. Engagementabbrüche werden in diesem Sinne als Entscheidungen erzählt, mit denen sich die Engagierten schwertun – und die Schwierigkeit des Abbruchs wird mit den bindenden Erfahrungen deutlich, die sie im Engagement gemacht haben.

In diesem Zusammenhang zeigt sich die Stärke unseres Forschungszugangs mit narrativen Interviews und der dokumentarischen Methode. Im persönlichen Nachvollziehen der eigenen Engagementerfahrung durch das Erzählen werden Gefühle wachgerufen und unmittelbar mitgeteilt. Durch die Analyse der Erzählweise konnten wir diese Emotionalität erfassen und damit nachvollziehen, wel-

che Aspekte für die Befragten von spezifischer Relevanz sind. Mit standardisierten Erhebungsmethoden (etwa Leitfadeninterviews oder Fragebögen) hätten wir vielleicht sehr viel mehr Personen befragt und dadurch eine größere Varianz im Sample erreichen können; wir hätten jedoch nicht derart emotionale Erinnerungen oder Schilderungen schöner Momente erhalten und hätten somit die subjektiven Relevanzen von Engagementdynamiken nicht in der Weise rekonstruieren können, wie wir es hier tun konnten.

Engagement wird in den Geschichten nie als eine rein glückliche Erfahrung von Anfang bis Ende erzählt. Immer ist es auch ein Zwiespalt, ein Abwägen zwischen bindenden und abträglichen Erfahrungen. Auch wenn in der Retrospektive das Bindende und Schöne, die Herzensangelegenheit in den Vordergrund gestellt wird und in den Erzählungen mehr Platz eingeräumt bekommt, so wird es immer auch mit negativen Erfahrungen konfrontiert: Meine Karriere im Verein bzw. in der Initiative lief super, ich übernahm immer mehr Aufgaben und wurde dann sogar irgendwann in den Vorstand gewählt, aber dann wurde es kompliziert ... Die Kirchengemeinde bot mir von meiner Jugend bis ins Erwachsenenalter immer einen wertvollen Ort, meinen Glauben zu leben, aber dann kam die neue Pfarrperson ... Es war so schön, wie die alte Dame auf meine Unterstützung reagiert hat, aber dann sah ich, wie die alten Menschen hier im Altersheim behandelt werden.

Der Abbruch des Engagements wird jedoch zumeist nicht umstandslos als Folge der abträglichen Erfahrungen geschildert. Vielmehr verweisen die Engagierten zunächst auf die Einschränkung der Freude oder des Sinns ihres Engagements. Wenn die Kinder immer wieder unregelmäßig zum Training kommen und die Eltern dieses als preisgünstige Kinderbetreuung betrachten – dann machen auch die besonderen Trainingserfolge irgendwann keine Freude mehr. Wenn die anderen Vorstandsmitglieder ihre Vorschläge immer wieder ablehnen, dann geben sie irgendwann auf – so wichtig ihnen ihr Projekt auch ist. Solch ein stillschweigendes Sich-Lösen von der Aufgabe lässt sich auch gut mit der Erzählung über die fehlende Zeit – in quantitativen Studien oft der am häufigsten genannte Grund für eine Engagementbeendigung – verknüpfen: Wenn Engagierte nicht mehr mit Gewissheit hinter ihrer Aufgabe stehen, fällt es ihnen zunehmend schwer, den zeitlichen Aufwand noch zu rechtfertigen (vgl. Kapitel 9 Das Kuratieren von Lebenszeit mit Engagement).

Deutlich wird, dass die meisten⁷⁹ Engagierten das Engagement nicht bei der ersten Schwierigkeit abbrechen, die ihnen begegnet. Es ist somit eher bemerkenswert, wie lange das Engagement trotz der abträglichen Erfahrungen aufrechterhalten wird. Der Vergleich mit den Gruppendiskussionen mit Engagierten, die das Engagement (noch) nicht abgebrochen haben, zeigt, dass diese

79 Einige Engagierte erzählen jedoch auch von einer abrupten Beendigung nach einer besonders abträglichen Erfahrung, etwa wenn die Vereinsmitglieder ein Projekt ablehnen, an welchem sie lange gearbeitet haben und mit dem sie sich identifizieren.

von den gleichen feldspezifischen Herausforderungen berichten. Ihre Erzählweise unterscheidet sich jedoch etwas von derjenigen der Engagierten, die ihr Engagement schon abgebrochen haben: Sie erzählen eher von Widrigkeiten, mit denen sie sich auseinandersetzen müssen, von denen sie sich aber (noch) nicht unterkriegen lassen.

In diesem Sinne plädieren wir dafür, Spannungsverhältnisse zwischen bindenden und abträglichen Erfahrungen als konstitutiv für Engagement zu betrachten und zu beforschen. Engagementdynamiken, die Aufnahme eines Engagements, der Verbleib im Engagement wie auch sein Abbruch können nicht verstanden werden, wenn Motive für die Aufnahme eines Engagements oder Gründe für seinen Abbruch erfragt werden, ohne den Zusammenhang mit diesen spannungsgeladenen Erfahrungen zu berücksichtigen. Bislang werden solche Ambivalenzen in der Engagementforschung jedoch noch kaum diskutiert und nicht tiefer erforscht. Auch in der öffentlichen Diskussion wird freiwilliges Engagement gemeinhin nicht als ein ambivalentes Phänomen dargestellt. Deswegen haben wir mit diesem Buch versucht, den Zwiespalt, der die Erzählungen charakterisiert, in seinen verschiedenen Ausprägungen zu analysieren.

11.2 Zur Feldperspektive auf Engagement

Wir haben bereits im Zwischenfazit (Kapitel 7) über soziale Felder als hilfreiche Heuristik für die Engagementforschung geschrieben. Dies wollen wir hier nun etwas ausbauen (11.2.1). Anschließend beschreiben wir Merkmale von Engagement an sich, die Engagementerfahrungen feldübergreifend prägen (11.2.2). Dar- aus lassen sich dann auch Anregungen für weitere Forschung ableiten (11.2.3).

11.2.1 Zur Feldspezifik von bindenden und dem Engagement abträglichen Erfahrungen

Ein weiteres wesentliches Ergebnis aus unserer Studie ist, dass wir die Engagementdynamik und die Engagementabbrüche nur im Zusammenhang mit dem jeweiligen Feld verstehen können, in dem das Engagement stattfindet. Um die Bedingungen zu erforschen, welche die Engagementdynamiken und die Engagementabbrüche prägen, haben wir die Engagementerzählungen systematisch miteinander verglichen. Dabei fanden wir typische Muster, wie über Erfahrungen berichtet wurde, die an das Engagement binden oder ihm abträglich sind – und diese Muster unterscheiden sich für die vier von uns analysierten Engagementfelder deutlich. Im Sinne der dokumentarischen Methode (vgl. Kapitel 2 Forschungszugang) argumentieren wir, dass die vier Felder jeweils Erfahrungen auf eine spezifische Weise prägen, was zu homologen, d. h. von ihrer Strukturierung

her gleichen Erzählweisen in den Engagementgeschichten führt. Wir haben somit feldspezifische Spannungsverhältnisse als kollektive Erfahrungen rekonstruiert, welche sich in den Erzählungen dokumentieren. Gleichzeitig konnten wir auch Herausforderungen analysieren, welche für das Engagement an sich, also für alle Engagementfelder gleichermaßen gelten.

Die Perspektive auf das Feld ermöglicht ein fallübergreifendes Verständnis von Engagementdynamiken. So konnten wir mit unserer vergleichenden Analyse zeigen, dass nicht nur die an das Engagement bindenden Erfahrungen, sondern gerade auch die dem Engagement abträglichen Erfahrungen in den jeweiligen Engagementfeldern angelegt sind.

- Erzählungen über das Engagement in der Wohlfahrt machen deutlich, dass dieses nicht nur in besonderer Weise zwischenmenschliche Beziehungen ermöglicht, die als besonders berührende Erfahrungen hervorgehoben werden. Vielmehr erzählen die Engagierten aus der Wohlfahrt typischerweise auch von der schmerzhaften Erfahrung, beobachten zu müssen, wie hilfsbedürftige Menschen in einem auf wirtschaftliche Effizienz angelegten System versorgt werden (vgl. Kapitel 3 Engagement in Wohlfahrtsverbänden zwischen Resonanz und Widerspruch).
- Engagementserzählungen über Kirchengemeinden sind typischerweise dadurch geprägt, dass unterschiedliche Vorstellungen von Kirche kollidieren. Sich in einer Kirchengemeinde zu engagieren bedeutet typischerweise, sich mit anderen zu engagieren, die andere Vorstellungen von Kirche haben: Die einen legen besonderen Wert darauf, ihren Glauben zu leben, anderen geht es eher um Gemeinschaft, wieder andere wünschen sich Kirche als Bewegungskirche und schließlich ist für einige die ordentliche Verwaltung der Gemeinde besonders wichtig (vgl. Kapitel 4 Unterschiedliche Logiken im Kirchenengagement: Engagement zwischen Gemeinschaft, Bewegung und Organisation).
- Engagementserzählungen aus Sportvereinen wiederum beschreiben typischerweise, wie aufwändig und mühselig es ist, die für das Sporttreiben im Verein notwendigen Strukturen (Hallen, Nachwuchstraining, Förderungen) aufzubauen und zu erhalten. Dies hat wenig mit dem Spaß am Sport zu tun, der die Engagierten eigentlich motiviert (vgl. Kapitel 5 Engagement in Sportvereinen zwischen Selbstzweck und Strukturbildung).
- Erzählungen über Engagement in Umweltinitiativen setzen sich wiederum typischerweise mit dem Wissen und den Kompetenzen von Engagierten auseinander. Konkurrenz und Konflikte darum, wer mehr weiß oder kompetenter ist, scheinen in spezifischer Weise im Feld der Umweltinitiativen angelegt: So verlangt die effektive Organisation von Gegenmacht sehr viel Zeit, Wissen und Expertise, was typischerweise zu Vergleichen zwischen den Engagierten

führt (vgl. Kapitel 6 Engagement in Umweltinitiativen zwischen Umweltbewusstsein und Kompetenzanspruch).

Für den Engagementabbruch bzw. die Engagedynamik scheinen somit spezifische bindende und abträgliche Erfahrungen relevant zu werden und nicht unbedingt jene, die bislang in den jeweiligen Feldern viel diskutiert werden. Dies bestätigt den von uns gewählten offenen Zugang mit narrativen Interviews, mit denen wir die Relevanzsetzungen der Engagierten gut erfassen konnten, gerade auch dann, wenn diese andere Themen als die oft besprochenen fokussierten.

11.2.2 Zur Spezifik von Engagement als Arbeit

Durch den systematischen Vergleich der Erzählungen sehen wir jedoch nicht nur Herausforderungen, die spezifisch für einzelne Engagementfelder sind, sondern auch solche, die das Engagement generell, unabhängig vom Engagementfeld betreffen. Wir haben drei typische Erfahrungen herausgearbeitet:

- Engagement wird zumeist zusammen mit anderen ausgeführt. In den Erzählungen werden unterschiedliche Vorstellungen über die Art und Weise der Zusammenarbeit als gegensätzlich dargestellt. Engagement bedeutet somit, sich mit anderen engagieren zu müssen, welche jedoch ggf. andere Vorstellungen von Zusammenarbeit haben, als man selbst. Anders als bei Erwerbsarbeit gibt es im Engagement jedoch selten klare Vorgaben und Strukturen, welche die Art und Weise der Zusammenarbeit regeln (vgl. Kapitel 8 Verschiedene Vorstellungen von Kooperation als Herausforderung im Engagement).
- Freiwilliges Engagement wird erzählt als eine zusätzliche Arbeit, die mit der eigenen Biografie verwoben werden muss. Sie muss mit Kompetenzen aus Erwerbsarbeit, mit biografischen Phasen des Ruhestandes, des Studiums und des Familienlebens in Einklang gebracht werden genauso wie mit Wertvorstellungen und sozialen Beziehungen. Dies haben wir mit dem Begriff des Kuratierens beschrieben (vgl. Kapitel 9 Das Kuratieren von Lebenszeit mit Engagement).
- Freiwilliges Engagement wird erzählt als eine Erfahrung, die in besonderer Weise verletzbar macht, weil Menschen gerade hier Projekte verwirklichen, die ihnen besonders am Herzen liegen (vgl. Kapitel 10 Verletzbarkeit).

Die Analysen über Kooperation, Kuratieren und Verletzbarkeit (vgl. Kapitel 8, 9 und 10) verweisen auf einen Aspekt, den wir bislang noch nicht ausgeführt haben. Sie machen deutlich, dass das *Arbeiten* im Engagement mit spezifischen Erfahrungen einhergeht. Etwas verkürzt ließe sich sagen: Jedes Engagementfeld dokumentiert sich anders in den Erzählungen, aber feldübergreifend dokumentieren

sich Elemente von Arbeitsprozessen, die zu ähnlichen Mustern in den Erzählweisen führen.

Am deutlichsten erscheint uns die Erfahrungsraumdimension *Arbeiten im Engagement* in Bezug auf Kooperation. So ist die Zusammenarbeit im freiwilligem Engagement typischerweise nicht so stark strukturiert wie in der Erwerbsarbeit: Während es in Unternehmen und Verwaltungen eine klare hierarchische Struktur mit Zuständigkeiten für bestimmte Aufgaben und Weisungsbefugnissen gibt, welche insbesondere durch unterschiedliche Bildungsabschlüsse legitimiert wird, sind solche Strukturen im freiwilligen Engagement oft eher schwach ausgeprägt oder nur da zu finden, wo es beispielsweise formelle Verfahren wie Wahlen in Vereinen gibt (Nesbit et al. 2016). Oft wird in der Förderung von Engagement gerade damit geworben, alle Menschen seien mit ihren Fähigkeiten und Interessen willkommen, könnten ihre Ideen einbringen und mitgestalten. Das Fehlen einer Struktur mit vorgegebenen Aufgaben und Weisungsbefugnissen scheint somit zu einem bestimmten Grad konstitutiv für das Engagement – und dies prägt die Erzählungen über Kooperation. Typisch sind einerseits Erzählungen, in denen Engagierte von der Idee einer hierarchiefreien Zusammenarbeit ausgehen, in der alle sich mit ihren unterschiedlichen Kompetenzen gleichermaßen einbringen können – und sich deswegen darüber ärgern, wenn andere meinen, sie wüssten besser Bescheid und könnten bestimmen, wie Projekte umgesetzt werden. Da diese Idee einer hierarchiefreien Zusammenarbeit jedoch nicht expliziert und auch nicht Konsens ist, führt dies dazu, dass andere Engagierte davon ausgehen, dass sie mehr bestimmen können, weil sie über bestimmte Erfahrungen oder Kompetenzen verfügen. Sie ärgern sich darüber, dass ihre langjährigen Erfahrungen oder ihr spezifisches Wissen von anderen nicht anerkannt würden. Der ungeklärte Widerspruch zwischen diesen beiden Vorstellungen von Kooperation führt zu einer Herausforderung in der Kooperation, welche typisch für das Engagement als solches ist.

Auch in der Art und Weise, über Verletzbarkeit im Engagement zu erzählen, dokumentiert sich der Orientierungsrahmen von Engagement als erbrachter Arbeit. Das Engagement wird erzählt als eine Arbeit, welche den Einzelnen besonders viel bedeutet: Die Engagierten erzählen von besonderen Orten, wie etwa Vereinsheimen, Kirchengemeinden oder Ferienfreizeiten, die sie mit anderen geschaffen haben. Sie erzählen von Kollektiven, in denen bestimmte Werte geteilt oder ein besonderer Umgang, besondere Beziehungen miteinander gepflegt werden. Sie erzählen aber gerade auch von den Momenten, in denen ihre Arbeit nicht wertgeschätzt, sondern vielmehr ausgebeutet wurde. Manche berichten, dass die von ihnen geleistete Arbeit nicht gesehen wurde, weil Zuschreibungen an ihre Person (etwa ein „Migrationshintergrund“) im Vordergrund gestanden hätten. Solche Schilderungen über eine fehlende Anerkennung von Arbeitsergebnissen entfalten eine besondere Wirkmächtigkeit, weil hier die Selbstpositionierung der

Engagierten als kreative, erfahrene oder verantwortungsvoll Arbeitende verletzt wird.

Die Vorstellung, dass ein freiwilliges Engagement in besonderer Weise sinnvoll sein sollte, weil es sich als zusätzliche unbezahlte Arbeit möglicherweise neben Sorge-, Reproduktions- und Erwerbsarbeit in den Alltag hineinquetscht, strukturiert schließlich auch die dritte Erzählweise über das Kuratieren von Engagement und Lebenszeit (vgl. Kapitel 9 Das Kuratieren von Lebenszeit mit Engagement). In manchen Erzählungen wird Engagement explizit zum Teil einer Sorgearbeit, die sich auch außerhalb der Familie fortsetzt. Die Erzählweise des Kuratierens weist darauf hin, dass solche unbezahlte Arbeit in besonderer Weise begründungsbedürftig ist. Die Art und Weise, wie die Engagierten ihr Engagement mit einer bestimmten Lebensphase und einer individuellen Biografie verbinden, zeigt, dass es dabei nicht um eine beliebige Aufgabe gehen kann, für die einfach freie Zeit aufgebracht wird. Deutlich wird vielmehr, dass das Engagement immer auch in Zusammenhang gesetzt wird (oder werden muss) zu spezifischen Lebensentwürfen, persönlichen Überzeugungen, wichtigen Beziehungen oder biografischen (Schlüssel-)Erlebnissen. In den Engagementserzählungen stellen sich die Engagierten immer auch dar als solche mit spezifischen Werten, Kompetenzen oder Interessen. Wenn sie ihr Engagement mit einer bestimmten biografischen Phase, etwa der Elternschaft oder des Ruhestandes, verbinden, dann entwerfen sie damit auch eine spezifische Vorstellung, etwa von einer Mutterschaft, die nicht nur auf Kindererziehung beschränkt sein soll, oder eines aktiven Ruhestandes.

Zusammenfassend werden somit drei Spezifika von Engagement deutlich, welche die erzählten Engagementdynamiken strukturieren: Engagement wird dargestellt als eine Arbeit, in der man mit anderen zusammenarbeitet. Die Art und Weise der Zusammenarbeit muss dabei gemeinsam verhandelt werden, wobei dies meist implizit geschieht, weil es kaum Gelegenheiten gibt, zu denen solch grundlegende Vorstellungen von Zusammenarbeit explizit thematisiert werden können. Gleichzeitig ist es eine Art von Arbeit, bei der etwas gestaltet oder hervorgebracht werden kann, was für die Engagierten eine besondere Bedeutung hat – wodurch sie verletzbar werden. Und schließlich ist diese Arbeit freiwillig und unbezahlt, weswegen sie angesichts aller anderen Pflichten im Leben mit einem besonderen Sinn gerechtfertigt werden muss. Ohne diese drei Aspekte würden die erhobenen Erzählungen keinen Sinn ergeben. Diese drei Spezifika prägen die Erzählungen ebenso wie diejenigen der Engagementfelder. Das bedeutet, dass eine Erzählung z. B. sowohl von den spezifischen Erfahrungen aus der Wohlfahrt als auch von den Herausforderungen von Kooperation und von Verletzbarkeit geprägt sein kann.

11.2.3 Zum Potenzial einer Feldperspektive auf Engagement

Insgesamt verändert die Feldperspektive auf Engagement die Art und Weise, wie wir Engagementdynamiken verstehen. Dies wird insbesondere im Vergleich zur Motivationsforschung deutlich, welche die Aufnahme eines Engagements und den Verbleib in ihm mit individuellen Motiven erklärt: Engagierte würden länger im Engagement bleiben, wenn sie motiviert sind und wenn ihre Motive zum spezifischen Engagement passen (Snyder und Omoto 2008; Stukas et al. 2015; Stukas et al. 2009; Forner et al. 2024). Hier werden Engagementdynamiken vorwiegend mit individuellen Dispositionen erklärt. Mit einer Feldperspektive argumentieren wir demgegenüber, dass unterschiedlich motivierte Individuen in einem spezifischen Feld ähnliche bindende wie abstoßende Erfahrungen machen. Der Abbruch des Engagements wird mit einer Feldperspektive somit weniger dem einzelnen Individuum bzw. seiner fehlenden Motivation oder mangelnden Kompetenzen zugeschrieben, sondern es wird auf einer Meso-Ebene nach den Bedingungen gefragt, unter denen das Engagement stattfindet.⁸⁰

In diesem Sinne ist das Wissen über die Herausforderungen, die mit einem spezifischen Engagement einhergehen, auch hilfreich für die Engagierten. In den Interviews erzählen Sie insbesondere Konflikte stets als Konflikte zwischen spezifischen Personen. Zu wissen, dass diese Konflikte wie auch andere Herausforderungen, denen sie im Engagement begegnen, nicht ihnen selbst oder ihren Mit-engagierten anzulasten sind, sondern dass sie typisch und im Engagementfeld bzw. im Engagement als solchem angelegt sind, kann entlastend sein.

Mit unserer Perspektive betrachten wir andere Aspekte als die Managementforschung: Diese erforschte etwa, dass Engagierte dann eher im Engagement verbleiben, wenn sie ein Engagement auswählen konnten, was gut zu ihren Interessen und Fähigkeiten passt (Walk und Peterson 2023), wenn sie gut eingearbeitet wurden (Walk et al. 2019) oder wenn sie und ihre Kritik in ihrem Engagement wertgeschätzt werden (Allen und Mueller 2013; Garner und Garner 2011). Wir argumentieren demgegenüber mit unseren Ergebnissen, dass auch Engagierte, die mit ihren Motiven und Kompetenzen sehr gut zu ihrem Engagement passen und dort gut eingearbeitet wurden und viel Wertschätzung erfahren, sich mit den beschriebenen Herausforderungen auseinandersetzen müssen. Diese

80 Wir sind in Zwischenworkshops und auf Konferenzen immer wieder gefragt worden, ob wir mit unseren Analysen Aussagen über die Relevanz von Organisationskulturen und deren Bedeutung für Engagementdynamiken treffen könnten. Hierzu möchten wir feststellen, dass wir nicht mit einer organisationssoziologischen Perspektive ausgewertet haben. Wir haben nicht gezielt verschiedene Verbände gesampelt oder nach Organisationskonzepten, -kulturen, -management oder Führungsstilen verglichen.

Herausforderungen lassen sich durch Engagementmanagement nicht auflösen, durchaus jedoch begleiten.⁸¹

Wenn wir Engagementdynamiken auf diese Weise zwischen verschiedenen Feldern vergleichen, können wir die Mechanismen rekonstruieren, die dazu führen können, dass Engagierte ein Engagement abbrechen. Ob sie in einem individuellen Fall ein Engagement abbrechen oder nicht, lässt sich mit diesem Zugang für den Einzelfall jedoch nicht vorhersagen. Engagementdynamiken mit einer Feldperspektive zu betrachten bedeutet nicht, alle Entwicklungen nur auf spezifische Felder zurückzuführen. Wir verstehen Engagierte nach wie vor als starke Akteur*innen – dies zeigt sich in den Erzählungen u. a. darin, wie verschieden sie mit den feldtypischen Herausforderungen umgehen.

11.3 Engagementdynamik aus einer relationalen Perspektive

Unsere Analysen haben deutlich gemacht, wie relevant eine relationale Perspektive für eine Analyse von Engagementdynamiken ist. Die Grundannahme einer solchen relationalen Perspektive lautet, dass Personen (wie auch Dinge) sich erst in ihren Beziehungen (Relationen) konstituieren. Somit erhält auch ein Engagement seine spezifische Bedeutung erst durch Beziehungen, etwa zwischen Engagierten bzw. zwischen Engagierten und Adressat*innen, Hauptamtlichen oder Organisationen. Es handelt sich bei der Frage nach Relationen somit nicht darum, wer Kontakt zu wem hat, sondern es geht um die Analyse von Beziehungen, in denen Bedeutungen entstehen. In Relationen werden Hierarchien und Positionen ausgedrückt und mit spezifischen Erwartungen verknüpft und dies prägt die Bedeutung von Engagement.

Im Folgenden wollen wir den Blick auf Relationen im Zusammenhang mit Engagementdynamiken systematisieren und dabei drei Aspekte für eine zukünftige vergleichende Forschung fokussieren: Dabei geht es um die spezifischen Aufgaben, die im Engagement erfüllt werden, um die Rolle von Hauptamtlichen in den jeweiligen Engagementfeldern sowie um die unterschiedlichen Organisationstypen, in die Engagement eingebettet ist. Bisweilen lässt sich hieran auch ergänzend beschreiben, was Felder verschieden macht.

Schauen wir uns die *Aufgaben* an, die Engagierte übernehmen, so wird bereits deutlich, dass diese die Beteiligten im freiwilligen Engagement verschieden relationieren: So werden verschiedene Positionen durch unterschiedliche Aufgaben erst geschaffen, wie etwa der Vergleich zwischen Umweltinitiativen und Wohlfahrtsverbänden zeigt. In der Aufgabe der Sorge in den Wohlfahrtsverbänden

81 An dieser Stelle endet jedoch unsere Expertise, da wir nicht zum Engagementmanagement geforscht haben, sondern zu Perspektiven von Engagierten, die je nach Feld auch Adressat*innen von Engagementmanagement sein können.

ist eine spezifische Relation angelegt: Die Engagierten erzählen von innigen zwischenmenschlichen Beziehungen zwischen ihnen und hilfebedürftigen Menschen. Die Wohlfahrt bietet Engagierten die Position, für andere sorgen zu können und dafür etwa mit einem strahlenden Lächeln bedacht zu werden. (vgl. Kapitel 3 Engagement in Wohlfahrtsverbänden zwischen Resonanz und Widerspruch). In den Umweltinitiativen hingegen schaffen andere Aufgaben andere Positionen: Hier geht es darum, sich zu bestimmten Themen zu verhalten, dazu Öffentlichkeit herzustellen und dadurch politischen Druck zu erzeugen. Die Aufgabenstellung positioniert Engagierte in Gegnerschaft zu Parteien, Verwaltungen oder Wirtschaftsbetrieben, und in diesem Kampf benötigen sie wie beschrieben besonders viel Wissen und Kompetenzen. Eine Relation, die hierdurch entstehen kann, ist der Vergleich zwischen Engagierten, wer von ihnen mehr Wissen oder mehr Kompetenzen hat (vgl. Kapitel 6 Engagement in Umweltinitiativen zwischen Umweltbewusstsein und Kompetenzanspruch).

Von den Aufgaben nicht unabhängig gedacht werden kann die Frage der *Hauptamtlichkeit*. Mit Hauptamtlichkeit geht zunächst eine gewisse Macht zur Definition von Aufgaben einher, die dann durch Engagierte umgesetzt werden. Gleichzeitig lässt sich beobachten, dass Engagierte in den unterschiedlichen Feldern sich auch je spezifisch zum Hauptamt positionieren (Einarsdóttir und Osia 2020; Rübke 2017). Insgesamt lassen sich in den verschiedenen Engagementfeldern somit je spezifische Relationen zwischen Hauptamtlichen und Engagierten beobachten, welche auch die Engagementdynamiken beeinflussen:

- In den von uns erhobenen Erzählungen aus Sportvereinen und Umweltinitiativen kommen kaum Hauptamtliche vor, dafür aber immer viele andere Engagierte, die sich untereinander abstimmen müssen. Die Schaffung einer hauptamtlichen Geschäftsführung wird in zwei Erzählungen aus Sportvereinen als umstritten erzählt. Insgesamt wird in den Erzählungen aus Sportvereinen ein starkes Selbstverständnis einer Freiwilligenkultur artikuliert. Anders ausgedrückt: Es stehen hier viele Engagierte der Professionalisierung von Ehrenamtsstrukturen eher ablehnend gegenüber (vgl. Kapitel 5 und 6).
- In den Kirchengemeinden sind Pfarrpersonen fraglos gesetzt und spielen eine prominente Rolle. Dies prägt die Engagementdynamiken, was etwa an den typischen Erzählungen über neue Pfarrpersonen deutlich wird, aber auch an den Beschreibungen von Gremienarbeit, in denen die Hauptamtlichen qua Amt vertreten sind (vgl. Kapitel 4).
- Während die Pfarrpersonen in den Erzählungen über Kirchengemeinden als solche erzählt werden, mit denen sich die Engagierten auseinandersetzen (können), erzählen sich die Engagierten aus Wohlfahrtsverbänden nicht in einer Position, in der sie mit den Hauptamtlichen ernsthaft diskutieren könnten. Den Hauptamtlichen in den Einrichtungen von Wohlfahrtsverbänden

wird außerdem zugeschrieben, wenig an den beobachteten Missständen ändern zu können (vgl. Kapitel 3).

Hauptamt und die Definition von Aufgaben stehen schließlich auch in Verbindung mit unterschiedlichen *Organisationstypen*, in denen das Engagement stattfindet. Auch diese relationieren die Engagierten im Feld je spezifisch.

- In den Erzählungen über Sportvereine scheint v. a. die Vereinsstruktur relevant für die erzählten Relationen. Hier prägt typischerweise eine rechtlich vorgegebene Struktur mit Vorstand, Mitgliederversammlung etc. die Relationen – etwa wenn Engagierte im Vorstand Projekte entwickeln, denen die Mitglieder auf der Mitgliedsversammlung zustimmen sollen (was sie nicht immer tun). Auch die Größe und Komplexität der Sportvereine mit ihren verschiedenen Sparten, Altersgruppen und ggf. Leistungsklassen prägen die erzählten Relationen: Engagierte können in den komplexen und deswegen etwas schwerfällig wirkenden Sportvereinen nicht einfach schnell Entscheidungen treffen, sondern müssen sich typischerweise in längere Entscheidungsprozesse mit mehreren Beteiligten begeben. Dies gilt auch für Trainer*innen, die sich etwa mit Jugendwarten oder Verbandsstrukturen abstimmen müssen (vgl. Kapitel 5).
- Dass nicht die Vereinsform allein die Relationen der Engagierten prägt, wird durch den Vergleich mit den Erzählungen aus Umweltinitiativen deutlich. Dieses Engagement wird zwar ebenfalls oft in Vereinsform ausgeübt, die erzählten Relationen sind hier allerdings eher solche einer kleineren Gruppe. Die Organisationen sind kleiner und weniger komplex, die Engagierten erzählen von Abstimmungsprozessen mit wenigen Personen, mit denen sie oft recht schnell (aber auch nicht unbedingt konfliktfrei) Ziele und Aktionsformen definieren (vgl. Kapitel 6).
- Die Erzählungen aus Kirchengemeinden sind typischerweise durch die Relation zur Amtskirche geprägt, welche das Engagement vor Ort prägt. Die Engagementdynamik ist hier einerseits dadurch geprägt, dass die Engagierten sich mit auferlegten Beschränkungen auseinandersetzen, etwa wenn Kirchengemeinden zusammengelegt oder finanzielle Budgets reduziert werden oder wenn als unpassend empfundene Pfarrpersonen zugewiesen werden. Andererseits entstehen durch die Amtskirche auch besondere Relationen, wenn Engagierte mit bedeutenden Persönlichkeiten wie spannenden Pfarrpersonen oder gar dem Bischof ins Gespräch kommen können. Die so entstehenden Relationen unterscheiden sich deutlich von jenen im vereinsrechtlich organisierten Engagement. Vor dieser großen Differenz zwischen Kirchengemeinden und Sportsvereinen erscheinen die Differenzen zwischen evangelischer und katholischer Kirche – evangelische Christ*innen scheinen durch Synoden ein größeres Mitspracherecht in ihrer Kirche zu haben – in unserem Vergleich vernachlässigbar (vgl. Kapitel 4).

- Spezifisch für Wohlfahrtsverbände ist schließlich, dass hier das organisationale Umfeld, insbesondere Sozialpolitik und Sozialversicherungen, ins Engagement hineinwirken und die Relationen prägen, in die sich Engagierte mit ihrem Engagement begeben. Im Sozialgesetzbuch sind Ziele, Aufgaben und Verfahren geregelt, Sozialpolitik und Sozialversicherungen bestimmen die finanziellen Spielräume, die wiederum die Umgangsweisen mit den Adressat*innen der Hilfe prägen. Während Engagierte in Sportvereinen und Umweltinitiativen ihre (Teil-)Ziele letztlich weitgehend untereinander aushandeln und in Kirchengemeinden Aufgaben und Gremienstrukturen quasi von der eigenen Organisation vorgegeben werden, beschreiben das Sozialgesetzbuch, Sozialpolitik und Sozialversicherungen für Wohlfahrtsverbände den Rahmen, in dem die Verbände agieren (müssen) und dessen Schranken sie letztlich an Engagierte weitergeben (vgl. Kapitel 3).

Zusammenfassend ergeben sich somit mehrere Ansatzpunkte, um Engagementdynamiken weiter zu erforschen. In den Blick genommen werden können sowohl die Relationen, die sich aus den spezifischen Aufgaben ergeben, als auch jene, die durch unterschiedlich präsente und einflussreiche Hauptamtliche geprägt sind oder schließlich unterschiedliche Organisationstypen, durch die Engagierte in jeweils spezifische Beziehung gesetzt werden.

11.4 Zur Prozessualität von Engagement

Hervorzuheben ist schließlich die Prozessualität von Engagementdynamiken, weil sich das Engagement mit den Erfahrungen, die Engagierte machen, entwickelt und verändert.⁸² Deutlich wird, dass es sich beim Engagement nicht um eine feststehende Aufgabe handelt, die Engagierte einfach übernehmen. Zu Beginn haben sie eine oft eher unkonkrete Vorstellung über ihr Engagement: Sie wollen z. B. „etwas zurückgeben“, den Nachwuchs für den Sportverein erhalten oder für mehr Radwege sorgen. Was das aber bedeutet – das erfahren sie erst im Verlauf ihres Engagements. Sie suchen sich einen Platz im Engagementfeld und finden oder schaffen sich ihre spezifische Aufgabe. Dies haben wir an anderer Stelle mit dem Begriff des Nische-Findens bezeichnet (vgl. Kewes 2017). Die Engagierten entwickeln dabei Vorstellungen von Kooperation, lernen bestimmte Dinge besonders wertzuschätzen und lassen sich von zwischenmenschlichen Begegnungen berühren. Unsere Analysen legen nahe, dass das Engagement, das so entsteht, durch die Erfahrungen, die erst nach und nach in einem spezifischen

82 Wir differenzieren dabei nicht zwischen einzelnen Stufen oder Übergängen, wie es andere Autor*innen gemacht haben (z. B. Haski-Leventhal und Bargal 2008), sondern beschreiben eine spezifische Qualität von Prozessualität, die auf Erfahrungen in Feldern beruht.

Feld gemacht werden, geprägt ist. Wir plädieren für ein Engagementverständnis, welches solche Entwicklungsmöglichkeiten als wesentlich begreift.

Dies wird etwa am Beispiel des Engagierten Stefan deutlich: Er wollte dem Sportverein, in dem seine Söhne so gut trainiert wurden, „etwas zurückgeben“. Seine Motivation war also – wie die vieler anderer Engagierter – eher unspezifisch. Der Zufall wollte es, dass gerade jemand für das Layout der Vereinszeitschrift gebraucht wurde. Stefan übernahm diese Aufgabe, fuchste sich in die Technik ein und ließ sich von ihr zunehmend begeistern – und diese Begeisterung zeigt sich in unserem Vergleich als ein typisches Produkt von Öffentlichkeitsarbeit (zur Öffentlichkeit vgl. Kapitel 7 Zwischenfazit). Hätte ein*e Engagementmanager*in Stefan allerdings vorab nach seinen Interessen gefragt, hätte er wahrscheinlich nicht von Öffentlichkeitsarbeit gesprochen. Erst in der Erfüllung der spezifischen Aufgabe machte er feldspezifische bindende Erfahrungen. Mit solchen Erfahrungen, die Engagierte in einem bestimmten Engagementfeld machen, nimmt ihr Engagement nicht nur zunehmend konkretere Züge an, es wird auch zunehmend zu einem spezifischen und eigenen Engagement, welches eine spezifische Bedeutung für sie persönlich bekommt. Sie erzählen nicht nur, wie sie sich ihre Aufgabe geschaffen haben, die ihnen am Herzen liegt und die sie auf eine Weise erfüllen, die sie wichtig finden, sondern auch von Beziehungen oder besonderen Dingen, die sie aufgebaut haben.

Nicht nur die Erfahrungen, die an das Engagement binden, sondern auch jene, die dem Engagement abträglich sind, machen die Engagierten erst im Verlauf ihres Engagements. Das eigene Projekt gerät typischerweise in Spannung zu den Herausforderungen des Feldes und des Engagements als solchem. Engagierte erfahren im Laufe dieses Prozesses somit nicht nur immer mehr, worum es in ihrem Engagement geht. Sie vertiefen nicht nur ihre Herzensangelegenheit und entdecken was ihnen wichtig ist – sie lernen gleichzeitig die Herausforderungen kennen, welche ihre Freude, den Erfolg oder den Sinn ihres Engagements einschränken. Auch dies wird am Beispiel des gerade skizzierten Stefans deutlich: Am Ende seiner Engagementzeit ist er verletzt, weil er zu wenig Wertschätzung erfährt. Seinem Engagement abträglich wirkt insbesondere seine Beobachtung, dass immer andere im Verein materielle Unterstützung oder Entschädigungen erhalten, nicht aber er. Der Beginn seiner Erzählung, er sei aus Dankbarkeit dem Verein gegenüber ins Engagement gestartet, zeigt, wie unerwartet diese Entwicklung war. Dass Anerkennung und Dankbarkeit des Vereins für *seine* Arbeit relevant werden würden, war da noch nicht absehbar. Deutlich wird somit, dass das Engagement, welches letztendlich abgebrochen wird, nicht mehr dasjenige ist, was sich die Engagierten zu Beginn vorgestellt haben. Vielmehr hat es sich in einem spezifischen Engagementfeld bzw. im Engagement erst entwickelt.

Begonnen hatten wir unsere Studie mit dem Ziel, Engagementabbrüche besser zu verstehen. Am Ende stellen wir nun fest, dass wir in der Tat einiges über die Me-

chanismen gelernt haben, welche zu diesen Abbrüchen führen – v. a. jedoch haben wir durch unsere Beschäftigung mit dem Abbruch viel über das Engagement an sich erfahren. Wir wünschen uns, dass die von uns entwickelte Perspektive auf Engagement als eine ambivalente Erfahrung, welche sich prozesshaft in spezifischen Feldern entwickelt, weiter genutzt wird – sowohl von Kolleg*innen in der Forschung als auch im Engagementmanagement und von Engagierten selbst. Es gibt noch viel zu entdecken.

Anhang: Transkriptionsregeln

Grundsätzlich: Es wird wörtlich transkribiert. Interpunktion findet an den Stellen statt, an denen das Absenken der Stimme ein Satzende nahelegt.

- Deutsche Dialekte werden geglättet (uns ist etwa das Sächsische oder das Rheinische wenig wichtig), es sei denn, für Begriffe gibt es keine adäquate hochsprachliche Übersetzung („heuer“). Aber:
 - mhms und äähhs,
 - Stottern,
 - Wortdopplungen und Wortwiederholungen,
 - Wort- und Satzabbrüche („Wortabbruch-“) sowie
 - Syntaxfehler („Bin ich nach Schule gegangen“) und Wortverschleifungen („Haste ma‘ n‘ Euro?“, „Hömma!“) werden mittranskribiert.
- Unverständlichkeiten werden markiert (z. B. in Klammern, vermuteter Wortlaut wird in Klammern angegeben).
- Pausen werden transkribiert; kurze Pausen (.) und mittlere Pausen (..) nur per Klammer, aber Pausen ab fünf Sekunden werden ausgezählt z. B. (5 S.) für eine Fünfsekundenpause.
- Nonverbale Äußerungen wie Lachen oder Seufzen werden mittranskribiert „((lachen))“.
- Betonungen werden im Transkript durch Unterstreichungen ausgewiesen: „Das habe ich nicht gemeint“.
- Wortdehnungen werden gesperrt dargestellt: „Ich bin das (g e w e s e n), aber ich bin es heute nicht mehr!“
- Veränderungen im Sprachduktus wie leise, laut, schneller, werden im Transkript angezeigt, indem die lauten, schneller gesprochenen oder leisen Stellen kursiv gekennzeichnet werden und dahinter dann der Vermerk (laut), (leise) etc. gesetzt wird. Als Beispiel: Ach, das war mir schon *immer klar!* (*laut*) ... normaler Text weiter.
- Äußerungen der interviewenden Person werden mittranskribiert und mit Klammern im Fließtext ausgewiesen, sofern es den Sprachfluss der erzählenden Person nicht unterbricht (z. B. die gesprächsunterstützenden Äußerungen des Interviewers [mhm.]). Macht die erzählende Person eine Pause, in welche hinein die Gesprächsunterstützung fällt, wird die Reaktion der interviewenden Person in einem eigenen Absatz aufgenommen.
- Gleichzeitiges Reden wird transkribiert und durch: „[...]“ im Text sichtbar gemacht.

- Interviewer werden mit „I.“, die befragte Person mit „Bx.“ gekennzeichnet, wobei x für die Nummer des Interviews steht.
- Störungen wie Handys, Klingeln, Sonstiges werden vermerkt: {Handyklingeln}.
- Zeitangaben werden am Ende der Passagen der befragten Person aufgenommen (ggf. häufiger).

Literaturverzeichnis

- Alfes, Kerstin; Shantz, Amanda; Saksida, Tina (2015): Committed to Whom? Unraveling How Relational Job Design Influences Volunteers' Turnover Intentions and Time Spent Volunteering. In: *Voluntas* 26 (6), S. 2479–2499. DOI: 10.1007/s11266-014-9526-2.
- Allen, Joseph A.; Mueller, Stephanie L. (2013): The revolving door. A closer look at major factors in volunteers intention to quit. In: *Journal of Community Psychology* 41 (2), S. 139–155. DOI: 10.1002/jcop.21519.
- Archibald, Mandy M.; Ambagtsheer, Rachel C.; Casey, Mavourneen G.; Lawless, Michael (2019): Using Zoom Videoconferencing for Qualitative Data Collection: Perceptions and Experiences of Researchers and Participants. In: *International Journal of Qualitative Methods* 18. DOI: 10.1177/1609406919874596.
- Arriagada, Céline; Karnick, Nora (2022): Motive für freiwilliges Engagement, Beendigungsgründe, Hinderungsgründe und Engagementbereitschaft. In: Julia Simonson, Nadiya Kelle, Corinna Kausmann und Clemens Tesch-Römer (Hg.): *Freiwilliges Engagement in Deutschland*. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2019. Wiesbaden: Springer VS, S. 125–149.
- Bail, Ulrike (Hg.) (2007): *Bibel in gerechter Sprache*. 3. Auflage. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Barman, Emily (2016): Varieties of Field Theory and the Sociology of the Non-profit Sector. In: *Sociology Compass* 10 (6), S. 442–458. DOI: 10.1111/soc4.12377.
- Bauske, Emily; Kaiser, Florian (2019): Umwelteinstellung in Deutschland von 1996 bis 2016 – Eine Sekundäranalyse der Umweltbewusstseinsstudien. Im Auftrag des Bundesumweltamtes. Desslau-Roßlau (Texte, 128). https://www.umweltbundesamt.de/sites/default/files/medien/1410/publikationen/2019-10-17_texte_128-2019_sekundaeranalyse-umweltbewusstseinstudie.pdf (26.08.2024).
- Beetz, Michael; Rosa, Hartmut; Winkler, Torsten; Corsten, Michael (2014): Was bewegt Deutschland? Sozialmoralische Landkarten engagierter und distanzierter Bürger in Ost- und Westdeutschland. Weinheim: Beltz Juventa.
- Bellah, Robert N.; Madsen, Richard; Sullivan, William M.; Swidler, Ann; Tipton, Steven M. (2008): *Habits of the heart. Individualism and commitment in American life*. 3. Auflage. Berkeley u. a.: University of California Press.
- Blinkert, Baldo; Klie, Thomas (2017): Formen der Solidarität Auswertung der Zeitverwendungsstudie zu den Fokusaktivitäten bürgerschaftliches Engagement, Nachbarschaftshilfe und Übernahme von Pflegeaufgaben. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): *Wie die Zeit vergeht. Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland*. Beiträge zur Ergebniskonferenz der Zeitverwendungserhebung 2012/2013 am 5./6. Oktober 2016 in Wiesbaden, S. 195–228.
- Bohnsack, Ralf (2003): Dokumentarische Methode und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 6 (4), S. 550–570.
- Bohnsack, Ralf (2010): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. 8., durchgesehene Auflage. Opladen: Barbara Budrich.
- Borggreffe, Carmen; Cachay, Klaus; Thiel, Ansgar (2012): Der Sportverein als Organisation. In: Maja Apelt und Veronika Tacke (Hg.): *Handbuch Organisationstypen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 307–325.
- Bosse, Jana (2019): *Die Gesellschaft verändern. Zur Strategieentwicklung in Basisgruppen der deutschen Umweltbewegung*. Bielefeld: transcript.
- Breithecker, Renate; Stöckinger, Maik (2021): Zwischen Asymmetrie und Balance. Der Blick von Geflüchteten auf bürgerschaftliches Engagement. In: *Blätter der Wohlfahrtspflege* 168 (3), S. 86–89. DOI: 10.5771/0340-8574-2021-3-86.

- Breuer, Christoph; Feiler, Svenja (2019): Sportvereine in Deutschland: Organisationen und Personen. Sportentwicklungsbericht für Deutschland 2017/2018 – Teil 1. Bonn. https://cdn.dosb.de/user_upload/www.dosb.de/Sportentwicklung/SEB/SEB_Bundesbericht_2019.pdf (02.09.2024).
- Corsten, Michael; Kauppert, Michael (2007): Wir-Sinn und fokussierte Motive. Zur biographischen Genese bürgerschaftlichen Engagements. In: *Zeitschrift für Soziologie* 36 (5), S. 346–363.
- Corsten, Michael; Kauppert, Michael; Rosa, Hartmut (2008): Quellen bürgerschaftlichen Engagements. Die biographische Entwicklung von Wir-Sinn und fokussierten Motiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dalton, Russell J. (2015): Waxing or waning? The changing patterns of environmental activism. In: *Environmental Politics* 24 (4), S. 530–552. DOI: 10.1080/09644016.2015.1023576.
- Diekmann, Andreas; Lindenberg, Siegwart (2015): Cooperation: Sociological Aspects. In: James D. Wright (Hg.): *International encyclopedia of the social & behavioral sciences*. Second edition. Amsterdam, u. a.: Elsevier, S. 862–866.
- Dunn, Jeff; Chambers, Suzanne K.; Hyde, Melissa K. (2016): Systematic Review of Motives for Episodic Volunteering. In: *Voluntas* 27 (1), S. 425–464. DOI: 10.1007/s11266-015-9548-4.
- Dury, Sarah (2018): Dynamics in motivations and reasons to quit in a Care Bank. A qualitative study in Belgium. In: *European Journal of Ageing* 15, S. 407–416. DOI: 10.1007/s10433-017-0455-y.
- Eimhjellen, Ivar (2023): Capital, Inequality, and Volunteering. In: *Voluntas* 34 (3), S. 654–669. DOI: 10.1007/s11266-022-00501-7.
- Einarsdóttir, Anna; Osia, Salome U. (2020): „That’s My Job“: Tensions Between Employees and Volunteers in the Fire Service. In: *Nonprofit and Voluntary Sector Quarterly* 49 (4), S. 871–889. DOI: 10.1177/0899764020908329.
- Eliasoph, Nina (2016): The mantra of empowerment talk. An essay. In: *Journal of Civil Society* 12 (3), S. 247–265. DOI: 10.1080/17448689.2016.1215895.
- Emrich, Eike; Gassmann, Freya; Schmidt, Florian; Pierdzioch, Christian (2017): Motive, Nutzenerwartungen und zeitliches Engagement von Ehrenamtlichen im Sport – eine empirische Untersuchung. In: Dieter H. Jütting und Michael Krüger (Hg.): *Sport für alle. Idee und Wirklichkeit*. Münster, New York: Waxmann, S. 111–135.
- Flatau, Jens; Gassmann, Freya; Emrich, Eike; Pierdzioch, Christian (2017): Zur Sozialfigur des Ehrenamtlichen in Sportvereinen. In: Lutz Thieme, Sandy Adam, Georg Anders und Sebastian Braun (Hg.): *Der Sportverein – Versuch einer Bilanz*. Schorndorf: Hofmann, S. 205–231.
- Förner, Vivien W.; Holtrop, Djurre; Boezeman, Edwin J.; Slemp, Gavin R.; Kotek, Magdalena; Kragt, Darja et al. (2024): Predictors of turnover amongst volunteers: A systematic review and meta-analysis. In: *Journal of Organizational Behavior* 45, S. 434–458. DOI: 10.1002/job.2729.
- Frey, Robert H.; Johnson, Barbara E. (2010): A Cross-Cultural Investigation of Factors Influencing Environmental Actions. In: *Sociological Spectrum* 30 (2), S. 184–195. DOI: 10.1080/02732170903496075.
- Ganzevoort, Wessel; van den Born, Riyan J. G. (2020): Understanding citizens’ action for nature: The profile, motivations and experiences of Dutch nature volunteers. In: *Journal for Nature Conservation* 55, 125824. DOI: 10.1016/j.jnc.2020.125824.
- Ganzevoort, Wessel; van den Born, Riyan J. G. (2023): The everyday reality of nature volunteering: an empirical exploration of reasons to stay and reasons to quit. In: *Journal of Environmental Planning and Management*, S. 1–20. DOI: 10.1080/09640568.2023.2240953.
- Garner, Johny T.; Garner, Lindsey T. (2011): Volunteering an Opinion. Organizational Voice and Volunteer Retention in Nonprofit Organizations. In: *Nonprofit and Voluntary Sector Quarterly* 40 (5), S. 813–828. DOI: 10.1177/0899764010366181.
- Giugni, Marco; Grasso, Maria T. (2015): Environmental Movements in Advanced Industrial Democracies: Heterogeneity, Transformation, and Institutionalization. In: *Annual Review of Environment and Resources* 40 (1), S. 337–361. DOI: 10.1146/annurev-environ-102014-021327.

- Gluns, Danielle; Walter, Andrea (2014): Wie Policy Entrepreneure soziale Innovationen umsetzen. Zwei Fallbeispiele aus der Kommune. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 27 (2), S. 69–79. DOI: 10.1515/fjsb-2014-0208.
- Handy, Femida; Sealey, Anthony (2022): Voluntary sector participation and individual health and welfare: Does it matter where? In: *Social Science Quarterly* 103 (3), S. 471–493. DOI: 10.1111/ssqu.13135.
- Harflett, Naomi (2015): 'Bringing them with personal interests': the role of cultural capital in explaining who volunteers. In: *Voluntary Sector Review* 6 (1), S. 3–19. DOI: 10.1332/204080515X14241616081344.
- Hartmann, Jörg; Preisendörfer, Peter (2021): Development and Structure of Environmental Worries in Germany 1984–2019. In: *Zeitschrift für Soziologie* 50 (5), S. 322–337. DOI: 10.1515/zfsoz-2021-0022.
- Haski-Leventhal, Debbie; Bargal, David (2008): The volunteer stages and transitions model. Organizational socialization of volunteers. In: *Human Relations* 61 (1), S. 67–102. DOI: 10.1177/0018726707085946.
- Hogg, Eddy (2016): Constant, serial and trigger volunteers: volunteering across the lifecourse and into older age. In: *Voluntary Sector Review* 7 (2), S. 169–190. DOI: 10.1332/204080516X14650415652302.
- Hustinx, Lesley (2010): I Quit, Therefore I Am? Volunteer Turnover and the Politics of Self-Actualization. In: *Nonprofit and Voluntary Sector Quarterly* 39 (2), S. 236–255. DOI: 10.1177/0899764008328183.
- Hustinx, Lesley; Grubb, Ane; Rameder, Paul; Shachar, Itamar Y. (2022): Inequality in Volunteering: Building a New Research Front. In: *Voluntas* 33 (1), S. 1–17.
- Hyde, Melissa K.; Dunn, Jeff; Bax, Caitlin; Chambers, Suzanne K. (2016): Episodic Volunteering and Retention. An Integrated Theoretical Approach. In: *Nonprofit and Voluntary Sector Quarterly* 45 (1), S. 45–63. DOI: 10.1177/0899764014558934.
- Jepkens, Katja; van Rießen, Anne (2024): Informelles Engagement. Ambivalente Teilhabe: Kaum sichtbar, wenig anerkannt versus leicht zugänglich, selbstorganisiert und sozialräumlich. In: Christoph Gille, Andrea Walter, Hartmut Brombach, Benjamin Haas und Nicole Vetter (Hg.): *Zivilgesellschaftliches Engagement und Freiwilligendienste. Handbuch für Wissenschaft und Praxis*. Baden-Baden: Nomos.
- Kausmann, Corinna; Kelle, Nadiya; Simonson, Julia (2021): In welcher Form engagieren sich Menschen? Typisierung des freiwilligen Engagements in Deutschland. In: *Voluntaris* 9 (2), S. 263–279. DOI: 10.5771/2196-3886-2021-2-263.
- Kewes, Andreas (2017): Engagementbeendigung in der Wohlfahrtspflege. Vom Suchen, Finden und Verlieren einer sinnvollen Tätigkeit. In: Stephan Lessenich (Hg.): *Geschlossene Gesellschaften. Verhandlungen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bamberg 2016*. Online verfügbar unter http://publikationen.sociologie.de/index.php/kongressband_2016/article/view/512 (26.08.2024).
- Kewes, Andreas; Müller, Moritz (2021): Beendetes Engagement für Geflüchtete in relationaler Perspektive. In: *Voluntaris* 9 (1), S. 42–54. <https://doi.org/10.5771/2196-3886-2021-1-42>.
- Kewes, Andreas; Müller, Moritz; Munsch, Chantal (2022): Kooperationsbeziehungen im Engagement. In: Christoph Gille und Katja Jepkens (Hg.): *Teilhabe und Ausschlüsse im Engagement. Ergebnisse empirischer Forschungsprojekte zu formellem und informellem Engagement*. Baden-Baden: Nomos, S. 67–84.
- Kewes, Andreas; Munsch, Chantal (2018a): (Kein) Widerspruch im Engagement. Beobachtungen zum kritischen Potential bürgerschaftlich Engagierter in Wohlfahrtsverbänden. In: *Soziale Passagen* 10 (1), S. 85–104. DOI: 10.1007/s12592-018-0284-7.
- Kewes, Andreas; Munsch, Chantal (2018b): „Was haben Sie schöne, warme Hände“. Resonanzerfahrungen als eigensinnige Selbstbildung von und am Sozialen im wohlfahrtsstaatlichen Engagement. In: *Zeitschrift für Sozialpädagogik* 16 (4), S. 401–421.

- Kewes, Andreas; Munsch, Chantal (2019): Should I Stay or Should I Go? Engaging and Disengaging Experiences in Welfare-Sector Volunteering. In: *Voluntas* 30 (5), S. 1090–1103. DOI: 10.1007/s11266-019-00122-7.
- Klie, Thomas; Hils, Andreas (2009): Care und Bürgerschaftliches Engagement. Zur Bedeutung freiwilligen Engagements in der Begleitung und Unterstützung von Menschen mit Behinderungen und Pflegebedarf. Expertise für das WZB. Berlin. https://www.wzb.eu/system/files/docs/sine/expertise_klie-hils_O.pdf (02.09.2024).
- Lang, Richard; Mullins, David (2020): Field Emergence in Civil Society: A Theoretical Framework and Its Application to Community-Led Housing Organisations in England. In: *Voluntas* 31 (1), S. 184–200. DOI: 10.1007/s11266-019-00138-z.
- Langebach, Martin (Hg.) (2021): *Protest. Deutschland 1949–2020*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Leinhos, Patrick (2019): Qualitative Skype-Interviews. Ein Forschungszugang zu hochmobilen transnationalen Jugendlichen. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung* 20 (1), S. 27–42. DOI: 10.3224/zqf.v20i1.03.
- Liebig, Reinhard (2011): Was bleibt für das Ehrenamt? Analysen und Forschungsbefunde zum Wandel der Führungsstrukturen im Sozialbereich. In: Thomas Rauschenbach und Annette Zimmer (Hg.): *Bürgerschaftliches Engagement unter Druck? Analysen und Befunde aus den Bereichen Soziales, Kultur und Sport*. Opladen: Barbara Budrich, S. 29–163.
- Loos, Peter; Schäffer, Burkhard (2001): *Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lorentzen, Håkon; Hustinx, Lesley (2007): Civic Involvement and Modernization. In: *Journal of Civil Society* 3 (2), S. 101–118. DOI: 10.1080/17448680701554282.
- Lucius-Hoene, Gabriele; Deppermann, Arnulf (2004): Narrative Identität und Positionierung. In: *Gesprächsforschung* 5 (5), S. 166–183.
- Luhmann, Niklas (1964): *Funktionen und Folgen formaler Organisation*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Martin, John Levi (2009): *Social structures*. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Mauritz, Carolin (2020): Freiwilligenarbeit als Arbeit begreifen. Vorschläge für eine kritische Perspektive. In: *Voluntaris* 8 (1), S. 14–40.
- Meyer, Michael; Rameder, Paul (2022): Who Is in Charge? Social Inequality in Different Fields of Volunteering. In: *Voluntas* 33 (1), S. 18–32. DOI: 10.1007/s11266-020-00313-7.
- Moor, Joost de; Vydt, Michiel de; Uba, Katrin; Wahlström, Mattias (2021): New kids on the block: taking stock of the recent cycle of climate activism. In: *Social Movement Studies* 20 (5), S. 619–625. DOI: 10.1080/14742837.2020.1836617.
- Munsch, Chantal (2014): Wer sind eigentlich „Menschen mit Migrationshintergrund“? Über die Notwendigkeit eines reflexiven Migrationsbegriffs. In: *Forum Erziehungshilfen* 20 (2), S. 68–72.
- Munsch, Chantal; Kewes, Andreas (2019): Anders als gedacht. Migrationsspezifische Kategorisierungen in Narrationen über beendetetes bürgerschaftliches Engagement. In: *Soziale Passagen* 11 (1), S. 99–118. DOI: 10.1007/s12592-019-00313-5.
- Nesbit, Rebecca; Rimes, Heather; Smith, David H.; Akhter, Salma; Akingbola, Kunle; Domaradzka-Widla, Anna et al. (2016): Leadership and Management of Associations. In: David Horton Smith, Robert A. Stebbins und Jürgen Grotz (Hg.): *The palgrave handbook of volunteering, civic participation, and nonprofit associations*. 2. Band. Houndsmill, Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan, S. 915–949.
- Niebuur, Jacobien; Liefbroer, Aart C.; Steverink, Nardi; Smidt, Nynke (2022): Transitions Into and Out of Voluntary Work Over the Life Course: What is the Effect of Major Life Events? In: *Non-profit and Voluntary Sector Quarterly* 51 (6), S. 1233–1256. DOI: 10.1177/08997640211057400.
- Nohl, Arnd-Michael (2017): *Interview und Dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis*. 5. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

- Normenkontrollrat Baden-Württemberg (2019): Entbürokratisierung bei Vereinen und Ehrenamt. Empfehlungsbericht des Normenkontrollrats Baden-Württemberg. Stuttgart. https://www.normenkontrollrat-bw.de/fileadmin/_normenkontrollrat/PDFs/Empfehlungsberichte_und_Positionspapiere/191204_NKR_BW_Entbuerokratisierung_bei_Vereinen_und_Ehrenamt.pdf (14.02.2024).
- Overgaard, Charlotte (2019): Rethinking Volunteering as a Form of Unpaid Work. In: *Nonprofit and Voluntary Sector Quarterly* 48 (1), S. 128–145. <https://doi.org/10.1177/0899764018809419>.
- Pahl, Joachim Benedikt; Zimmer, Annette (2019): Sport als Politik. Vereine vor neuen Herausforderungen. In: Matthias Freise und Annette Zimmer (Hg.): *Zivilgesellschaft und Wohlfahrtsstaat im Wandel*. Wiesbaden: Springer VS, S. 361–391.
- Pettenkofer, Andreas (2014): *Die Entstehung der grünen Politik. Kultursoziologie der westdeutschen Umweltbewegung*. Frankfurt am Main: Campus.
- Piliavin, Jane Allyn; Siegl, Erica (2015): Health and Well-being Consequences of Formal Volunteering. In: David A. Schroeder und William G. Graziano (Hg.): *The Oxford handbook of prosocial behavior*. Oxford: Oxford University Press, S. 494–523.
- Pohl-Patalong, Uta (2021): *Kirche gestalten. Wie die Zukunft gelingen kann*. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2014): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 4., erweiterte Auflage. München: Oldenbourg Verlag.
- Rauschenbach, Thomas; Zimmer, Annette (Hg.) (2011): *Bürgerschaftliches Engagement unter Druck? Analysen und Befunde aus den Bereichen Soziales, Kultur und Sport*. Opladen: Barbara Budrich.
- Röbke, Thomas (2017): Ehrenamt und Hauptamt – eine Schlüsselbeziehung der Organisationsentwicklung. In: Ansgar Klein und Olaf Zimmermann (Hg.): *Impulse der Reformation. Der zivilgesellschaftliche Diskurs*. Wiesbaden: Springer VS, S. 143–152.
- Rosa, Hartmut (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut (2016): *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp.
- Rucht, Dieter (2021): *Neue Konflikte und neue soziale Bewegungen in Deutschland*. In: Brigitte Grande, Edgar Grande und Udo Hahn (Hg.): *Zivilgesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland*. Bielefeld: transcript, S. 61–77.
- Ruser, Alexander (2020): Radikale Konformität und konforme Radikalität? Fridays for Future und Ende Gelände. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 33 (4), S. 801–814.
- Schimank, Uwe (2006): Größenwachstum oder soziale Schließung? Das Inklusionsdilemma des Breitensports. In: Uwe Schimank (Hg.): *Teilsystemische Autonomie und politische Gesellschaftssteuerung. Beiträge zur akteurzentrierten Differenzierungstheorie 2*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 85–96.
- Schubert, Peter; Kuhn, David; Tahmaz, Birthe (2023): *Der ZiviZ-Survey 2023. Zivilgesellschaftliche Organisationen im Wandel – Gestaltungspotenziale erkennen. Resilienz und Vielfalt stärken*. Berlin. https://www.ziviz.de/sites/ziv/files/ziviz-survey_2023_hauptbericht.pdf (02.09.2024).
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 13 (3), S. 283–293.
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stehgreiferzählens. In: Martin Kohli und Robert Günther (Hg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart: Metzler, S. 78–117.
- Schützeichel, Rainer; Wächter, Maximilian (2017): Das „Feld“ der Feldtheorien. In: *Zeitschrift für theoretische Soziologie* 6 (1), S. 27–43.
- Seitz, Sally (2016): Pixilated partnerships, overcoming obstacles in qualitative interviews via Skype: a research note. In: *Qualitative Research* 16 (2), S. 229–235. DOI: 10.1177/1468794115577011.
- Sewell, William H. (1992): A Theory of Structure. Duality, Agency, and Transformation. In: *American Journal of Sociology* 98 (1), S. 1–29.

- Shachar, Itamar Y.; von Essen, Johan; Hustinx, Lesley (2019): Opening Up the „Black Box“ of „Volunteering“: On Hybridization and Purification in Volunteering Research and Promotion. In: *Administrative Theory & Praxis* 41 (3), S. 245–265. DOI: 10.1080/10841806.2019.1621660.
- Snyder, Mark; Omoto, Allen M. (2008): Volunteerism: Social Issues Perspectives and Social Policy Implications. In: *Social Issues and Policy Review* 2 (1), S. 1–36. DOI: 10.1111/j.1751-2409.2008.00009.x.
- Spanos, Jonathan (2022): Flüchtlingsaufnahme als Identitätsfrage. Der Protestantismus in den Debatten um die Gewährung von Asyl in der Bundesrepublik (1949 bis 1993). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Strübing, Jörg; Hirschauer, Stefan; Ayaß, Ruth; Krähnke, Uwe; Scheffer, Thomas (2018): Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. In: *Zeitschrift für Soziologie* 47 (2), S. 83–100. DOI: 10.1515/zfsoz-2018-1006.
- Stukas, Arthur A.; Snyder, Mark; Clary, E. Gil (2015): Volunteerism and Community Involvement: Antecedents, Experiences, and Consequences for the Person and the Situation. In: David A. Schroeder und William G. Graziano (Hg.): *The Oxford handbook of prosocial behavior*. Oxford: Oxford University Press, S. 459–493.
- Stukas, Arthur A.; Worth, Keilah A.; Clary, E. Gil; Snyder, Mark (2009): The Matching of Motivations to Affordances in the Volunteer Environment. In: *Nonprofit and Voluntary Sector Quarterly* 38 (1), S. 5–28. DOI: 10.1177/0899764008314810.
- Sundeen, Richard A.; Raskoff, Sally A.; Garcia, M. Cristina (2007): Differences in perceived barriers to volunteering to formal organizations: Lack of time versus lack of interest. In: *Nonprofit Management and Leadership* 17 (3), S. 279–300. DOI: 10.1002/nml.150.
- Taniguchi, Hiromi (2012): The Determinants of Formal and Informal Volunteering: Evidence from the American Time Use Survey. In: *Voluntas* 23 (4), S. 920–939. DOI: 10.1007/s11266-011-9236-y.
- Thieme, Lutz; Wallrodt, Sören (2018): Bildung und Ehrenamt: Zum Einfluss von Motiven auf Investitionen in Lizenzerwerb und Lizenzverlängerung bei Übungsleitern. In: *German Journal of Exercise and Sport Research* 48 (4), S. 544–559. DOI: 10.1007/s12662-018-0543-y.
- Thoits, Peggy A. (2012): Role-Identity Salience, Purpose and Meaning in Life, and Well-Being among Volunteers. In: *Social Psychology Quarterly* 75 (4), S. 360–384. DOI: 10.1177/0190272512459662.
- van Dyk, Silke; Haubner, Tine (2021): *Community-Kapitalismus*. Hamburg: Hamburger Edition.
- van der Roest, Jan-Willem; van Kalmthout, Janine; Meijs, Lucas (2016): A consumerist turn in Dutch voluntary sport associations? In: *European Journal for Sport and Society* 13 (1), S. 1–18. DOI: 10.1080/16138171.2016.1153882.
- Varga, Vesna; Munsch, Chantal (2014): Kontextspezifische Positionierungen: Darstellung eines Forschungszugangs und einer Analysestrategie am Fallbeispiel einer Lehrkraft „mit Migrationshintergrund“. In: *Forum: Qualitative Sozialforschung* 15 (3). <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs140330> (02.09.2024).
- Visser, Vivian; Koster, Willem de; van der Waal, Jeroen (2023): Understanding less-educated citizens' (non-)participation in citizens' initiatives: Feelings of entitlement and a taste for politics. In: *Current Sociology* 71 (5), S. 924–942. DOI: 10.1177/00113921211024700.
- Wagner, Greta (2019): Helfen und Reziprozität. Freiwilliges Engagement für Geflüchtete im ländlichen Raum. In: *Zeitschrift für Soziologie* 48 (3), S. 226–241. DOI: 10.1515/zfsoz-2019-0017.
- Walk, Marlene; Peterson, Emily (2023): Volunteers as Active Shapers of their Work: The Role of Job Crafting in Volunteer Satisfaction and Organizational Identification. In: *Voluntas* 34 (2), S. 289–300. DOI: 10.1007/s11266-022-00462-x.
- Walk, Marlene; Zhang, Ruodan; Littlepage, Laura (2019): „Don't you want to stay?“ The impact of training and recognition as human resource practices on volunteer turnover. In: *Nonprofit Management and Leadership* 29 (4), S. 509–527. DOI: 10.1002/nml.21344.
- Wicker, Pamela; Hallmann, Kirstin (2013): A multi-level framework for investigating the engagement of sport volunteers. In: *European Sport Management Quarterly* 13 (1), S. 110–139.

- Willems, Jurgen; Huybrechts, Gert; Jegers, Marc; Vantilborgh, Tim; Bidee, Jemima; Pepermans, Roland (2012): Volunteer decisions (not) to leave. Reasons to quit versus functional motives to stay. In: *Human Relations* 65 (7), S. 883–900. DOI: 10.1177/0018726712442554.
- Wilson, John (2000): Volunteering. In: *Annual Review of Sociology* 26, S. 215–240.
- Wilson, John (2012): Volunteerism Research. A Review Essay. In: *Nonprofit and Voluntary Sector Quarterly* 41 (2), S. 176–212. DOI: 10.1177/0899764011434558.
- Zimmer, Annette; Basic, Anton; Hallmann, Thorsten (2011): Sport ist im Verein am schönsten? Analysen und Befunde zur Attraktivität des Sports für Ehrenamt und Mitgliedschaft. In: Thomas Rauschenbach und Annette Zimmer (Hg.): *Bürgerschaftliches Engagement unter Druck? Analysen und Befunde aus den Bereichen Soziales, Kultur und Sport*. Opladen: Barbara Budrich, S. 269–385.